

Geschichten, Sagen und Romanzen ꝛc.



Geographie, Leben und Sitten der
Völker

Der Templer zu Burg.

(1309.)

Es steht ein Schloß an der tiefen Maas,
Mit Lilien ist es geschmücket,
Indessen von drüben blicket
Der Wundervogel, der Doppelaar,
Der schwarze Heinrich ihn pflanzte dar
Und schrieb es auf eiserne Säulen,
Daß hier die Stämme sich theilen.

Im Schloß, in den Hallen welch' gleißender Prunk!
Dort Kränze in Kränze sich schlingen
Und Becher an Becher erklingen.
Da singet es auf in Begeisterung,
Schwört Brüderschaft beim Feuertrunk;
Wie Bienen so schwärmen die Jecher
Im Schlosse durch alle Gemächer.

Der Graf erhielt aus der Stadt Paris
Vom König besiegelt ein Schreiben.
Drauf war in dem Schloß ein Treiben:

Jedweden Knappen man reiten ließ
Und Rennen und Stechen man rings verhieß,
Die deutschen und fränkischen Schaaren
Der Ritter zum Feste zu paaren.

Jetzt sind sie beisammen die Gäste all,
Es mischen sich Würde und Flitter.
Vom Tempel die mannlichen Ritter
Sie drängen sich an zum vollen Schwall,
Als gäl' es gewinnen den heiligen Grall;
Der Mäntel so viel man erblicket
Mit rothen Kreuzen besticket.

Jetzt ist in regem Wirren das Fest,
Das Mahl wird aufgetragen,
Sie setzen mit Wohlbehagen
Sich rings an beladenen Tischen fest,
Geschäftige Knappen bedienen auf's Best';
Wer hätte wohl früher gesehen
Solch' hohe Feier begehen?

Der Lof er schmettert die Hallen hindurch,
Die Scheiben der Fenster erzittern —
Da drängt sich unter den Rittern
Ein Knappe zu dem Komthur von der Burg,
Ob mancher Heiduck die Stirn auch furch',
Aufhorchen rings die Hüter;
So spricht er zu seinem Gebieter:

„Der beste Knappe arabischer Art,
„Euch sandt' ihn Molay, der Meister —
„Gar wüthend schlägt er und beißt er,
„Heut Morgen noch wie ein Lamm so zart,
„Nun Krampf und Koller in ihm sich paart
„Als trank er giftige Lauge,
„Als wirkte ein böses Auge.“

Der Ritter darf im Schoße der Lust
Den treuen Genof nicht vergessen.
„Auf laßt Euch nicht stören im Essen;

„Das Ross wär' traum ein harter Verlust,
„Ich denke nicht an das Schlimmste just —
„Viel Tränke weiß ich zu brauen,
„Auf deren Wirkung zu bauen.“ —

Der Ritter rennet zum Stall in Eil'
Hinab die Treppen, die düstern,
Da hört er den Knappen flüstern:
„O Herr bei der Seele Hort und Heil
„Am Haare hängt uns das Henkerbeil!
„Folgt mir in allen Stücken,
„So mag das Entkommen uns glücken!“

„Was redest du Knappe, welch grausiges Wort!""
„Hier ist nicht Weile zu spassen,
„So möge der Himmel mich hassen.
„Seht alle die Knechte und Mannen dort
„Sie brüten schon über dem gräßlichen Mord;
„Doch laßt das Erstaunen nicht sehen,
„Sonst ist es um uns geschehen.“

„Denn wüßten sie, was ich erlauscht durch die Wand,
„Da sie die Waffen dort wezten,
„Die Blöcke zurecht sich setzten,
„Mit Hölle reden zum Mord sich entbraunt —
„Sie zucken schon jetzt die Meuchlerhand;
„Doch Nichts davon sie ahnen,
„Sie lassen uns frei die Bahnen.“ —

Sie sind im Stalle. „Hier keine Wahl,
„Herr Ritter, nicht länger gesäumt!
„Zwei Rosse schon hab' ich gezäumt,
„Hier nehmet zur Seite den guten Stahl,
„Er hilft uns von dannen auch diesmal.
„Jetzt frisch durch alle Gefahren,
„Der Herr mag uns schützen und wahren!“

Und jetzt aus dem Stalle hinaus im Hui,
Die Hufen im Hof laut hollern;
Schon unter dem Thore sie kollern,

Doch springen zur Wehre die Knechte hie,
Das pfiß und fluchte und tobt' und schrie,
Das Gatter fällt, daß es streife
Den jagenden Kennern die Schweife.

Dann donnert über die Brücke der Flug,
Die schnell auf des Thürmers Ruf
Sich lüftet unter den Hufen,
Doch auch im Sprunge das Roß sie trug;
Der Bolzen, von oben gesendet, schlug
Die Feder vom Festbarette,
Zersprengte die Ehrenkette.

„Umschauen, Herr Ritter, da fehlt die Zeit,
„Die Sporen dem Roß in die Weichen!
„Die Ferse am Grase muß streichen;
„Noch ist die rettende Fuhr uns weit,
„Sie sprengen uns nach zum Morde bereit,
„Es knarret die Winde der Brücke,
„Vorsprung wir haben zum Glücke.“

Wie die Schwalbe hinüber die Fluthen streicht
Im Fliegen berührend den Spiegel,
So jagen sie, haben sie Flügel
Die Matten hindurch, jetzt ist erreicht
Der Strom; hin über die Kiesel seicht,
Jetzt muthig hindurch die Wogen,
Den Feind um sein Opfer betrogen!

Der Feind schon steht auf des Ufers Rand,
Vergebens gewahrt er sein Birschen
Mit Fluchen und Zähneknirschen.
Er stampfet in eitler Wuth den Sand
Und sendet die Bolzen hinüber vom Strand,
Vergebens, sie streifen nur Wellen
Wie Knaben die Steinchen schnellen.

Die Flüchtlinge klimmen am deutschen Grund
Und schau'n auf die Bahn, die durchlaufen
Und ringen nach Athem, verschmausen

Und danken Gott mit Herz und Mund,
Der gerettet sie aus der Feinde Mund
Und der Ritter danket dem Knappen
Und loset den treuen Knappen.

Der Ritter von Burg — (die Andern zumal
Sie mußten ihr Leben enden
Unter meuchelnden Henkerhänden) —
Er schauet allein sein Heimaththal
Indessen der Tod durch lange Qual
Dem Meister vom Tempel verbittert,
Und der reißige Bund zersplittert.

U n m e r k u n g. Durch die allgemeine Geschichte ist bekannt, wie Philipp der Schöne von Frankreich im Einverständnisse mit Papst Clemens V. den reichen Ritterorden der Tempelherren, der besonders in Frankreich seinen Sitz hatte, aufhob, die verläumdeten Ritter durch Verrath und List (1309 — 1312) umbringen ließ und ihre Schätze mit dem Papste zu Avignon theilte. — Auch auf der Burg bei Solingen, wo gegenwärtige Sage von dem glücklichen Entweichen des dortigen Ritters sich im Volksmunde erhalten hat, hatten sich Tempelherren angesiedelt und ein Kloster erbaut, wo jetzt die katholische Pfarrei steht. Nach Aufhebung des Ordens (1309) kamen die Güter, worunter mehrere noch den Namen Tempelhof führen (z. B. in Wiesdorf, Solingen etc.) an die Johanniter, die bis in's 15. Jahrhundert zu Burg wohnten und noch bis zu ihrer Aufhebung (1804) die Güter, das Patronatrecht u. s. w. besaßen.

Die Schlacht bei Woringen. *)

(Am 5. Juni 1288.)

Graf Adolph V. von Berg, mit dem Zunamen Adolph mit dem Barte (gest. 1218), hatte eine einzige Tochter, Irmgard, die mit dem Herzoge Heinrich von Limburg vermählt zwei Söhne hinterließ, von denen der älteste, Adolph, das Land Berg, Walram, der jüngere, aber Limburg erlangte. Jener Adolph VI., mit dem Beinamen der Lange von Berg, starb (1256) in dem kräftigsten Mannes = Alter und ihm folgte sein Sohn Adolph VII., der Gute, einer der besten und kraftvollsten Regenten von Berg, der vom Jahre 1256 bis 1295 regierte. Herzog Walram von Limburg aber überlebte seinen Bruder um 24 Jahre, und weil er keinen Sohn gewann, der ihm in der Regierung folgen konnte, so vermählte er seine einzige Tochter Irmgard mit dem Grafen Reinold von Geldern (dessen Schwester Elisabeth Adolphs VII. Gemahlinn) und verwandte sich bei dem Kaiser Rudolph von Habsburg dahin, daß dieser auf Walrams Todesfall dem Eidam die anwartschaftliche Belehnung für das Herzogthum Limburg ertheilte. Freilich geschah dies in der nämlichen Absicht, wie auch sein Großvater Adolph mit dem Barte seine Tochter mit Heinrich von Limburg verbunden hatte, nämlich um den Enkeln und ferneren Abkömmlingen das Lehen nach altem Herkommen zu sichern. Allein Irmgard, des Grafen Reinold Gemahlinn, starb (1282) kinderlos wenige Monate nach ihrem Vater, und somit war denn nach den Reichsgesetzen, sowie nach dem Herkommen des Landes das Lehen dem nächsten Agnaten und Neffen des Herzogs, dem Grafen Adolph VII. von Berg anerfallen. Jedoch Reinold von Geldern, der gleich nach seines Schwiegervaters Tode das Herzogthum

*) Siehe Proelium Woringanum. Bruxelli 1691. In lateinischen Hexametern, wobei aber geschichtliche Notizen.

Limburg in Besitz genommen und sich von den Einwohnern auf die kaiserliche Belehnung hin hatte huldigen lassen, war auch nach seiner Gattinn Tode zu keiner friedlichen Abtretung gewilligt und verachtete die Drohungen seines Schwagers, des Grafen von Berg, der mit seinen Ansprüchen hervortrat, denn Reinold zählte mächtige Freunde, und unter ihnen war auch der Eölnische Erzbischof Siegfried von Westenburg, an welchem Adolph schon längst den gefährlichsten Nachbarn hatte, vor dem er beständig auf der Hut sein mußte, was ihm hier am ungelegensten kam, weil das Erzstift gerade zwischen Berg und Limburg lag. Alle Hoffnung aufgebend, sein Erbrecht durch Gewalt der Waffen zu erringen, verkaufte es Adolph um 23,000 Mark an den Herzog Johann den Siegreichen von Brabant, der ihm früher schon durch Freundschaft verbunden war. Des Herzogs Hausmacht war bedeutender als die des Grafen, er zählte auch mächtigere Freunde, und weil Limburgs örtliche Lage dem benachbarten Brabanter günstiger, so durfte er eher auf einen glücklichen Erfolg der Eroberung hoffen und größere Opfer dem Besitze bringen. Doch obwohl die Limburger unter sich getheilt und einige brabantisch, andere gelderisch gesinnt waren, so rang der Herzog doch lange vergeblich. Außer einigen festen Plätzen konnte er nichts gewinnen, denn Reinold von Geldern und der Erzbischof von Eöln hielten das Land zu stark besetzt und die Entscheidung im offenen Felde sprach bald für die eine, bald für die andere Seite.

Doch der Erzbischof von Eöln, von dessen Macht auch Reinold erstarrt, war ein stolzer, streitsüchtiger Mann, wie sie das Feldlager bildet, und dabei ränkevoll, tückisch und grausam, welche Eigenschaften ihn mit vielen Nachbarn, nach deren Habe sein Raubgelüste stand *), so verfeindeten, daß es dem Herzoge leicht wurde, einen großen Anhang gegen den ungerechten Tyrannen zu finden und mit dessen Macht auch die Reynolds von Geldern zu zernichten.

*) Die Chronik der hilligen Stadt Eöln bewährt dies und noch mehr und sie ist von einem Geistlichen geschrieben.

Adolph von Berg hatte wohl die meiste Ursache, dem unverzöhnlichen Erzbischofe zu grollen. Als des letztern bitterböser Vorgänger Engelbert von Falkenburg, der Stadt Cöln Erzfeind, gestorben war, hatte das Domkapitel Adolphs Bruder Conrad von Berg zum Erzbischofe erkoren, Siegfried aber von Rom, wo er sich aufhielt, das Pallium erkaufte. Da tritt Adolph für des Bruders Recht, allein auch nachdem diese Fehde geführt und der Friede beschworen war, sann Siegfried in düstern Rachegeanken auf Adolphs Schaden und gleich einem verwüstenden Eber brach der Erzbischof an der Spitze übermüthiger Söldlinge in die bergischen Thäler, verbrannte Burgen, Städte und Dörfer und raubte und mordete im Lande umher, dessen Wohlstand ihm verhaßt war wie dessen Gebieter.

Graf Walram von Jülich war dem Erzbischofe nicht minder gram. Sein Vater Wilhelm hatte sich mit der Stadt Cöln, mit Berg, Mark und Andern gegen den streitsüchtigen Siegfried in ein gegenseitiges Schutzbündniß eingelassen und war in Aachen auf des Erzbischofs Aufreizungen mit drei Söhnen erschlagen worden. Darauf hatte Siegfried das verwaisste Land mit böser Fehde überzogen, hatte die Felder verheert, das Vieh weggetrieben, Scheunen und Häuser geplündert, die Städte und Burgen in Besitz genommen und viele der Güter verbrannt, viel des Blutes vergossen. Er wäre auch wohl Herr des Landes Jülich geblieben, darnach ihm der Muth stand, wenn nicht die übrigen Verbündeten ihn verjagt und seinem unchristlichen Treiben ein Ziel gesetzt hätten. Durch deren Hilfe kam denn Graf Walram wieder zu Land und Leuten und der Sohn eines Helden, einer Geißel der anmaßenden Prälaten, war kein geringer Gegner.

Auch Graf Eberhard von der Mark, der gegen den Erzbischof Verbündeten Einer hatte an demselben die oftmalige Verheerung seiner Lande zu rächen und fest stand er auf des Grafen von Berg Seite, dessen Tochter Irmgard er zur Gattinn erworben.

Graf Arnold von Loß, ein alter erfahrener Krieger, dessen Schloß Leuberg auf dem Siebengebirge herrliche Landschaften überschauete, hatte diese oft rauchend

und verödet gesehen durch des Erzbischofs Habgier und tolle Zerstörungswuth. Auch ihm war erwünscht die Stunde der Vergeltung.

Vor Allen aber hatte die Stadt Cöln sich über Siegfrieds Anmaßungen und Tyrannei zu beklagen. Der gierige Bischof hatte die reichsfreie Stadt unter seine Knechtschaft zu bringen versucht, allein an der Macht und an dem Freiheitsfinne der Bürgerschaft waren seine Bemühungen bisher gescheitert. Drum grollte er der Stadt mit dem tiefsten Hasse und fügte ihr Schaden, wo er nur vermochte, was denn mehrere Bündnisse der bedrängten Bürger mit den benachbarten Fürsten nothwendig machte. Von allen diesen Verbindungen zur allgemeinen Sicherheit blieb das reiche Cöln der Mittelpunkt, denn die Stadt, deren Wohlstand blos auf Frieden gegründet war, mußte Alles aufbieten, die Vernichtung ihres Erbfeindes zu erwingen. Selbst der kraftvolle Kaiser Rudolph hatte, mit den Angelegenheiten des Reiches und seines eigenen Hauses allzusehr beschäftigt, weder die Stadt zu beschirmen, noch die limburgischen Händel beizulegen vermocht. In beiden Sachen waren von beiden Seiten Anträge an ihn ergangen, beiderseitig mit dem Anschein wirklicher Rechte begründet, und daher darf man wohl den Chronisten glauben, welche die dem Geist damaliger Zeit gemäße Abentheuerlichkeit berichten: der ritterliche Kaiser selber habe den Ausspruch gethan, das Recht durch die Waffen darzuthun. Nicht blos der Zweikampf, sondern auch die Feldschlacht galt damals für ein Gottesurtheil (Ordale) und die Fehdelust hat diesen Glauben noch lange Zeit erhalten.

Drum trat die Stadt Cöln mit den oben erwähnten Fürsten in ein Bündniß, durch einen gewaltigen Schlag alle die langwierigen Streitigkeiten auf einmal aufzuräumen. Eine große Feldschlacht sollte entscheiden, wessen Erbrecht auf das Herzogthum Limburg hinfort gelten, und ob die Bürgerschaft die Schlüssel der Stadt behalten, oder ob der verhasste Erzbischof sie erlangen sollte. Damals aber hing man bei Allem sehr an symbolischen Andeutungen, und die Wichtigkeit ihres Beginnehmens mehr vor Augen zu haben, ließ die Stadt Cöln einen Wagen

bauen mit festem Kasten durch Eisenbände und viele Riegel wohl bewahrt, in welchen die Stadtschlüssel gelegt und hinausgeführt werden sollten auf die Wahlstatt. Wer dort sich als Sieger bewährte, sollte sie gewinnen und behalten und Herr der Stadt sein. — Es war im Herbste des Jahres 1287, als obiges Bündniß beschworen wurde und der Beginn des Kampfes wurde auf das nächste Frühjahr festgestellt.

Raum hatte der Erzbischof Siegfried dies vernommen, als er Rache sinnend sich rüstete und mitten im Winter in Berg einfiel. Es war ein gräßlicher Verheerungszug, bisher ohne Beispiel bei der Jahreszeit, die sonst Friede geboten, und wegen grimmiger Kälte und der Menge des gefallenen Schnees dem armen Lande desto härter. An Widerstand war nicht zu denken, da Niemand den Feind vermuthet und ungestraft wüthete der Bürger und Zerstörer das bergische Rheinthal hindurch. Mülheim ward das erste Opfer. Die für den Winter gesammelten Vorräthe der Landleute wurden geraubt oder vernichtet, die Wohnungen verbrannt. Obdachlose halbnackte Flüchtlinge sah man schaarenweise den Gebirgen zueilen; Viele, die des Schwertes Gier verschonte, kamen um durch Frost und Schnee. Glücklich waren die, welche ein Kloster oder eine der Städte erreichten. Altenberg nahm mehrere Hundert Obdachlose auf. Doch die Habe des Landvolks, die brennend die Schneenacht der Umherirrenden erhellte, wurde das Lärmfeuer zur Vergatterung. Graf Adolph stellte sich an die Spitze der Waffenfähigen und schlug die bösen Feinde zurück. Rache schwuren die Landleute dem grausamen Verwüster, ein tödtlicher Haß loderte rings gegen den schänden Siegfried. — Auch Herzog Johann von Brabant, als er Kunde von dem Verheerungzuge des Erzbischofs im Bergischen erhalten, drang über Düren in's Erzstift ein und Siegfried mußte darum seinen Rückzug beschleunigen.

So war denn diese Gefahr für Berg vorbei, aber ringsum in allen Landen geschahen große Rüstungen für das kommende Frühjahr. Alle Waffenschmiede waren in Thätigkeit, die Mauern der Städte und Burgen wurden mit Wurfgeschöß versehen, überall sah man Kasse tum-

meln und Uebungen in Schwertschlag, Pfeilschuß und Speerwurf. Das Landvolk sogar und die Städter ließen ihre Waffen nicht ruhen und bereiteten sich vor zu gewaltiger That. Damals war fast in jeder Bauernhütte, in jeder Bürgerwohnung eine Waffe. Selbst die Kaufherren zählten ihre Rüstungen zu dem werthvollsten Hausrathe und vor Allen anständig hingen Schwert, Spieß und Harnisch in der Prachthalle des Bürgers. Geschah der Aufruf, so eilte aus jedem Hause ein Wehrhafter und die friedliche stille Wohnung tönte gleich einer Festung vom Schalle der Waffen. — Doch wohlgesinnte Fürsten, vor Allen der König Philipp von Frankreich und Kaiser Rudolph versuchten noch einmal die limburgische Angelegenheit auf gütlichem Wege beizulegen. Die Zusammenkunft wurde um Neujahr in Maastrich anberaumt, doch Siegfried und Reinold von Geldern erschienen nicht. Dagegen vernahm bald darauf der Herzog Johannes, daß Beide mit vielen befreundeten Fürsten und Herren auf Falkenburg in der Eifel eingeritten seien, dort ein Bündniß zu thätigen gegen Cöln, Berg und Brabant und den Rüstungen derselben zu begegnen. Ferner wurde kund, daß viele mächtige Herren, die Lützelburger, der von Nassau und Andere diesem Bündnisse beigetreten seien und daß der Graf von Geldern seine Ansprüche auf Limburg an den reichen Grafen Heinrich von Lützelburg, des Herzogs Johann Todtfeind, verkauft habe.

Da gedachte Johann kühner ritterlicher That. Mit fünfzehnhundert Rossen stürmte er eiligst gegen die Falkenburg, die Verbündeten dort aufzuheben, allein er kam zu spät, sie hatten sich schon zerstreut, ein jeder in seine Heimath, um mit einer Menge wohlgerüsteter Fähnlein bald wieder im Felde zu erscheinen. Herzog Johannes von seinen vielen Siegen der Siegreiche und die Blume deutscher Ritterschaft genannt, einer der tapfersten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit, wollte den Zug nicht vergebens unternommen haben und folgte dem Erzbischofe Siegfried, ihn im Schach zu halten. Er kam bis an den Rhein, bedrohte den Erzbischof in dem starkbefestigten Bonn, wohin er geflüchtet und verbrannte die Vor-

städte. Dann ließ er gleich, als ob er zur Lust daher gekommen sei, seine Falken und Jagdhunde aus Brabant holen, tummelte sein Roß in dem unfriedeten Wildbanne des Erzbischofs zu Brühl und hatte mit den Seinen ein großes Ergötzen an solcher Pürsch. Denn Siegfried, der nach der Fehde nichts so sehr liebte als die Jagd, hegte eine Menge Edelmwild in seinen dortigen Parken, und sein Groll, den Todfeind im Gehege zu wissen und für den Verhassten das Wild mit großen Kosten beschafft und gemästet zu haben, war dem männlichen Herzog ein Sporn zur lärmenden Jagd, die bis Bonn herüber klang. Er ließ endlich die Wildzäune durchbrechen, ließ das Wild hervorhehen und soviel sie vermochten durch seine Schaaren erlegen. Dies war ein großer Jubel, zu dem auch Graf Adolph von Berg und dessen Bruder Heinrich von Bindeck mit vielen bergischen Edlen und Cölnner Patriziern herüber gekommen waren. Doch der gefährlichste Eber des Rheinlandes, Siegfried selber, war unterdessen Rache sinnend von Bonn gegen Thornberg geflüchtet und sandte von dort, während Johann seine Weinberge, Lustgärten und Alles, was er nur zu erreichen vermochte, zerstörte, Eilboten an all seine Verbündeten. — „Der Brabantier (schrieb er ihnen) ist mit kleinem Räuberhaufen mitten in meinem Lande. Gleich einem Wallfische, der auf dem Trocknen zappelt, ist er mit all seinem Raube unser, sobald wir nur hurtig genug sind, ihn zu ergreifen. Sputet Euch, auf daß er uns nicht entrinne!“ — Also entbot er und so gewiß war er seines Sieges; doch der verachtete Feind fürchtete trotz der geringen Zahl seiner Streitmänner den Droher nicht, schaltete wacker zu des Bischofs Schaden und berief desgleichen auch seine Bundesgenossen. Sie zogen von allen Seiten heran und auch aus Brabant nahte die Blüthe des niederländischen Adels.

So war es gegen das Ende des Maimonats, als die Cölnner Bürger den Herzog baten, seine Macht gegen das Schloß Worringen zu wenden, dessen Besatzung der Stadt großen Schaden zufügte. Der Erzbischof hatte diese Burg, früher eine Römerfeste, stärker als je aufführen lassen und mit einer zahlreichen Besatzung, aus den wildesten Räufern bestehend, schon vorigen Jahres bemannet. Man

sagt, als er dem Burgvogte die Feste übergeben, habe dieser ihn um die Feststellung des Goldes gefragt, worauf er ihm aber von der Höhe des Thurmes auf die vielbesuchten Heerstraßen und die in blauer Ferne emporragenden Thürme der Reichsstadt gedeutet habe, sprechend: „Dort habt ihr reiche Erndte des Stegreifs und des Schwertes, reicheren Gold als ein Fürst euch zu verlohnen vermag!“ — Dies mußten die Kölner Kaufsherren hart entgelten. Freudig zogen die Bürger jetzt mit dem Herzoge die Räuberfeste zu belagern, und weil sie von des Bischofs Rüstung hörten, so brachten sie den Wagen mit, in welchem die Schlüssel der Stadt verwahrt lagen und gedachten einmüthig hier durch glorreichen Sieg ihre Freiheiten zu bewahren, oder der Knechtschaft durch rühmlichen Tod zu entkommen. — Von der Eifel herab nahte der Erzbischof mit seinen Verbündeten, und der Graf von Cleve führte ihm viele wackere Kämpfer und die Vasallen aus dem westphälischen Erzstifte zu. Es ward ein gewaltiges Heer, das zahlreichste, mächtigste und glanzvollste, welches je einen Bischof von Cöln umgeben hatte. Die Blüthe des deutschen Adels, die berühmtesten Fürstenhäuser Deutschlands zogen zu des Erzstiftes Fahne.

Vorab der Graf von Geldern, der sich auch Herzog von Limburg nannte, mit den Gelderischen und Limburgischen Rittern, mit Reisigen und Lanzenknechten. Viertausend Helme zählt er, der selber ein starker Degen und ein gewandter Lenker der Schlacht war. Sodann die Grafen Heinrich, Walram und Günftler von Lützelburg mit ihren Vasallen und vielen Grafen und Edelleuten aus Frankreich und aus Lotharingen. Krieg war damals des Adels Glück, Ruhm und Nahrungsquelle. Man fragte selten nach dem Rechte, sondern nur nach dem Ansehen und der Macht des Heerführers, wenn sich ein Partzeigänger für irgend eine Sache entschied, denn was sie suchten, waren Ruhm und Beute und diese folgten dem Siege, der sich doch wahrscheinlich auf der Seite des Mächtigeren hielt. — Graf Heinrich von Lützelburg, der Vater des nachmaligen Kaisers Heinrich VII., galt für die beste Lanze Deutschlands und Eifersucht wob zwischen ihm und dem Herzoge Johann, der in zweieund-

siebenzig Turnieren den Dank davon getragen, tödtlichen Haß. Heinrich's Bruder Walram, ein eben so tapferer Streiter als höfischer Ritter und gewandter Meisterfänger, verehrte den Herzog, der des Sanges und Spiels gleichfalls kundig unter den besten damaligen Dichtern Deutschlands genannt wird. Er wäre lieber dem Herzoge genahet in friedlicher Halle zum Wettgesange, aber die Ehre gebot, ihm zu begegnen mit Waffen des Todes, weil der Bruder bedroht war. Günther, der andere Bruder, war seiner ausgezeichneten Leibeskraft wegen berühmt. Den stärksten Necken rannte er darnieder mit seiner Lanze und führte die gewichtigste Streitart; allein er war tollkühn und mehr der Vernichtung als der eigenen Erhaltung bedacht; dies wurde sein Verderben. — Ihm glich Adolph von Nassau, der nachmalige deutsche König, Rudolphs unmittelbarer Nachfolger. Gering an Hausmacht war er (nach eigenem Geständniß) aber gewilligt, große Dinge zu vollbringen. Die Schaar seiner Keisigen war nicht zahlreich, doch des Helden starker Arm galt mehr als eine Heeresabtheilung, und ging ihm auch die ruhige Besonnenheit ab, die in der Feldschlacht bei richtiger Führung geschlossener Haufen sehr oft den Ausschlag gibt, so fuhr er doch dahin, Alles niederschmetternd gleich einem vernichtenden Wetter und sein Beispiel spornete die Genossen mehr als Heerhorn, Zorn und kunstgerechte Führung. Biedere Freundschaft verband ihn den Grafen von Lützelburg. —

Der Graf von Cleve beschädigte sich unterwegs durch einen Sturz mit dem Rosse und mußte sich wieder zur Heimath wenden. Seine Schaar aber führte Graf Walram von Falkenburg, ein kühner umsichtiger Heerführer und als gewaltiger Ritter bekannt und gerühmt, dem Erzbischofe zu. Reinhard von Westerburg, des Erzbischofs Bruder, riesengroß, stark und kampferfreut führte die westphälischen Keisigen. Dann die Grafen von Reineck, Hammerstein, von Wied, Flenzburg, Neuenaar; die Herren von Wassenberg, Heinsberg, Bergheim, Drachenstein, Montabaur u. A. führten, selber ausgezeichnete Krieger, mannliche Streiter zu Siegfried's Heere, das sich nach den

Angaben Einiger bis über 50,000 Mannen belief. „Groß und mächtig genug war dieses Heer (sagt ein Augenzeuge von Bewunderung hingerissen), das ganze Heidenthum zu bekämpfen, und doch zog es unter Anführung eines Priesters, der zum Segnen gesalbt war, zur Vergießung des kostbarsten Christenblutes. Als der Erzbischof in der Ebene von Bergheim die weitgedehnten Reihen überschauete und, soweit das Auge reichte, Alles mit glänzenden Waffen erfüllt sah, die sich für ihn erhoben, da schwoh sein Herz in stolzer Freude; nun schien ihm nichts gewisser als glorreicher Sieg, als die Unterjochung der Stadt Cöln und all seiner Feinde gänzliche Vernichtung. Einen großen Wagen mit Handschellen und Ketten, die zu fangenden Fürsten und Edlen zu fesseln, führte er mit und pochte ruhmredig von leichter Bezwingung und Beraubung der minder zahlreichen Gegner; fast redete er irre im Uebermaß seiner stolzen Freude. „Auf dem Trocknen (sagte er unter Andern) liegt der Wallfisch in unsrer Gewalt, nur ohnmächtiges Zappeln ist seine Wehr. Was vermag gegen unsere Schlachtreihe der Fiedler von Wabant, was der kleinmüthige Berggraf und all die windigen Spießgesellen? Der Fang ist unser. Rasch auf die Beute, der Sieg ist gewiß, nur sorgt, daß Keiner entrinne!“ — So pochte der Bischof und Tausende jauchzten ihm Beifall. Doch war er noch unschlüssig, wohin er den ersten Schlag wenden sollte. Viele hielten dafür, daß jezo der günstigste Zeitpunkt sei, sich der Stadt Cöln zu bemächtigen, deren waffenfähige Bürger sich meistens vor Woringer gelagert, und schon wandte sich Siegfried gegen die Stadt, als Botschaft von der Noth der Woringer Besatzung nahte. Die Belagerer hatten der Feste so zugesetzt, daß sie sich nicht mehr lange halten konnte. Woringer zu retten, setzte sich das Heer dorthin in Bewegung.

Es war am Abende des 4. Juni des Jahres zwölfhundert acht und achtzig, als Siegfried vor dem Stifte zu Braunweiler ankam. Dort lagerte das Heer nur eine Stunde vom Feinde entfernt. In der Abendsonne des heitern Frühlingstages gewahrten die Späher der Belagerer den ganzen Gesichtskreis von langer Schlachtdor-

nung erfüllt. Die im Spätroth flimmernden Waffen und Rüstungen schienen ein Meer von Glutstrahlen. Das Brausen und Stampfen der Rosse, das absichtliche Freuden geschrei der Menge drang bis an den Rhein. Es war, als ob Siegfried den vielmal schwächeren Feind durch die fürchtbare Nähe habe erdrücken wollen.

Doch der Herzog von Brabant und seine Verbündeten fürchteten die Zahl des Feindes nicht. Ein Gottesurtheil sollte ja entscheiden, und bei ihm war die Ueberzeugung der gerechten Sache. Schon am Abende war die Schlachtordnung des kommenden Tages aufgestellt.

Nicht vor Woringen, südlich, fließt ein träger Bach, durch dessen Bette bei Zeiten der Fluth das Rheinwasser hinauf stieg und den durch Regen geschwellten Bach in die Niederung aufstauchte, so daß dadurch die Sümpfe landwärts und nach dem Dorfe Fühlingen hin immer auf's neu gefüllt wurden. Jetzt ist dem Moor durch steigende Cultur dort reiches Fruchtfeld abgewonnen, Saaten grünen jetzt auf damals unzugänglichem Boden. Durch diesen führte die Heerstraße auf hohem Damme, zu beiden Seiten mit breiten und tiefen Graben umgeben, die an einigen Stellen voll Schlamm. — Hinter dieser Heerstraße, dem Rheine zu, damit durch diesen der Rücken gedeckt sei, ordneten sich die Belagerer. Johann und sein Bruder Gottfried mit den brabantischen und lüticher Edlen und Fußknechten, mit den flammländischen Rittern und den Grafen von St. Paul und Bier son stellten sich in das Mitteltreffen. Rechts lehnte sich Graf Adolph von Berg an den Rhein und die Feste Woringen, die von den Kölner Bürgern und ihrem Belagerungszeuge umstellt blieb. Dort standen auch die bergischen Fußknechte und noch bei Nacht und am folgenden Morgen kamen auf Rähnen dorthin eine große Zahl bergischer Landleute, die der Haß gegen Siegfried den Bewülfster mit Spießen, Alexten und Kolben bewaffnet. Mit Adolph sollten hier auch streiten sein Bruder Heinrich, Graf zu Windeck an der Sieg, Graf Eberhard von der Mark mit Rittern und Reifigen und so auch die Grafen Otto von Waldeck, Walram von Ziegenhain, Simon von Tellenburg und die Herren

von Homburg, Wildenburg u. A. — Den anderen Flügel führte Graf Arnold von Loß, ein erfahrener Krieger, und mit ihm befehligten ihre Mannen Graf Walram von Jülich und dessen Bruder Gerhard von Kaster, Graf Robert von Birnenburg, dann die Herren von Keifferscheid, Merode, Bedburg u. A. Es war ein ausgesuchtes Heer, wohlgerüstete kampfgewohnte Männer voll freudigen Muthes, im Ganzen bei 15,000 Streiter, worunter über Tausend Adelige, die durch bessere Waffen und gewandtere Führung derselben doch gewöhnlich den Ausschlag gaben.

Siegfried's Heer war zwar viermal zahlreicher als das seiner Gegner, doch schützte die Stellung der letzteren zwischen dem Rhein und den Sümpfen vor Ueberflügelung und Muth und Vertrauen glichen das Mißverhältniß aus. Nach gewöhnlichem Morgengebete erwarteten die Verbündeten ruhig den Feind schon bei Anbruch des Tages. Da nahete von Siegfried gesendet ein Herold, der forderte gar ruhmredig den Herzog und die Grafen auf, die Waffen niederzulegen, was ihnen einzige Verzeihung bringe, sonst würde er sie mit seiner Waffenmacht erdrücken und in schmählischen Gefängnissen strafen für ihre unsinnige Verwegenheit. Viele schändliche Hohnreden ließ er noch verkünden — da senkten sich tausend Todesstacheln gegen den Herold und ein Gemurre des Unwillens lief durch die Reihen. Doch der Herzog vortrabend gebot Ruhe und sprach zum Herolde: „Sage dem, der dich gesendet, daß uns nicht lüste mit glatten Worten zu streiten, sondern mit dem Schwerte, weßhalb wir den Weg hierher auch vollbracht. Hofft der Bischof den Sieg von seiner Uebermacht, so hoffen wir ihn von Gott gemäß unserer besseren Sache. Der Ausgang der Schlacht entscheide. Steht ihm der Muth uns zu fangen, so mag er kommen, uns zu holen!“ — Dann wandte er sich zu den Seinen und sprach: „Brüder, heut gilt es zu siegen oder zu sterben. Nur durch die Mitte der feindlichen Schlachtreihen führt der Weg in die Heimath!“ — Freudig jauchzten die Schaaren ihm Beifall zu. Der Bischof aber las die Messe im Stifte zu Braunweiler und segnete die Waffen seiner Heerschaaren, dann sprach er den Kirchen-

bann aus über die Feinde, auf daß ihr Muth entsinke und verdorre die Kraft ihrer Sehnen. Dann gebot er den Aufbruch. Er hoch zu Ross in prachtvoller Rüstung vor der Mitte des Heeres mit den westphälischen Lanzenknechten in dichtgeschlossenen undurchdringlichen Reihen, um ihn die Grafen von Isenburg, Mörs, Salm und Nassau mit ihren Keisigen und der riesenhafte Reinhard von Westenburg mit der Fahne des Erzstiftes. Dem rechten Flügel gebot Reinold von Geldern, dem linken der Graf Heinrich von Lützelburg. Viele Tausende Herren waren da in glänzendem Geschmeide. Auch Prälaten und andere geistliche Herren wohlgerüstet mit Kolben und Schwert. Die Erde zitterte unter dem Hufschlage der Rosse. Niemand hatte man wohl einen schönern Anblick als dort bei heiterer Morgensonne auf die Menge der Fahnen und bunten Wappen, die blanken Helme mit ihren Wulsten und Büschen, oft Beute von Sarazenen, dann die strahlenden Schilde und Harnische, die blitzenden Waffen und vor Allem die hohen eisernen Heldengestalten auf den schönsten und muthigsten, reichverzierten Rossen. Es schauderte der Gedanke der Vernichtung des Herrlichen, aber deshalb naheten sie. Schon waren sie unter Jauchzen und Kriegsklang von den Belagerern nur Pfeilschußweite entfernt, doch diese rührten sich nicht aus ihrer vortheilhaften Stellung, und auch Siegfried machte Halt. Da standen die Heere schweigsam einander gegenüber und schaueten sich an, unthätig, als zage ein Jeder, das Schreckliche zu beginnen. Denn Tausende ragten hier in der Fülle ihrer Kraft, die von der Schlacht gefällt werden mußten. Einige Minuten standen die Heere still, dann weheten hoch die Fahnen, Schlachtruf scholl und die Hörner schmetterten. Sechs Uhr Morgens war's, da begann das Treffen aus Brabant's Schaar Herr Franko, der Bastart von Wessmalen, ein kühner starker Ritter. „Mir nach, auf die Jagden jenseits“ rief er, setzte durch die Schlammgraben und warf die erste Lanze. Ihm nach rasselten die Keisigen des Mitteltreffens, Speere und Bolzen schwirren entgegen, sie warfen sich muthig auf den Feind, doch der Feind wich nicht. Da tobte ein wildes Handgemenge,

die Lanzen zersplitterten und die Schwerter tanzten auf den Helmen und Rüstungen. Die Eölnner Bürger und die Berger blieben in ihrer Stellung, gegen die sich der Bischof wandte, Brabant wurde vorn von den Westphalen, zu den Seiten aber von Geldern und Lühelburg angegriffen, aber der Herzog hielt wie ein Fels mit den ehernen Rittern und vor ihn hin in den Staub rollten die Gewaltigen. Brabant drängte vor, doch ward es umringt und im Knäuel fechtend immer mehr zusammen gedrängt. Da warfen sich die Grafen von Loz, von St. Paul und Bier son auf Lühelburg und Geldern, während Adolph von Berg den Erzbischof beschäftigte. Das Treffen wurde allgemein, alle Schlachtordnung war verschwunden, persönlicher Haß trieb die Schaaren durch einander und riß die Führer voran. Heinrich von Lühelburg suchte den Herzog; sie trafen sich, ihre Lanzen zersplitterten, sie kamen einander im Schwertkampfe so nahe, daß sie sich faßten und mit einander rangen. Da rissen sie andrängende Schaaren wieder auseinander. Der Graf von Loz und Hugo von St. Paul hatten die Lühelburger Reihen durchbrochen, die Brabanter erhielten wieder Lust, sie dehnten ihre Reihen aus und stürmten die Gelderer darnieder. Während dessen hatte Siegfried den Grafen Adolph von Berg vergeblich aus seiner Stellung zu treiben versucht. Adolph hatte den Erzbischof selber hart angerannt, daß er betäubt zurückwich. Drauf sah Siegfried der Lühelburger Bedrängniß und trieb den Grafen Walram von Lühelburg mit Hohnreden gegen den Herzog Johann, welcher furchtbar mähetete in den Reihen der Feinde. Ein Zweikampf und Walram fiel durch des Herzogs Hand. Günther wurde durch den Bischof von Lüttich so schwer verwundet, daß er sich dem Kampfe entziehen mußte. Das sahen Heinrich, ihr Bruder und Adolph von Nassau, sie warfen sich auf Brabant und des Herzogs Ross taumelte schwergetroffen dahin. Der Herzog kam in große Gefahr. Doch Arnold von Hufstadt verhalf ihm zu einem neuen Rosse und der Kampf wurde grimmer. Schon gewann der Herzog die Fahne von Lühelburg, da traf Graf Heinrich auf ihn mit furcht-

barem Schwertschlage; aber die Klinge brach und Heinrich faßte den Todtfeind an den Schultern, Beide rangen auf ihren Rossen, die hochauf bäumten, aber den kräftigen Schenkeln sich zu entwinden, nicht vermochten. Da sah Herr Walther von Bisthum, des Herzogs Lehmann, seines Herrn Gefahr und rannte dem Lützelburger den Speer durch die Ringe des Panzers, daß er plötzlich todt zu Boden sank. *) Der Herzog freier athmend hob seine Hand zürnend gegen Walter und schalt ihn, daß er rücklings den Ritter getödtet, der seiner Tapferkeit nach verdient hätte, ewig zu leben. — Herzog Johann suchte sich andere Gegner in den Schaaren der Lützelburger. Wilhelm von Ardennen und der Graf von Nassau führten in der Erschlagenen Haufen, sie wütheten unter den Reißigen von Brabant wie die Eber unter hehenden Hunden. Da fällt Eberhard von der Mark des Grafen von Nassau Ross und des Herzogs Mannen führten den am Boden vollenden Grafen zu ihrem Gebieter. Als Adolph den Herzog erblickte, sprach er: „mich wundert's, daß Du noch lebest, denn auf Dich hatt' ich mein Schwert gewetzt und ich dachte nicht, daß Du ihm entronnen seist!“ — Er hatte nämlich fünf brabantische Heerführer erschlagen und glaubte, der Herzog müsse darunter sein. Dieser freute sich der mannlichen Worte und ließ den Grafen nachher ohne Lösegeld frei. — Solche Scenen ungebährdiger Kampfwuth, Thaten wunderbarer Kraft und Tapferkeit, Tüze des edelsten ritterlichen Sinnes hätte es wohl viel aufzuzeichnen gegeben in diesem Gewirre der Schlacht, aber alle die unzähligen Heldenthaten vermochten, da Stund' auf Stunde verfloß, den Sieg nicht zu entscheiden.

Während endlich hier die Lützelburger vor dem Herzoge wichen und dort Adolph von Berg den Erzbischof zum zweiten und dritten Male zurückgeschlagen und endlich mit den Eölnern Bürgern sogar das westphälische

*) Diese Scene der Woringer Schlacht befindet sich auf Stein gemeißelt in der Eölnischen Stadtmauer in der Nähe des Weisethores.

Fußvolf in Unordnung gebracht hatte, wurden die Jülicher von Reinold von Geldern hart bedrängt. Herzog Johann gewährte es und führte seine siegreichen aber schon ermüdeten Streiter dorthin. Da gab es einen harten Strauß, denn nun focht mit altem Hasse neue Nachelust und die Entscheidung des so lange schwankenden Treffens war noch fern. Mittag war schon vorüber und die heißen Sonnenstrahlen vermehrten die Mühen. Da sammelte der Erzbischof Siegfried hinter dem Treffen seine Schaaren, hieß die versprengten Lützelburger sich ordnen und führte den ganzen hellen Haufen von Neuem in den Kampf. Das gab jetzt den Ausschlag, die Brabantier wichen und Jülich und Loh wurden zurückgedrängt. Doch Adolph von Berg, das Fußvolf zur Bewachung der Feste zurücklassend, verließ die noch immer behauptete Stellung, er sprengte heran und drängte sich mit seinen noch unermüdeten Schaaren dem Erzbischofe entgegen. Brabant erholte sich und Jülich focht mit erfrischtem Muthe; Arnold von Loh brachte die zerstreuten Haufen wieder in Ordnung. Schon thalwärts sank die Sonne und noch immer erneuerte sich die Wuth des Kampfes, fern lag der Sieg. Der Sumpfe wegen focht man in tiefen Massen. Da erholten sich denn die Streitmüden hinter dem Treffen und löseten die Fechter ab. So wäre der Tag ohne Entscheidung vorüber gegangen, wenn nicht neue, noch ungeschwächte Schaaren den Ausschlag gegeben hätten. Dies waren die Lanzenträger der Stadt Cöln und das bergische Landvolf, die zur Bewachung der Feste Woringen bestimmt, bisher noch nicht in den Kampf getreten waren. Brennend vor Begierde, sich endlich auch einmal mit dem Feinde zu messen, verließen sie ihre Stellung, die Cölnner Bürger von einem brabantischen Bannerherrn, die Berger von einem Priester Walther, der Dodde genannt, geführt. Sie umgingen die Sumpfe und kamen in dichtgeschlossenen Reihen auf die Flanken und in den Rücken des Feindes. Mit furchtbarem Geschrei fielen sie auf die Westphalen und die bergischen Landleute mit Alexen und Keulen schmetterten Rosß und Reiter zu Boden. Der Schlachtruf „Ruhmreiche Berge“ ermutigte die

Gegner des Bischofs, die schon zu wanken begonnen hatten, die Westphalen kamen, überall angegriffen, in Unordnung und der Graf von Geldern wurde von Hugo von St. Paul gefangen. Schon begannen einige Abtheilungen der Gelderer zu fliehen, es wankten die Westphalen, aber Reinhard von Westerbürg schwang hoch des Erzstifts Banner und zwang zu neuem Streit. Siegfried focht gleich einem Rasenden den angetretenen Siegerlauf fest zu halten. Da wurde Reinhard's Roß erschlagen. Der Gewaltige focht zu Fuße hochragend mitten unter dem Bergischen Volke. Stolzen Gemüthes wollte er sich keinem Geringen ergeben. Da stürzte er hin und mit ihm die Fahne. „Ruhmreiche Berge!“ so erscholl das Siegesgeschrei.

Der Erzbischof hört' es, sah es und focht und suchte seine Streiter zusammen zu halten, aber die Feinde besaßte neuer Muth, während die Seinigen die Hoffnung des Sieges aufgaben und der Rettung bedacht waren. Die Flucht wurde allgemein. Schon fern hinter den Sümpfen landwärts wälzten sich die Massen. Da wandte Siegfried durch die Leichenhügel sein Roß gegen die Feste Worringen, die jetzt unbewacht war und die er zu erreichen hoffte. Dorthin jagten mehrere der Flüchtlinge. Graf Adolph von Berg gewahrte es und sprengte dem Bischof nach. Dieser hatte noch Vorsprung genug, aber da stürzte sein Roß, von einer geschleuderten Art in den Nacken getroffen. Der Erzbischof kann jetzt kein Neues erlangen, die Tausende, die ihm eben noch zu Gebote standen, sind, des Gebieters Ruf überhörend, der eignen Rettung bedacht, sind gefangen oder erschlagen. Zu Fuße hofft er noch die Feste zu erreichen, da er sich unbemerkt glaubt in dem Getümmel; allein Graf Adolph ritterlichen Sinnes hatte sich auch aus dem Sattel geschwungen und rannte dem Flüchtigen nach mit dem Zurufe, zu sechten oder sich zu ergeben. Hügel von Leichen der Menschen und Rosse hatten den Moorbach aufgestaucht, der vor Worringen hinabfließt. Siegfried erreicht ihn und springt kräftigen Abschwungs das rettende Ufer zu erreichen — mitten in den zähen Schlamm. Da naht von der andern Seite Gottfried von Bierson, dem er sich

ergeben will, um nicht in die Hände des ihm verhassten Grafen von Berg zu fallen. Doch dieser ergreift ihn und führt ihn davon im Einverständnisse mit Gottfried, der dem weiland ruhmredigen Siegfried jetzt im Bach das Gleichniß von Wallfische mit Hohn zurück gibt. Da sammelte sich bald lautjubelnde Schaar der Berger um den Gefangenen, die den Verhassten jetzt in seiner Unmacht verspotteten. So schauet das Landvolk den bösen Wolf, der lang der Landschaft ein Schreckniß gewesen, in der Falle des Jägers und wirft ihm den Mord der Heerden und der Kinder vor. Doch Adolph gebot den Erzbischof über den Rhein zu bringen und von einer starken Wache wurde er unringt. —

Jeho schien der Triumph vollkommen und rings tummelten die Sieger ihre Rosse, die fliehenden Edlen zu erblicken, alle Reihen waren geöffnet, alle Ordnung verschwunden. Auch die Fußknechte machten Jagd auf die erledigt hinschnehenden Rosse. Dies gewährte Walram von Falkenburg, der kühne Graf. Er sammelte einen Haufen der muthigsten Reissigen um sich und bot noch einmal dem Feinde die Stirn. Hinter ihm vergatterten sich die Flüchtlinge, die Schaar wuchs und dehnte sich zur Schlachtreihe, Alles vor sich niederstürmend. Noch schien der Sieg nicht entschieden, er schien sich zu wenden durch kühne Heldenthaten des wieder anstürmenden Feindes. Da rief des Herzogs Heerhorn seine Ritter und Reissigen herzu und führte sie selber gegen den Feind, während die Grafen von Berg, Loh und Mark gleichfalls einen Haufen zusammenrafften und den Falkenburger umzingelten. Dieser wurde durch Daniel von Bocholt, des Herzogs tapfern Lehmann, niedergestürzt und seine ganze Schaar, meistens Edle, wurde gefangen und entwaffnet. — Nur die Limburger kämpften noch, alter Privatzwiste eingedenk und das streitmüde Heer schauerte ruhig zu, wie sie sich aufrieben. Die Nacht machte dem Streite, die Erschöpfung den Verfolgungen ein Ende und mitleidig verbarg das Dunkel dem Auge viel Gräßliches.

Dies war eine der bedeutendsten Schlachten des Mittelalters, es war eine der blutigsten, die je geschlagen worden sind und besonders merkwürdig dadurch, daß der

glorreiche Sieg sich für die vielfach geringere Heereszahl entschied. Doch war der Kampf als ein Gottesurtheil angetreten und für einen Ausspruch für die gerechte Sache ward der Sieg erkannt. Große Anstrengungen und Opfer hatte er freilich gekostet, denn über 2000 Streiter fielen von bergisch-brabantischer Seite, und viele Edle waren darunter; doch von den streitlenkenden Fürsten war hier Niemand gefallen und außer den Grafen von Jülich und Waldeck auch keiner von ihnen bedeutend verwundet.

Der Verlust des Erzbischofs und seiner Verbündeten war unermesslich. Drei Fürsten aus den vornehmsten Geschlechtern Deutschlands, worunter sogar der Vater eines Kaisers und weit über Tausend Ritter und Dynasten waren erschlagen, die Blüthe des rheinischen Adels. Ueber sechs Tausend Mann fielen im Ganzen von Siegfrieds Heer und die Zahl der Gefangenen belief sich höher als die der Sieger. Es schien, als habe des Erzbischofs Bannfluch sich gegen ihn selber gewandt, denn unter den Gefangenen war Er selber, der Graf von Geldern, der sich Herzog von Limburg nannte und der Graf von Nassau, späterer Kaiser. Dies die Gewaltigsten; im Ganzen einundzwanzig Fürsten und mehrere Tausend Edle fielen in die Hand der Sieger. Der Erzbischof hatte noch zu wenig Ketten und Handschellen mitgebracht, sie alle zu fesseln. Groß war die Freude der Sieger, aber der Anblick der Verstümmelten und der allgemeinen Zerstörung — mehr als viertausend Kasse lagen zwischen Leichen und Waffentrümmern umher — mischte ernstere Gedanken unter den Jubel. Vor Allem bestimmte man einen Theil der Beute zur Errichtung einer Kapelle, in der auf dem Schlachtfelde für die Seelenruhe der dort Erschlagenen gebetet werden sollte. Die Verwundeten wurden nach Cöln gebracht, Freund und Feind dort gepflegt. Dorthin dröhnten schwere Wagen voll herrlicher Rüstungen, Waffen und Geschmeide. Doch auch, nachdem sie die Todten begraben, verließen die Sieger das Schlachtfeld nicht, denn die Feste Boringen trotzte noch und drohte. Endlich von der Niederlage des Erzbischofs entmuthigt und hart umschlossen und bestürmt, an Entschluß aber verzweifelnd, ergab sich die Besatzung und vermehrte

die Zahl der Gefangenen. Der Raubzwinger wurde bis in den Grund zerstört und nimmer sollte an der verhassten Stätte ein neues Schloß errichtet werden. Dann folgten lärmende Siegesfeste. Freudig brachten die tapferen Bürger die gewonnenen Schlüssel in die freiheitsstolze Stadt zurück. Das köstlichste Gut, ihre altehrwürdige glückliche Verfassung, für die alle Herzen begeistert, war erhalten. Des Drängers erledigt, erwachte die Bürgerschaft zu regerem Leben. Der Magistrat schenkte den siegreichen Fürsten das Bürgerrecht und der Herzog erhielt jenes Hans, das noch lange unter dem Namen das Freihaus von Brabant bekannt und mit ausgezeichneten Gerechtigkeiten bedacht war. Was die Stadt köstliches und von Freuden hatte, das suchte sie jeho hervor, um die Helden zu belohnen; viele Bilder sollten den Siegestag verewigen, welcher der Stadt Freiheiten neu begründet, aber schöner wurde er auf religiöse Weise gefeiert. Auf der Severinstraße wurde dem Heiligen des glorreichen Tages zu Ehren die Bonifazkapelle erbaut und dorthin zogen an dem Jahrestage (5. Juni) der Magistrat und die Bürger in feierlicher Procession unter Dankgebeten noch viele Jahrhunderte hindurch.

Friede war hinfort den Bürgern und ungestört blieben sie lange Zeit auf ihren Handelswegen. Feste Bündnisse mit den Siegern sollten die Ruhe dauernder sichern. Dies waren die großen Vortheile, so die Reichsstadt aus dem Woringer Streite gewann. Alle Sieger fanden in dem gewonnenen Antheil an Rossen und erbeutetem Zeuge, sowie durch das Lösegeld der ihnen zuerkannten Gefangenen den Lohn ihrer Tapferkeit, die höher noch durch den Ruhm verherrlicht wurde.

Reinold von Geldern entsagte zur Erlangung der Freiheit seinen Ansprüchen auf Limburg und trat es dem Herzoge Johann von Brabant ab.

Erzbischof Siegfried, der von Adolph von Berg zuerst in der Kirche zu Monheim, dann auf Neuenburg und Bensberg verwahrt wurde, war zu hochmüthig und starrsinnig, als daß er sich sogleich zu lästigen Bedingungen der Losgebung verstanden hätte. Er hoffte auf die geistlichen Churfürsten, auf Kaiser und Papst, daß diese

ihn gemäß seiner hohen Würde, von der er trunken war, befreien würden. Doch Niemand bekümmerte sich um ihn, sein Gewahrſam war eine Wohlthat für die Lande. Da er etwas über ein halb Jahr geſeſſen und auf gewaltsame Befreiung vergeblich geharret hatte, ſank des ſtolzen Prieſters Muth, er fügte ſich, beſchwor einen ewigen Frieden mit Berg und trat dem Grafen ſeine Beſitzungen dieſſeits des Rheines zwiſchen Mäuſe- und Linnenpfad, ſowie mehrere andere Burgen und Güter ab. Dann erhielt er die Freiheit und ſchied von Adolph unter dem Scheine biederer Freundschaft, aber fürchtbare Rache ſinnend in unverjöhlichem, düſterem Gemüthe. Seine Anweſenheit that dem Erzſtifte Noth, denn die Grafen von Jülich und von der Mark hatten ihre früher an Siegfried verlorenen Beſitzungen nicht nur wieder erobert, ſondern auch wilde Rache geübt wegen neuerlicher Verödungen. Friedensvermittler traten dazwiſchen und die Händel wurden beigelegt, freilich zum Nachtheile Siegfrieds, deſſen Kriegsmittel ſo gänzlich erſchöpft waren, daß er die meiſten Einkünfte des Erzſtiftes verpfänden mußte. —

Adolph von Berg verwandte den aus dem Kriege erhaltenen Gewinn zum Heile des Landes. Er kaufte neue Beſitzungen an, baute die zerſtörten Dörfer wieder auf und befeſtigte Burgen und Städte immer mehr, die Zahl beider vermehrend. Auch ſchenkte er fleißig an Kirchen und Klöſter, beförderte den Land- und Bergbau und legte den erſten Grund zur Gewerbtthätigkeit des Landes. Zum Andenken an den Sieg zu Worringen errichtete er das Collegiatſtift zu Düſſeldorf, welchen Ort er auch zur Stadt erhob und mit großen Vortheilen bedachte. Doch nicht allein durch Ankäufe vergrößerte er ſeine Beſitzungen, viele benachbarte Dynaſten, betrachtend des Grafen Ruhm und Macht und deſſen perſönliche Eigenſchaften, boten ſich ihm zu Vaſallen an und ſtellten ihm den Lehnrevers aus. Doch nur die Noth hatte ihn vorhin zum Kriege gezwungen, ſeine vergrößerte Macht benutzte er nur, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Auch als bald nach Rudolphs von Habsburg Tode (1291) neue Fehden umher tobten, ſicherte Adolph ſeinem Lande den Frieden. Nie zuvor hatte ſein Wohlſtand ſo hoch geblüht.

Aber dies Glück sah Erzbischof Siegfried mit Neid und er nahete mit teuflischer Lücke. Er hatte Adolphs bisher geschmeichelt und dessen Bruder Heinrich sogar zum Kämmerer des Erzstiftes bestellt, auch schien er Wilhelm, Adolphs jüngeren Bruder gleichfalls hoch in Ehren zu halten. Dagegen hatte ihn Adolph mit Anleihen bedacht und ihm manche Freundschaft erwiesen. So ritt Siegfried einmal im Herbst des Jahres 1292 von seinem westphälischen Heerzuge heimkehrend in Adolphs Schlosse zu Bensberg ein, ein freundlich lieber Gast des biedern Grafen. Die Freuden des Mahles und des Weines waren reichlich genossen, als gegen Abend der aufbrechende Erzbischof Adolphs bittet, ihn eine Wegstrecke zu begleiten. Adolph, keine Arglist ahnend, gibt ihm mit vier Trabanten das Geleite bis an den Rhein; aber dort lauern des Erzbischofs Mannen im Verstecke, ergreifen den Grafen nach vergeblicher Wehre und bringen ihn gefesselt über den Rhein nach Lechenich, in Siegfrieds Schloß. Ein düsterer Kerker ward der Lohn des Vertrauens und bitterer Hohn des Gefangenen größte Qual. Den ganzen Herbst, den Winter hindurch saß der edle Graf in Morderluft tief in Banden. Der Unmensch weidete sich an des Unschuldigen Qual und ließ ihn in langweiligen Stunden zur Kurzweil vorführen und während des Bischofs Mahlzeit in einer Ecke des Saales bei den Hunden anschließen, das Ziel des schändlichen Spottes und der Mißhandlung roher Trabanten. Oft hielt der Graf flehentlich um Freiheit an und versprach reiches Lösegeld, Burgen und Land und Leute, aber dann entgegnete ihm der Priester: „Sanct Peters Schlüssel gebe ihm vollauf, was er nothwendig, er bedürfe des Grafen Habe nicht, um recht behaglich zu leben, aber an der Qual und der Erniedrigung des Verhafteten sich zu weiden, sei sein Gelüste und er wolle ihm fortan zeigen, was es heiße, einen Erzbischof gefangen zu nehmen u. s. w.“ Unter anderen sinnreichen Foltern ließ Siegfried im heißen Sommer den Grafen entkleiden, mit Honig bestreichen und in einem Eisenkäfige an den Thurm der Feste Lechenich aufhängen, damit er von den Stichen der Wespen und anderer Insecten Qual leide. Ein menschlich Erbarmen lag nicht

in der Seele des tüchtigen Priesters. Doch Adolpfs Freunde, vor Allen der Herzog von Brabant, rüsteten sich, den Gefangenen durch Waffengewalt zu befreien. Da entließ ihn der Bischof aus Furcht, daß man ihm gleicher Weise begegenen möchte.^{*)} Adolph kam wieder in seine Heimath, aber die dreizehmonatliche Marter, womit ihn der geistliche Tyrann geschlagen, hatte seine Thatkraft gebrochen. Er starb auf dem Schlosse Neuenburg an der Wupper im Jahre 1295. Seine Gattin Elisabeth von Geldern nahm in Gräfrath den Nonnenschleier. — Siegfried, fluchwürdigen Andenkens, endete elendig, voll Grames, daß er die Welt nicht zu vernichten vermochte, die ihn verabscheute, voll Neid und Haß gegen Eöln, das ihn mehrmals geschlagen und verjagt hatte, als er die bürgerlichen Freiheiten zu stürzen kam. Ein Solches ist das Ende der Tyrannen, deren Namen auch noch durch die Geschichte gebrandmarkt wird. —

Die beiden Cisterzer,

eine Begebenheit aus den Kreuzzügen (1191).

Es trug einst Richard Löwenherz
In kühner Brust mit grimmem Schmerz,
Daß Zion sammt dem heil'gen Grabe
Der Sarazen' erobert habe.
Mit Schwert und Speer zog er dahin

*) Mehrere Schriftsteller, die nicht lange nach dieser Zeit schrieben, sagen, Adolph sei in dem Käfige gestorben. Auch ist dies zur Volksfage geworden. Doch spricht sich darin nur der Unwille aus gegen des Bischofs Grausamkeit, die selbst von den Mönchschriftstellern mit den düstersten Schmähungen belegt wird.

Nach Heidenblut stand all' sein Sinn.
Aus Deutschland, ja aus allen Landen
Der Streiter viel sich zu ihm fanden,
Auch Mönche längten seine Reih'n,
Sie wollten auch das Grab befrei'n.
So kamen sie wohl über's Meer
Mit Kreuz und Fahne, Schwert und Speer.
Der Ritter ließ dem Heid' zur Ader;
Das Mönchlein fleht zu Gott dem Vater;
Doch Kampf und Beten frommten wenig.
Zwar focht gar tapfer Englands König,
Allein der Heide Saladin,
Der war nicht minder stark und kühn,
Schlug viele todt mit Schwert und Stangen
Und nahm der Christen viel gefangen,
Dabei zwei deutsche Mönchlein waren.
Von denen hat der Heid' erfahren,
Daß sie den Wein zwar gierig schlürfen,
Jedoch von Fleisch nichts essen dürfen.
Fleisch essen aber durften Heiden,
Den Wein dafür sie mußten meiden.

Der Mönche Herz trug große Noth,
Sie grauf'ten sehr vor Märtyrtod,
Derweilen aber Saladin
Zu ihnen hegt huldreichen Sinn;
Er sandte sie, befreit der Fessel,
In's Prunkgemach auf weiche Sessel
Und sandt' zwei Heidenmädchen, schön,
Wie heller Morgen anzusehn,
Jedwede einem Mönch zu dienen.
Sie brachten Fleisch und Wasser ihnen:
Die Patres so vom Schreck gesunden,
Sie ließen sich's gar weidlich munden,
Doch als vertraut die Mädchen nahten,
Sie ihre Seelen wohl berathen
Und blieben kalt gleich Marmelstein,
Wie immer Mönche sollen sein
In Züchten nach der Regel Sinn.

So ging der erste Tag dahin;
Doch andern Tags besorgt den Tisch
Das Feenpaar mit Wein und Fisch:
Die Mönche waren von dem Rhein,
Wo edle Reben saß gedeihn, —
Zu Heisterbach im berg'schen Land
Ihr heimatliches Kloster stand —
Und zu der Heimath trauter Lust
Erhob der Wein die bange Brust,
Die Mönche fleißig aßen, tranken,
Sie wurden fröhlich über Schranken,
Die Mädchen schenkten wacker ein,
Da schmolz der Herzen Marmelstein
In Feuergluth des edlen Trankes.
Die Mönche waren voll des Dankes
Und schwuren bald in Zucht und Ehren,
Daß Heidendirnen lieblich wären.
Die Mädchen hörten Solches gern
Und kosteten mit den frommen Herrn,
Erst Händedruck, dann Kuß und Kuß —
Zwar Sünde war's, doch kein Verdruß.
Ringsum die Nacht ward still und dunkel,
Doch als verschwand das Sterngesfunkt
Und als der lichte Morgen kam,
Erwachte herb der Mönche Schaam,
Denn weh! sie lagen weich und warm,
Ein jeder eine Dirn' im Arm,
Gewecket von dem Heidenkönig.
Der lacht und jubelte nicht wenig:
„Glück auf! ihr Patres“ (rief er eben),
„Das ist fürwahr ein züchtig Leben,
„Dran sich die Heiligen erbau'n!“
Die Sündigen mit Furcht und Grau'n,
Sie krochen hin auf ihren Knieen,
Um Gnade jämmerlich sie schrieen
Und schoben Alles auf den Teufel.
„Der steckt im Weine ohne Zweifel“
(So sprach der Sultan Saladin)
„Fort, eitle Thoren, geht nur hin!
„Wir Moslim trinken keinen Wein,

„Doch mag das Fleisch uns baß gedeihn.
„Ihr meidet das, so Niemand schadet
„Und übt, in Weinesgluth gebadet,
„Der Laster ärgstes taumelnd aus,
„Fort, eitle Thoren, eilt nach Haus
„Und sagt: daß des Propheten Lehre
„Bernünftiger als Eure wäre!“

Anmerkung. Cäsarius von Heisterbach, der diese Begebenheit erzählt, gibt überhaupt der Sittlichkeit der Christen in Jerusalem und der Tugend der dorthin pilgernden Ritter und Mönche kein großes Lob. Unzucht und Habgier, jede Art Gottlosigkeit, sagt er, seien die Ursache des ungünstigen Ausgangs aller Kreuzzüge und in seinem Buche de tentatione lib. IV. cap. 15 heißt es sogar: „Non fuit aliquis adeo dives in Ierosolyma, qui pro pecunia sororem, filiam, vel, quod execrabilius erat — luxuriae peregrinorum uxorem propriam non exponeret, sicque illos mercedibus laborum suorum evacualet. Ita omnes gulae et carnis illecebris dediti erant, ut nihil omnino a pecoribus different etc. . .“

Der verwünschte Hase zu Windeck.

(Eine Volksfage aus dem 15. Jahrhundert.)

Es sind bereits vierhundert und einige Jahre verlossen, seit zum Burgvogte der mächtigen Feste Windeck an der Sieg gesetzt wurde der wilde Junker Evert von der Thyr, des jungen Herzogs Adolph I. von Berg getreuester Vasall und Schwelgbruder. Eben so tapfer wie sein Herzog war Ritter Evert, eben so roh und wild, ehrföchtig und zänkisch, aber noch viel ungerechter und böshafter. Er hatte dem Herzoge dessen ehrwürdigen Vater bekämpfen helfen, und weil der damalige Burggraf zu Windeck, ein ehrenfester Mann, jenem mit recht-

licher Treue angehangen, so wurde dieser aus dem Lande verwiesen und Evert von der Thyre erhielt das Lehen. Da waren denn die Untersassen gar übel berathen und die ohnehin schon traurigen Kriegszeiten schlimmerte des Burgvogts schnöde Ungerechtigkeit. Er, der Richter, scheuete kein noch so verruchtes Mittel zu Erpressungen und bei Schlichtung der Rechtsändel, die ihm oblag, bedachte er nur sich selber, indem er gewöhnlich noch mehr als den Gegenstand des Zwistes den Streitenden abzwackte. Seine Leidenschaftlichkeit kannte keine Gränzen, aber was die größte Klage über ihn brachte, war die Jagdlust, welcher er bis zur Tollheit fröhnte. Mit dem Schwarme seiner rohen Spießgesellen und Knechte ritt er ohne Unterschied der Jahreszeit und der Tage durch Wald und Flur, von Feld zu Feld, von Baum zu Baum wie unsinnig, und noch erzählt man von ihm Grausamkeiten, die an's Unglaubliche gränzen.

In den reichen Feldern bei Rosbach und Dattenfeld fraß und zertrat das Wildpret viel der Früchte und in der Verfolgung des Hirschens wurden die Saaten durch Rosseshuf zerknetet. Welcher Landmann es wagte, das Wildpret von seinen Gründen auch nur zu verschrecken, der wurde gestäupt. Wer einen Hirsch oder ein Wildschwein tödtete oder verletzte, der wurde am Leben gestraft und Weib und Kind fielen dann dem Elend anheim, teuflischer Hohn wurde dazu noch den Gequälten. Wollten sich die armen Bauern darüber beklagen, daß das Wild ihre Saaten abfresse, so entgegnete der harte Evert: „daß den Bauern ja erlaubt sei, ihr Vieh in den herzoglichen Waldungen weiden zu lassen, von welchem Gerechtam sie von Alters her Gebrauch zu machen, sich nicht gesehent, und daß sie darum auch aller Billigkeit nach zugeben müßten, daß des Herzogs Vieh (das Wildpret) auf den Feldern der Bauernschaft weide.“ — Der grausame Jäger hat sogar mehrere Unglückliche, die sich an dem gehegten Wildpret vergriffen, in eine Hirsch- oder Eberhaut einnähen und dann von den Schweißhunden hehen und zerreißen lassen zur eignen und seiner rohen Gesellen Belustigung. Wer blos einen Hasen fing, der wurde oft auf's Grausamste verstümmelt und seiner Habe

beraubt. Der Ritter selber gestand, daß er gar nicht wünsche, in den Himmel zu kommen, wenn dort nicht gejagt werde und daß er keine größere Seligkeit zu erdenken vermöge, als immerfort auf Erden zu leben und zu jagen. Doch zum Heile der armen Untergebenen wurde dieser Wunsch nicht erfüllt. — Zwar hatte er von dem Landesherren, dem Herzog Adolph, seinem Gönner, nicht zu fürchten, daß dieser sein Unwesen hemmen werde; doch waltet auch hoch über der Erde ein mächtigerer Richter, der den Hohn und Frevel an der Unschuld nie ungestraft läßt. Vergeblich waren die hierher zielenden Warnungen frommer Priester und Mönche bei dem Burgvogte; er hatte sogar nicht blos die Feier des Sonntags, sondern auch den Gottesdienst in seinem tollen Treiben oftmals gestört, hatte die jagdfrohpflichtigen Leute mehrmals aus der Kirche mit großem Geräusche und Hörnerklang hervorholen lassen und im Heiligthum selber die Heiligen fluchend gelästert. Doch allem Bösen ist das Ziel.

Als der Burgvogt von Windeck gerade am Dreifaltigkeitssonntage in den Fruchtfeldern von Dattenfeld mit Saupieß und Fangmesser, von seinen wilden Gefellen gefolgt zu Rosse, so eifrigst daher sprengte, als suche er den Feind des Landes — da trieben die Doggen einen gewaltigen Eber hervor, und ihm nach ging die wilde Hatz mit Rüdengebells, Huffschlag, Halloh, Hochda und Hörnerschall durch blühend Korn und Kraut auf die Berge gen Windeck hin. Der Eber hatte so viel Vorsprung, daß ihn nur die schnellfüßigsten Hunde zu erreichen vermochten, aber fern hinter ihm heulten sie bald von den scharfen Hauern zerrissen. Da stießen die Sporne heftiger in die Seiten der Rosse; nicht achtend das furchtbare Gewitter, das drohend heran zog und sich schon über dem Thale entladete, stürmten die wilden Jäger daher. Evert voran, schon auf dem Vorsprunge der steilen Höhe, auf der die Felsburg Windeck lastet, schleuderte den Spieß, der den Eber verwundete. Da kehrte sich dieser gegen den Verfolger. Das Ross, von dem wüthenden Anfalle des wüsten Thieres und einem heftigen Donnerschlage scheu geworden, steigerte und stürzte, der Burgvogt schlug rücklings über und brach das Genick; seinen Leichnam

zerfetzte der Eber. Die Gefellen der Jagd wollten hin in dichtem Gedränge, den Burgvogt zu retten — da fuhr ein Gluthstrahl mitten unter sie und Alle stürzten sammt den Pferden zu Boden. Die Fröhner, die in einiger Entfernung folgten, gewahrten die Strafe des Himmels und flohen. Ihr Dränger lag elendig zerfleischt, acht Jäger zu Ross hatte das Wetter erschlagen, die übrigen erholten sich erst langsam wieder und schlichen gedemüthigt und zitternd den Burgweg hinauf. Die Jagd war verstummt, das Wetter verzog sich. Es kamen nach beendigtem Gottesdienste die Kirchleute herauf und freueten sich heimlich. Die Landbauern dankten dem Herrn.

Der neue Burgvogt, durch dieses Begebniß zum Bessern verwannt, auch ohnedieß mildern Sinnes, öffnete die Zwinger des Schlosses und setzte die dort wegen sogenannter Wildfrevel Eingekerkerten in Freiheit. Ohne Lebenshoffnung, halb verhungert und verelendet traten die Armen zu langentbehrtem Lichte aus Moderluft hervor. Die Leichen der vom Blitze Erschlagenen brachte man auf den Kirchhof zu Dattenfeld, wo der Leichenstein nahe der Kirchenroster noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem Unfall ein Denkmal war. Die Glieder des zerfleischten Burgvogts Evert von der Thyrr grub man auf dem Schloßberge ein, dort, wo er gefallen war und setzte ein Steinkreuz auf das Grab, welches lange noch ein Warnzeichen blieb gegen die frevelhafte Jagdsucht.

Doch damit war des Burgvogts Strafe noch nicht beendigt. Man erzählt, daß seine Frevelthaten ihn bis jetzt im Grabe nicht ruhen lassen und sein Geist sei als ein Spuk in Gestalt eines Hasen bis zum jüngsten Tage an den Schloßberg gebannt; wie Ritter Evert von der Thyrr durch seine Ungerechtigkeiten ehemem der Landleute Schrecken gewesen, so wird sein Gespenst jetzt von unbewehrten Knaben durch die Stauden gescheucht. Um Mitternacht (sagt man) sitzt dieser verwünschte Hase auf dem übermooseten Grabe des Ritters mit feurig glühenden Augen, und wer ihn sieht, den überläuft es eiskalt. Den ganzen Tag hindurch schleicht er ängstlich auf dem Schloßberge umher oder verkriecht sich in der Ruine, wo er fast täglich aufgescheucht wird. Von der Zeit, als das

Schloß Windeck noch im Glanze stand und von großer Schaar bedohnt war, wußte man früher noch von mehrerem Spuße des verruchten Burgvogtes zu erzählen, was jetzt jedoch in dunkeln Gereden verhallt. — In dem Schwedenkriege wurde das einst so starke und prachtvolle Schloß Windeck gewaltsam zerstört, und nur die zerborstenen Reste von einigen riesenhaften Thürmen und die Fensterbogen des großen Hauptgebäudes nach der Sieg hin zeugen von ehemaliger Größe und Pracht. Doch die dunklen Trümmer in sehenswürdiger Lage über den heiteren Thalen voll Leben und Segen, Blüthen und Gesängen, von welchen die Sieg nur langsam mit großen Umwegen und vielfachen Ringeln sich zu entfernen vermag, da sie die Lieblichkeit dieser Landschaft zwischen öden Bergen wie mit wunderbarem Zauber an sich bannet — diese dunklen morschen Trümmer der Vorzeit scheinen zwischen dem blühenden Leben daran zu mahnen, daß der Fluch schauriger Gewaltthaten die Sitze der Herrlichkeit verflößener Jahrhunderte gestürzt habe.

Die unglücksame Probe.

(Eine bergische Volksfage.)

In der letzten Krümmung des obern leichlinger Thales liegt noch auf der Ebene, von Hügeln in fernem Ring umraget, das alterthümliche Schloß Nesselrath, dessen Mauern minder alt sind als sein Name. Das heutige Gebäude, immer noch alt genug, ist zu Anfang des 16. Jahrhunderts gebaut (im Burgthor steht die Jahrzahl 1536 eingemeißelt) und gehört jetzt dem Grafen von Westerholt. Schon frühe aber wurden die Edlen von Nesselrath (Nesselrode) genannt, die nachweislich schon vor beinahe 900 Jahren dieses Schloß an der Wupper

bewohnten, welches seitdem oft verfallen und oft auf's Neue aufgebaut sein mag, während das dorthier stammende Adelsgeschlecht in mehreren Landen Europens noch jetzt hohe Würden bekleidet.

Schon im Jahre 960 wird auf dem ersten Merseburger Turnier ein Ritter Nesselrath genannt und später erscheint der Name in vielen Fehden und Kampfspielen, immer mit Ruhme. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts war Wirich (Wiricus) von Nesselrath in dem Besitze des Stammschlosses. Er war ein reicher Mann, mächtig durch Güter, die ihm zinseten und durch Knechte, die ihm dienten; mächtiger aber wurde er in der Fehde durch seinen starken Arm, wie durch Muth und Gewandtheit in jeder ritterlichen Uebung. Solche Eigenschaften hatten ihm seine Ahnen vererbt, denn diese waren abwechselnd mit den Rittersn von Stammheim die bergischen Truchsesse gewesen und hatten des Landes Banner, die Rose, getragen in manchem ruhmvollen Streite. So auch Wirich von Nesselrath in der Fehde gegen Mark und Cöln unter dem Grafen Heinrich I. von Berg. Wer sich aber Wirich's Ruhmes am meisten erfreute, war seine Gattinn Kunegunde, die Tochter des Ritters von Bodelberg (Buttelberg), eine Frau von seltener Schönheit, vielen Tugenden und festem männlichem Muth. Die deutschen Frauen theilten damals noch die Begeisterung für Heldenthum und ritterliche That, und die Trennung von dem zum Kampfe ziehenden Gemahle wurde ihnen oft doppelt schwer durch den Wunsch, an der Seite des Gatten fechten zu dürfen. Solcher Gesinnung war auch Kunegunde, und sehr oft hatte Wirich ihr die Bitte, ihn im ritterlichen Geschmeide auf seinen Fahrten begleiten zu dürfen, abschlagen müssen. — Es war im Jahre 1246, als an Wirich von Nesselrath, den bergischen Truchses, die Aufforderung erging, nach dem Schlosse Bensberg zu ziehen, um von dort den jungen Grafen Adolph VI. von Berg zu einer bedeutenden Reichsfehde zu begleiten. Solcher Ruf fand bei dem Ritter immer freudiges Gehör. Neue Knechte waren bald aufgeboten und gerüstet, und nachdem er seiner Hausfrau und einigen bewährten Knappen den Schutz seines Schlosses anbefohlen hatte, ritt er dem fernstrahlenden Bens-

berg zu. Er hatte aber noch keine große Strecke des Weges zurückgelegt, als er einen stattlichen Ritter, von zwei wohlgerüsteten Knappen begleitet, gewahrte, welcher ihn im eiligsten Laufe einzuholen strebte. Weil die nach-eilenden mit geschlossenen Helmen und ohne befreundete Wappenfarben erschienen, so vermuthete er feindliche Absicht, und schon gedachte er durch den vorauseilenden Knappen eine Herausforderung zum Zweikampfe zu vernehmen, als dieser verkündete, daß der nahende Ritter in Wirich's Geleit aufgenommen zu werden bitte, und daß er Freund' und Gefahr als treuer Waffengenosse mit ihm theilen werde, dabei aber unerkannt zu bleiben wünsche und daher verlange, daß er weder seinen Namen zu nennen, noch den Helm zu öffnen brauche. Ungeachtet seines Erstaunens über dies sonderbare Gesuch war der Ritter von Kesselrath bereit, das verlangte Versprechen durch Ritterwort zu bekräftigen, um so mehr, als solche abenteuerliche Vorfälle in jener Zeit nicht selten waren und ein solches Geheimniß, unter welchem sich der Waffengenosse antrug, für eine bessere Empfehlung galt, als jezt Wäffe mit bunten Siegeln und ellenlangen Empfehlungsschreiben oder gar eigene Ruhmredigkeit, der jeder wackere Ritter so fern war als der Furcht und dem Mißtrauen. Mit stummem Handschlage empfing ihn der genachte fremde Ritter, und ihre Fahrt war forthin gemeinschaftlich. Doch als sie nun bis Angesichts des Schlosses Wensberg hingeritten waren, und um die schwüle Mittagszeit an einen muntern Waldbach mit üppigem Wiesemunde gelangten, da wurde eine Rast gemacht, Rosß und Reiter labten sich an frischem Trunke und waren dafür thätig, daß sie in dem glänzendsten Zustande unter dem gräßlichen Heerbanne erschienen. Als aber die Männer von den Rossen stiegen, ihre Helme ablegten und sich in bunter Gruppe niederließen, sonderte sich der Fremde mit seinen Dienern von dem Gefolge ab und überließ den von Kesselrath seinen verwirrten Vermuthungen über den erlangten Freund. Ein unerklärliches Gefühl zog ihn zu dem Unbekannten hin; Gestalt, Bewegung und all sein Wesen schienen ihm bekannt; er wünschte nichts sehnlicher, als auch nur Einen Ton von dessen Stimme zu vernehmen,

und das Versprechen, Stand und Namen unerforscht zu lassen, fing ihn schon zu drücken an. In solchem Nachsinnen und fast willenloser Neugierde verfolgte Wirich die Richtung, die sein Waffenfreund genommen hatte, und das Geflüster einer Unterredung lockte ihn abseits, tiefer in den Buchenwald. Aber auch sein Nahen wurde bemerkt, und in demselben Augenblicke, als er die Begleiter bemerkte, deckte auch der Eisenhelm ihre abgewandten Antlitze. Nur die lichtblonden Locken des unbekanntenen Ritters waren in der Eile nicht mit verhüllt worden und Wirich hatte von diesen zarten Goldfäden ein noch viel zarteres Geheimniß entdeckt. Freudiges Erstaunen und Besorgniß, die von Unwillen spärlich überzüncht war, sprachen sich in seiner Rede aus.

Er hatte seine Gattinn Kunegunde in dem verkappten Ritter erkannt, und diese, welche sich früher von ihm belauscht glaubte, konnte sich nicht länger verstellen; sie mußte nun ihr Antlitz zeigen, und wenn auch der Ritter gestand, daß ihr Aeußeres wohl einen recht schmucken Ritter vorstellte, so wollte er dies ihr Abenteuer doch nicht loben, und nannte gar so viele Ursachen, weshalb sie dort, wofür es geschmiedet sei, ein Fehdegeschmeide nicht rühmlich würde tragen können. Mögen es nun auch wohl Eigennutz und Stolz verschulden, daß die Männer dem Weibe durchaus alles öffentliche Auftreten versagt haben und den sogenannten männlichen Wirkungskreis dem zarteren Geschlechte eigensinnig verschlossen halten; doch hat es die Erfahrung gelehrt, daß hier nur wenige Ausnahmen sich glänzend darstellten, und wenn gleich Wirich seine Gattinn für den Preis ihres Geschlechtes hielt, so war er doch nicht geneigt, auch hier eine Ausnahme für sie gelten zu lassen. Das Abenteuer lösete sich für Kunegunde recht eigentlich in Wehmuth auf, und sie gewann durch dasselbe nichts, als die Zusicherung des Gemahls, daß er ihren Heldenmuth erst auf die Probe stellen und dann ihr nach wohlbestandener Probe gestatten werde, wie das häusliche Glück, so auch Gefahr und Fehde mit ihm zu theilen.

Doch eben so traurig wie Kunegunde zu der schimmernden Burg an der Wupper zurückkehrte, so mißmuthig

ritt ihr Gemahl schon des andern Tages denselben Weg. Auch ihm war, wiewohl aus entgegengesetzten Gründen die Fehde, zu welcher er austritt, verjagt worden.

Bei dem jungen Grafen Adolph befand sich zu Bensberg dessen Schwager Conrad von Hochsteden, Erzbischof von Köln, und es wurden dort gar böse Fehden besprochen. Der glorreiche Kaiser Friedrich II., dem alle wackere Deutschen so treu anhängen, war dem Papste Innocenz dem Vierten zu mächtig geworden und deshalb in den Kirchenbann verfallen. Einige übelgesinnte Fürsten und der Klerus hatten den Grafen Heinrich von Thüringen zum Könige erwählt, und man ging mit nichts Geringerm um, als den rechtmäßigen Hohenstaufen'schen Herrscher zu bekämpfen. Conrad von Hochsteden entband deshalb die Unterthanen von ihrer Treue gegen den Kaiser und rief zur Fehde auf, welcher sich der Graf von Berg sogleich anschloß, und der zum Zeichen, wie sehr seine Gesinnung von der seiner ruhmwürdigen Ahnen, den treuen Anhängern des Kaiserhauses, verschieden sei, das alte bergische Wappen, die Rose, mit dem Limburgischen, einem Löwen, vertauschte. Dies kränkte viele wackere Herzen, und auch der bergische Truchseß Wirich von Nesselrath verließ im Unwillen darüber das Schloß Bensberg und wollte keinen Antheil tragen an schmachvoller Fehde. So kam er gegen Abend in das Wupperthal zurück, und seine düstern Gedanken wurden nur durch die Erinnerung an das Abenteuer, das er vorigen Tages mit dem unbekanntem wohlbekanntem Ritter dort bestanden hatte, erhellet.

„Aus unserer fernern Fahrt ist leider nichts geworden,“ sprach er zu seinen Begleitern: „Drum laßt uns heute Nacht noch ein Abenteuer suchen, das uns in etwas erlustiget und wobei mehr Spaß als Gefahr ist. Laßt uns vor Nesselrath einen feindlichen Lärm machen und uns anstellen, als ob wir das Schloß erstürmen wollten. Wir sehen alsdann, wie die Vertheidigung bestellt ist, und ich habe so auch wohl Gelegenheit, meiner lieben Hausfrau den ritterlichen Geist zu verleiden. Es soll die versprochene Probe sein!“

Mitternacht wa'rs, da rumorte es um das Schloß Nesselrath, gleich als ob der jüngste Tag erschienen wäre.

Der Thurnwächter hatte gemeldet, daß Hufschlag von dem Thale herauf nahe; die Wächter hatten in die Nacht hinausgerufen: ob Freund oder Feind nahe; aber da hörte man Wassengerassel und Mordgeschrei, man verlangte die plötzliche Uebergabe der Burg unter der Drohung, sie zu plündern und alle Bewohner umzubringen. Die Wächter antworteten mit Pfeilen und Steinwürfen — da begab sich ein gewaltiges Toben der Belagerer, sie schienen sich zum Stürme zu bereiten; aber die in der Burg erschrafen nicht und höhnten der Aufforderung. — Der Ritter kannte einen heimlichen Weg über die Ringmauer in der Ecke eines hohen Thurmes, gerade an der Stelle, wo die Burg unersteigbar schien. Als Knabe hatte er diesen Eingang oft erklettert und es galt nur einige lose Steinblöcke, die jedem Andern unbekannt waren, zu erheben, und sich den Weg zu öffnen. Doch um hindurch zu gelangen, hatte er die Rüstung ablegen müssen, was ihm aber ganz ungefährlich erschien, indem er glaubte, seine wohlbekannte Stimme werde im Falle der Gefahr auch den muthigsten Streiter entwaffnen. Der Ritter gelangte in die Burg und gebot mit verstellter Stimme die Waffen abzulegen, denn das Haus sei in feindlicher Hand. Die Knechte zitterten und entflohen; aber der Ritter, dessen Kraft und Streitmuth Wirich noch jüngst bezweifelt hatte, Kunegunde, stürzte mit blankem Schwerte den vermeintlichen Räuber an. Hingeworfene Fackeln verbreiteten ein spärliches Licht, es war zu dunkel, als daß die Heldinn ihren Gegner erkennen konnte. Da rief Wirich ihren Namen und nannte sich ihren Gemahl; allein die Unglückliche erkannte bei der Aufregung der Gefahr und des Schreckens entweder die Stimme nicht, oder sie hielt Alles für Räuberlist und Verstellung — der Burgherr sank tödtlich verwundet zu Boden. Bald wurde der Irrthum klar und das Abenteuer löste sich auf: Kunigunde hatte die Probe bestanden, aber ihres Gemahls Tod war deren unglücksame Folge. In düsterer Seelenqual vertrauerte die unglückliche Wittwe im Kloster zu Grätrath ihr blühendes Leben. Nicht der Zuspruch menschenfreundlicher Priester, nicht die Liebe ihrer hoffnungsvollen Kinder vermochten ihr zerrissenes Gemüth zu heilen.

Solches Unheil brachte ein unschuldiger Scherz, der in unserer Zeit zwar abenteuerlich und roh genannt würde, aber jenem Zeitalter des Ritterthums ganz gemäß war. Auch diese Begebenheit, in welcher eine edle Hausfrau aus dem friedlichen Kreise der Weiblichkeit heraustritt, scheint in ihrem traurigen Ausgange für diejenigen Männer zu reden, welche mit Birich von Nesselrath das zartere Geschlecht ohne Ausnahme aus dem Kreise derjenigen Angelegenheiten bannen wollen, in welchen in der Regel nur der Mann öffentlich auftritt. Auch in unsern friedlichen Tagen, da das Geräusch der Waffen längst verschollen ist, kann man ohne alle streng mathematische Beweise aus der Natur der Sache nach vielen solchen Beispielen wohl mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß es zwar auch jetzt noch probehaltende Heldinnen gibt, aber daß deren Heldenthum, wie in vorliegender Erzählung, nur zum Untergange ihrer Männer gereiche.

Das letzte bergische Mitteraufgebot.

(Eine wahrhafte Begebenheit.)

Man höret so viel reden von früheren guten, goldenen Tagen, höret so viel maulen von schlimmen, gedrückten Verhältnissen heutiger Zeit, und diese zu Gunsten jener herabsehen. Möge der Landmann doch nur erwägen, daß noch in den gepriesenen Tagen des allverehrten Churfürsten Carl Theodor, den Gott mit all seinen zahlreichen Sprossen selig habe — ungefähr zwei Fünftel unseres Landes geistliche Güter und ein Fünftel freie Rittergüter waren, deren Besitzer als solche keine ordentliche Steuern zu den Staatslasten entrichteten — möge er nur erwägen, daß dann der eigentliche Bauerstand von seinem Eigenthume, das lange nicht die Hälfte des ganzen Güterbesitzthumes des Landes erreichte, alle ordentliche Landesab-

gaben zu leisten hatte, so wird er seines Wahnes viel fahren lassen und beherzigen, daß es damals gar verkehrte Landeseinrichtungen gab. Dies empfand man besonders während des siebenjährigen Krieges (1756—1763), als das Land so schwere Kriegssteuern zahlen mußte, daß der liebe Bauerstand ganz zu Grunde gerichtet wurde, während die feisten Klosterpächter und die müßigen Junker in's Häustchen lachten. Das that dem dicken Carl Theodor wehe, und er berief in seiner Gutmüthigkeit die Landstände zusammen, um ihnen diese Sache an's Herz zu legen. Er meinte: „die liebe Geistlichkeit sei betenshalber von Abgaben befreit, und da sie bei alter Gewohnheit bleibe, so dürfe man ihr, bis sie zu beten aufgehört, nicht mit Steuer und Schatz auf den Leib rücken. Die Ritterschaft aber (meint er) habe bisher keine Abgaben entrichtet, weil ihnen als Vasallen die Heeresfolge obgelegen habe, und sie deshalb nicht zweifach hätte belastet werden dürfen. Jetzt aber seit der Einrichtung der Soldtruppen würde jene Vasallenpflicht nicht mehr in Anspruch genommen, der Edelmann liege, unbekümmert des Landeswohles, daheim auf der Bärenhaut und sei deshalb dem Schatz und der Steuer anheimgefallen; er möge nun auch nach Verhältniß der Größe seiner Güter zollen und des Landes Lasten tragen helfen.“

Dieser landesherrliche Vorschlag wurde auf dem Düsseldorfer Landtage gar übel aufgenommen. Die Freiherren hielten sich an's Bisherige, stützten sich auf's Gesetz, auf's Ritterbuch und behaupteten, zu keiner andern Leistung, als darin enthalten, verpflichtet zu sein.

Wolle man sie für's Landeswohl in Anspruch nehmen, so möge man nur mit der Heeresfolge herausrücken; daß sie diese bisher nicht geleistet, liege nicht an ihnen, sondern an mangelndem Aufgebot; dem Geldsurrogate dieser Vasallenpflicht könnten und dürften sie sich nicht unterziehen, ihrer Erben halber, und dergl.

So schloß denn der Landtag, und die freien Junker gingen aus einander, jeder in seine Heimath ganz vergnügt, diesmal dem Fiskus wieder ein Näschchen gedreht zu haben. Aber die Herren Rätthe der churfürstlichen Kammer waren besser berathen. Was geschieht! Die Her-

ren Junker dehnten sich zu Hause in lässiger Ruhe, sahen dem Kofskämmen zu, ritten auch wohl selbst ein Pferd zur Tränke, machten den Vogelsteller oder den Jäger zc. Aber siehe! da naht der Landesherold ganz im Schmucke der vorigen Jahrhunderte mit Wappen und Fähnlein. Der Burgherr hört die Trompete im Schloßhose schmettern, er guckt hinaus und glaubt, eine abenteuerliche Kunstreiterbande, eine Seilkünstler- oder Puppenspieler-Gesellschaft kündige ihre heutabendliche Leistung für das Dorf an und lade eben den Herrn Junker vorab zu der niegesehenen Abendunterhaltung ein; allein o Schrecken! Es ist der churfürstliche Herold und ladet den ritterbürtigen R. zu R. ein, innerhalb acht Tagen mit Mannen und Rossen wohlgerüstet im Schloßhose zu Düsseldorf zu erscheinen, bei Vermeidung einer Felonie. So ging's durch's ganze Land, von Burg zu Burg. Da krahten sich die Junker hinterm Ohr, rieben sich die Stirne und wußten nicht, woran sie waren. Endlich meinten sie, denen zu Düsseldorf wirre es sich in der obersten Rundung. — Der Tag des Aufgebotes erschien, aber die Junker blieben daheim; nur Herrn Dalwigh von Unterbach bei Düsseldorf sah man daherreiten in voller Rüstung, bis an die Zähne im Stahl, mit flatterndem Helmbusch, Schild und Lanze, das klirrende Schwert an der Seite, zwei Reisigen und vier Lanzenknechte mit Pickelhauben und langen Spießen hinter ihm. Da die Fastnacht- und Apriltage vorbei waren, guckten die Düsseldorfer Bürger in den Kalender, ob es vielleicht Junglicht (Neumond) sei, was die Vorbeistolzirenden in die seltsame Vermummung geleuchtet habe; aber bald wurde die vernünfftige Ursache kund. Der Ritter stellte sich mit seinen Knapen als getreuen Vasallen im Schloßhose der Landesobrigkeit vor und fragte nach weitem Befehlen. Ihm ward die Versicherung der Gnade seines Churfürsten und die Entlassung nach Hause, so wie auch fortwährende Steuerfreiheit. Die Herren Junker aber, welche daheim geblieben waren, mußten ihres Richterscheinens halber in den Säckel greifen.



Ritter Werner von Homburg.

Wer die Mauern des altergrauen Schlosses Homburg von Ferne schauet, groß und gewaltig, gethürmt auf steile Höhe in weitem Umfange, der gewinnt, auch unkundig der Geschichte und der Sagen jener Zeit, die diese Feste erbauet und belebt, Ehrfurcht vor dem großartigen Geiste des Mittelalters, welcher Häuser, wie für Riesen und für Ewigkeiten gebauet, auführte, das flache Land und die Thale fliehend auf fernschauenden Höhen sich niederließ, wie der kühne Adler, der auf der Felsenstirne nistet, während das scheue Rebhuhn und der Kibitz, seine Beute, die Tiefe suchen. Wer aber der Geschichte alter Zeit kundig, der Sagen kundig, welche an der Felsenburg haften, der empfindet bei ihrem Anblicke ein wunderbares Gemisch von Freude und Wehmuth. — Das Mitgefühl für Menschen, unsere Brüder, ist von keiner Zone, auch von keiner Zeit beschränkt. Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer ist jedem edlen Herzen eigen, sie ist Pflicht. Darum auch Pflicht das Erkunden der Personen und Verhältnisse ferner Zeiten, auch abgesehen von dem darin verborgenen Weisheitschatze, den sich der Geschichtsforscher sammelt. Aber wozu diese ernste Mahnung, da das Ohr so gerne lauschet auf die Kunde der Vorzeit? Welcher Bergische vernimmt nicht gerne von der einst hoch strahlenden Homburg, deren geborstene graue Thürme noch fern schauen in die Hügelverschlingungen seiner Heimath!

Werner, Herr zu Homburg, kaiserlicher Lehnsherr und schöffenbarer semperfreier Ritter, war bekannt in der Mitte des 13. Jahrhunderts als ein tüchtiger Kriegsheld und biederer deutscher Mann. Er war befreundet mit Eberharden, dem Grafen von Mark und trug dessen Banner als Truchseß in manchem heißen Treffen mit Ruhme. So auch in der blutigen Schlacht bei Soest gegen Siegfried von Westerbürg, den Erzbischof

von Cöln, den die Chroniken einen gewaltigen streitbaren Herrn nennen. Dieser Erzbischof lag mit der heiligen Stadt Cöln, die er vergebens unter seine Gewalt zu bringen trachtete, wie auch mit allen der Stadt verbündeten Fürsten, namentlich dem Herzoge von Brabant, den Grafen von Jülich, von Loz, Berg und Mark in beständiger Fehde. Graf Wilhelm von Jülich war in dem Kampfe umgekommen. Loz und Berg hatten nach verlorenen Kämpfen mit vielen Abtretungen den Frieden erkaufen müssen. Drauf schwur Siegfried in Siegesstolz: „auch den Märker mit seinem Anhange zu vernichten“; allein bei Soest, wo der Erzbischof unter seinen westphälischen Reissigen gar tapfer focht, traf Werner von Homburg auf ihn und rannte ihn aus dem Sattel in den blutgetränkten Sand. Zwar entriß Graf Walram von Falkenburg, ein trefflicher Ritter, den betäubten, zerquetschten und verwundeten Erzbischof noch der Gefangenschaft, allein die Schlacht war für ihn verloren, Siegfried, welcher gerade von dem mächtigen Herzoge Johann von Brabant bedroht wurde, mußte Frieden schließen mit Mark, und Werner der Truchseß kam, von dem herrlichsten Ruhme umstrahlt, auf sein heimatliches Homburg zurück, dort einige Jahre dem Frieden zu leben. Die Herrschsucht des streitbaren Erzbischofs war durch Adolph VII., Grafen von Berg, der sich seiner im Woringer Streite bemächtigte und ihn lange Zeit zu Bensberg gefangen hielt, mit eisernem Gebisse gebändigt worden; nicht aber die Rachsucht, die in Siegfrieds Seele düster wohnte. Die Schmach, von einem Ritter niedergeworfen worden zu sein, hatte Siegfrieds Stolz zu sehr empört, als daß er dies ungeahndet lassen sollte, und bald hatte er einen teuflischen Racheplan eronnen. Mit offener Gewalt konnte er Homburg nicht bei, da dies von Berg und Mark umschirmt war. Drum gedachte er der List. Er vermochte den Ritter Cuno von Simborn und Gerharden von Schoinrath, Neffen des Homburgers, ihn ihren Oheim auszuliefern und versprach ihnen einen großen Lohn hierfür. Er gab vor, den Ritter zur Sühne der bekannten Schmach bloß eine kleine Zeit hindurch gefänglich halten zu wollen und dann ohne alles Lösegeld zu

entlassen, blos zur Sühne des gekränkten Ehrgeizes; und nachdem er den Rittern gelobt und mit Eiden bekräftigt hatte, den Homburger weder am Gute zu verkürzen, noch ihn am Leibe zu strafen, ja nicht einmal seine Haut zu ritzen, nahmen diese keinen Anstand, ihm zu willfahren. Homburg wußte nur zu wohl, was er von dem empörten tückischen Feinde zu befahren hatte, und war daher durch freundliche Beredung seiner Nessen nicht in Siegfrieds Nähe zu bringen. Diese mußten daher List und Gewalt vereinen, und durch ihre genaue Bekanntschaft mit dem Ritter ward die Ausföhrung leicht.

Sich zur Jagd, seiner fast täglichen Unterhaltung zu stärken, pflegte der Ritter jeden Morgen in einer starken Quelle unterhalb des Schloßberges seinen narbenvollen Leib zu baden, und im Vertrauen auf den Frieden des Landes und die Unverletzlichkeit der Bannteile ging er ohne Begleitung und ohne alle andere Bewaffnung als die seines Schwertes dorthin. Es war an einem heitern Julimorgen; die Sonne, von unzähligen Sängern des Waldes freudig begrüßt, hatte eben die leichten Morgennebel durchbrochen und erhob sich mit lächelndem Antlitze über ihre smaragdnen Lieblinge, die grünen Waldberge, als das Thor der Feste Homburg sich öffnete und der mannhafte Ritter Werner, von zwei Klüden im spielenden Laufe umkreiset, den Burgpfad herab schritt. Schon war er bis zum untern Wiesengrunde gekommen, verloren in dem Anblicke des herrlichen Sommermorgens, der Blumendüfte und des friedlichen Vogelgesanges erfreut, als seine treuen Klüden anschlügen, und gegen den Buschrand hin die Zähne fletschten. In dem Wahne, daß dort irgend ein Knabe mit Holz sammeln beschäftigt sei, rief er die warnenden rauhen Wächter an, und eilte hin, sie zurück zu halten. Da brachen vier verkappte Reiter ohne Helmzier und sonstige Abzeichen aus dem Gebüsche hervor, und ehe er sich zur Wehre zu setzen vermochte, ward Werner von der Uebermacht ergriffen und fortgeschleppt. Das Hülfgeschrei der treuen Hunde aber rief die Schloßbewohner auf die Warten, und diese wollten zu den Rossen eilen, als ihnen die wohlbekannte Stimme des Gimborsners, der etwas zurück geblieben war, zurief: „Seid ohne

Sorge um Euren Herrn; es gilt eine Wette und dieser Schwank ist sonder Gefährde!" —

„Es gilt eine Wette!“ riefen die verkappten Reiter, wenn sie an einem Weiler vorbei gelangten, oder wenn Leute ihnen begegneten. Burgen und Dörfer vermeidend gelangten sie am Abende, ohne angehalten zu werden, bei Beuel an den Rhein und mit Hohn begrüßte der Erzbischof den gefangenen Ritter an seinem Hoflager zu Bonn. Den Ueberbringern ward die versprochene Belohnung; aber als sie sahen, wie die Nachlust mit Eiden zu spielen pfleget, so mochte sie ihre dem Erzbischofe gezeigte Willfährigkeit wohl gereuen.

Nicht lange schmachtete der gefangene Homburger im Verliese. Eine Zielscheibe des Gespöttes feiler Höflinge ward er hervorgezogen und in eine gemauerte Grube gelegt, die mit Moos, Wolle, Flaum und Rosenblättern gefüllt war. Mit denselben weichen Stoffen wurde er bedeckt, — damit, wie Siegfried sagte, seine Seele wegen des Eides nicht Gefahr laufe — und dann ward die Gruft zugemauert. So, lebendig begraben, fand der Ritter Werner von Homburg ein unwürdiges Ende. Hoffschmeichler priesen die That und belachten dieselbe mit dem entmenschten Vollbringer. Alle Edle aber sprachen ihre Mißbilligung aus und murrten laut mit Cuno von Gimborn und Gerharden von Schönrath, Siegfrieden den geschworenen Eid vorhaltend. Da lachte der Erzbischof und sprach: „Ich habe nur geschworen: den Homburger weder am Gut zu verkürzen, noch ihn am Leibe zu verletzen. Nach seinem Gute gelüftet mich nicht und in dem weichen Flaume und den Rosenblättern, aus denen die Dornen sorgfältig hervor gesucht sind, wird er seine Haut nicht rizen. Wollt ihr, so mögt ihr ihn nach einigen Tagen aus dem Kerker abholen. Er hat den Frevel, sich an einem Gesalbten des Herrn feindlich vergriffen zu haben, gebüßt!“

So sagte Siegfried und er frevelte straflos, weil den Freunden des Ritters die Macht fehlte, ihn zu rächen.

Nur noch ein Beispiel einer solchen That hat die deutsche Geschichte aufzuweisen, da achtzig Jahre früher der Graf

von Rheineck ein gleiches Loos fand; allein Walter von Rheineck war ein berühmter Räuber und der an ihm begangene Meineid, die unmenschliche Strafe ging hervor aus der Gerechtigkeitsliebe des kaiserlichen Vogtes. Homburgs Untergang aber war nicht der einzige Makel der Art, welcher an des Erzbischofs Namen haftet. Auch Adolphs, des Grafen von Berg, bemächtigte er sich durch treulosen Verrath. *) Unerhörte Grausamkeit eines Unmenschen, der im Gewande eines christlichen Priesters, eines Bischofs, mit der Wildheit eines Barbaren und der geschliffenen Bosheit eines Griechen (*Graeca fides!*) frevelte! Die Geschichte hat's mit Schmach gerochen! —

Der von Siegfried von Westerburg gemordete Werner von Homburg war der letzte männliche Sprosse seines Stammes. Seine einzige Tochter Jutta war vermählt mit Gottfried, Grafen von Sayn und brachte diesem die Herrschaft Homburg zu. Die beiden Söhne Jutta's theilten ihre Besitzungen, so daß Johannes die Grafschaft Sayn und Engelbert die Herrschaften Homburg und Ballendar erhielt. Das frühere Wappen von Homburg, ein silberner Thurm in rothem Felde, behielt Engelbert bei und vererbte es an die ihm entsprossenen Linien von Wittgenstein, Berleburg, Neumagen, Sayn und Homburg.

Die acht Junker von Nesselrath.

Wie gering an Umfang das Bergische auch noch im 13. Jahrhunderte war, und ob schon seine Herrscher als Reichsfürsten nicht unter den ersten Mächten standen, so waren sie doch hochgeachtet wegen ihrer Tapferkeit, welche auch die Unterthanen zu herrlichen Thaten ermunterte.

*) Wovon das Nähere in der Erzählung der Schlacht bei Woringen erwähnt wurde.

Schon im 13. Jahrhunderte wurden Bergische Kaufleute genannt, welche die Erzeugnisse des heimatlichen Kunstfleißes am Oberrheine absetzten; allein noch früher ward der Ruhm bergischer Waffen auch in entferntern Landen bekannt, und mehrere süddeutsche Schriftsteller nannten damals das Land: kriegerische Berge, oder: streitbare Berge. „Ruhmreiche Berge!“ war das Feldgeschrei und die Losung der Bergischen in ihren Fehden. Sie hatten sich dieses Namens würdig gemacht und blieben stolz darauf. Wie sich aber die Adelgeschlechter der Heimath in den Fehden auszeichneten, möge das noch fortblühende Geschlecht derer von Nesselrath, ursprünglich ein bergischer Adel, bekunden!

Hans Nesselrath, oberhalb Leichlingen an der Wupper, war die Wiege dieses jetzt vielverzweigten Heldengeschlechtes. In der Schlacht bei Woringer (am 5. Juni 1288), zu welcher Berg, Brabant, Mark und Jülich 15,000 Mann gegen 40,000 Erzstiftische, Luxemburger und Gelderer führten, stritten auch acht Junker von Nesselrath, erst kurz vor diesem Kampfe wehrhaft gemacht, unter Adolph VII. von Berg, als dessen tapfere getrene Vasallen.

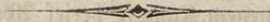
Die Woringer Schlacht, voll von Zügen des achten Ritterfinnes, war die blutigste ihres Zeitalters. Brabant und Berg schlugen die feindliche Mehrzahl. Der Erzbischof von Cöln, Adolph von Nassau, Reinold von Geldern, 1,100 Grafen und Ritter, eine Menge Söldner wurden gefangen; zwei Grafen von Luxemburg, des Erzbischofs Bruder und über 1000 andere Edle getödtet. Das bergische Landvolk hatte den Sieg entschieden und die bergischen Ritter ihn vorbereitet. Unter diesen hatten die Herren von Nesselrath sich vor Allen ausgezeichnet, und nach gewonnenem Kampfe berief Adolph vom Berge acht junge Edle, Brüder und Bettern dieses Geschlechts, den Lohn ihrer Tapferkeit zu empfangen.

Unter Adolphs vielen Tugenden war seine Bescheidenheit nicht die geringste. Mit der dem Ritterthume eignen Galanterie führte er die acht jungen wundenbedeckten Helden zu dem Herzoge von Brabant, nannte diesen den Helden des Tages, die Ehre von Deutschland, den Stolz des Ritterthumes, und bat ihn, als den Würdigsten auf

der Wahlstatt, seinen Vasallen, die solcher hohen Auszeichnung werth, den Ritterschlag zu ertheilen. Auf den ausgebreiteten Siegestrophäen, den erbeuteten Fahnen, knieten die acht Junker Hand in Hand nieder; der alte Graf Arnold von Loz schnallte ihnen die goldenen Spornen an; der Herzog berührte ihnen mit der Fläche seines Siegerschwertes die Schulter, hielt ihnen die Pflichten und die Bürden der deutschen Ritter vor, und hieß sie als solche aufstehen, welches unter den Freudenthränen der drei älteren Ritter von Nesselrath, ihrer Väter und Onkel, geschah. Die goldenen Spornen, welche sie jetzt trugen, waren Siegesbeute, welche die Junker den Ueberwältigten abgenommen.

Den Beweis so hoher fürstlicher Achtung und Ehre zu erwiedern, führte Johann von Brabant dem Grafen von Berge desgleichen zwölf junge Edle, die sich unter Brabants Fahnen rühmlichst ausgezeichnet hatten, vor, und nachdem Adolph sie mit allem üblichem Prunke zu Ritzern geschlagen hatte, mahnte Johann diese Edlen: dem Gebieter von Berg, dem tapfersten und biedersten Ritter des Reiches, in Allem nachzueifern.

Diese ist eine der vielen und herrlichen Scenen, welche uns die Erzählung der Schlacht bei Worringen aufbehalten hat, und den Geist damaliger Zeit schön bekunden helfen. Möchten deren noch mehrere zum Preise unserer Ahnen dem Staube alter Folianten und Urkunden entrisen, dem frischeren Leben dargeboten werden.



Die Belagerung von Ottenstein

am 24. Juli 1408, ein Seitenstück zu Bürger's
„Weiber von Weinsberg.“

(Zur Märkischen Geschichte.)

Eines der festesten Festschlösser, die um die Gränze der Grafschaft Mark und des Stiftes Münster lagen, war das durch Gewalt der Waffen für unbezwinglich gehaltene Ottenstein, bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts den Grafen von Solms gehörig und damals auch Residenz des Grafen Heinrich von Solms.

Graf Otto von Hoya, als Bischof von Münster seines Taufnamens der Vierte (1392—1424), war ein überaus tapferer kriegerischer Fürst, mehr Feldherr als Priester Gottes, ein Vergrößerer des Bisthums, aber eine Geißel des Volks. — „Dieweil er (schreibt die Münster'sche Chronik) so große Waffenthat vollbracht hat, ist er billig zu loben, allein hätte er ein wenig mehr Gott vor Augen gehalten und gefürchtet, das wäre löblicher gewesen. Er suchte nicht, was das Evangelium ihm befahl, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und kam nie zu seiner Braut, der Kirche, wie hoch auch ein Fest sein mochte. Statt die Händel seiner Untertanen zu schlichten, unterdrückte und belastete er diese, schädigte das Land durch Fehdelust, durch Jagd und Hunde, deren er eine große Anzahl zu seinem Ergötzen hielt. Weil er seine Feinde geschlagen und viele Burgen erobert hatte, so glaubte er, Alles stehe ihm wohl an u. s. w.“ — So sagt die Münster'sche Chronik von ihm und so reden alle gleichzeitige Schriftsteller. Nachdem er aber am 3. October 1424 in einer unglücklichen Fehde mit dem Ritter Johann von Kaspfeld aus Neger gestorben war, erhielt er die Grabchrift, die aus lateinischen Hexamern verdeutscht:

„Otto starb und siehe, er ruht tief unter dem Grabstein,
„Er ein Lenker des Streits, ein gewaltiger Herkules-
Hektor,
„Aber ein Schlächter des Volks und Verwüster der trohen-
den Burgen,
„Siegreich über die Zahl der berühmtesten Helden und
Fürsten.
„Gönne, o gütigster Gott, ihm zu schauen dein leuchten-
des Antlitz!“ —

Gleich nach dem Antritte seiner Regierung führte er böse Fehden mit allen seinen Nachbarn, besonders mit den Grafen von Tecklenburg, Mark, Solms, Steinfurt u. A., wurde aber im Jahre 1394 von dem Grafen von Steinfurt gefangen genommen und erst gegen ein großes Lösegeld der Haft entlassen. Da schwur er dem Grafen Heinrich von Solms und dem Herrn von Ahaus, die dem von Steinfurt zu der neulichen Niederlage des Bischofs beigestanden, fürchtbare Rache. Beide Herren fürchteten sich aber nicht und lagen forthin gegen den gewaltigen Bischof wacker zu Felde, allein durch Krieglust wurde der Herr von Ahaus sammt 80 Rittersn gefangen und der Graf Heinrich von Solms, einzeln zu schwach, sich mit dem Bischofe Otto auf offener Wahlstatt zu schlagen, wurde in seiner Felsburg Ottenstein umschlossen und belagert. Doch Graf Heinrich verachtete die Bedrohung, denn er war mit Lebensmitteln auf lange Zeit reichlich versehen und fürchtete den Sturm der Feinde nicht. Acht Jahre dauerte die Belagerung, ein Beweis von der Stärke der Festung, und noch immer stand sie unbefiegt, weder Sturm, noch Krieglust hatte sie zu brechen vermocht. Jedoch weil der erhoffte Entsatz von Mark und Tecklenburg ausblieb und der Bischof die Burg immer fester umschloß, so brach da droben endlich ein so großer Mangel an Lebensmitteln aus, daß die Belagerten zur Uebergabe gezwungen waren. Im Jahre 1408 kam der Vergleich der Uebergabe zu Stande, und in den Bedingungen hieß es, die Weiber, denen der Krieg nicht

gegolten, dürften frei abziehen und, so viel sie zu tragen vermöchten, ungehindert mit sich nehmen; die Männer aber sollten sich aus der Sieger Gefangenschaft mit Gelde lösen. Als aber nun die Stunde der Uebergabe (24. Juli Morgens) gekommen war, da sah man das Thor der Feste Ottenstein erschließen und einen sonderbaren Aufzug hervortreten. Die Tochter des Grafen Heinrich voran trug ihren Vater auf den Achseln, die werthvollsten Urkunden und Geschmeide aber in der Schürze. Ihr folgten alle Weiber des Schlosses, jede ihren Vater, Sohn, Bruder oder Gemahl auf dem Rücken und so viel in den Schürzen, als sie fortzubringen vermöchten.

Dem Bischofe mochte dies zwar mißfallen und die Bedingungen des Abzuges ihn gereuen, so daß er gerne dawider gesprochen oder gethan hätte, allein den mitanwesenden Grafen und Herren, die den Vergleich auch unterzeichnet hatten, gefiel die kindliche Liebesthat der jungen und schönen Gräfinn Solms also wohl, daß sie ihren lauten Beifall nicht verhehlten, und der Bischof, erfreut, die herrliche Feste endlich in seiner Gewalt zu haben, ließ sich damit begnügen und den Grafen, dem er Schlimmeres zgedacht, entschlüpfen. Zwar hätte er die unbewaffnet abziehenden noch wohl heimlich fangen lassen mögen, aber der junge Graf von Steinfurt, des Grafen Freund und dessen Tochter stiller Verehrer, der von der Uebergabe Kunde erhalten hatte, lag mit seinen Reifigen in der Nähe, nahm die Abziehenden in sein Geleite und brachte sie auf sein eigenes Schloß, weil der Bischof sämtliche Güter des Grafen von Solms inne hatte. Da wurde denn die edle Grafentochter des von Steinfurt Braut und der Vater gab seinen Segen dazu.

Mächtige Herren, sogar der Kaiser Sigismund, suchten fortbin den Bischof zur Herausgabe der Solms'schen Güter an den rechtmäßigen Eigenthümer zu bewegen, was sie auch endlich erlangten, mit Ausnahme jedoch der Feste Ottenstein, die dem Bisthume Münster einverleibt wurde, und von wannen sie später durch Pfandschaft an die Herren von Morrien kam. —

Graf Heinrich von Solms wurde einige Jahre nach der Uebergabe der Burg Ottenstein in deren Nähe erschlagen und seine einzige Tochter brachte die Grafschaft durch Heirath an den Grafen von Steinfurt-Bentheim. — Das Andenken an die Uebergabe aber hat sich auch noch erhalten in den altdutschen Versen:

Als man schribet vierzehnhundert und ein,
Do lachte sich Bischof Otto vor Ottenstein,
Als man schribet vierzehnhundert und acht
Do gewann er es mit Smacht (durch Hunger).



Der Zweifler.

(Eine Klosterlegende vom Jahre 1367.)

Der heilige Erpho war der erste Abt des Klosters Siegburg und ein vertrauter Freund des heiligen Anno, der seine letzten Lebenstage bei ihm zubrachte. Erpho's Frömmigkeit war allgemein bekannt. In der Strenge des Lebenswandels that es ihm Niemand zuvor und sein Geist wurde nie von irdischen Gedanken, von Welthändeln, berührt. Ernsten Betrachtungen nachzuhängen war ihm höchste Seelenwonne und jeden Tag wählte er eine Stelle der heiligen Schrift, die er vorzüglich bedachte. So war ihm in den abgebeteten Vigilien der Vers des 89. Psalms: „Tausend Jahre sind vor Gottes Augen wie ein Tag, der gestern vorübergegangen“ besonders aufgefallen, und wie denn auch die frömmsten Gemüther oft vom Bösen versucht werden zur nachherigen höheren Herrlichkeit der Wahrheit, so stießen ihm bei dieser Schriftstelle, die er nicht begreifen konnte, Zweifel auf, und ließen ihn nicht ruhen. Ueber Tafel konnte er an nichts Anderes denken, selbst die heilige Vorlesung ging seinem Geiste verloren und immer nur der Psalmvers erfüllte sein ganzes Gemüth. Um den Betrachtungen aber ungestörter nachhängen zu können, ging er nach Tische in den Klostergarten, und ganz vertieft in seinen Gedanken kam er den Berg hinunter in den Wald, der unterhalb Wolsdorf die Sieg begleitete, immer darüber zweifelnd, daß Tausend Jahre gleichwie Ein Tag vor Gott vorüber eilen könnten. Und sieh! da flog ein wundersam Waldvöglein von Zweig zu Zweig und zog durch wunderlichen Gesang den ernsten Greis aus der Tiefe seiner Betrachtung. Nie hatte Erpho einen Vogel von dieser Gestalt und Farbe gesehen. Er war von der Größe einer Taube und alle Pracht des Regenbogens, der Glanz aller Blumen und Metalle schien auf seinem Gefieder vereint. Entzückend war der Anblick, aber mehr ergöbte sein holder

Gefang, auf dessen Wohlklang der ganze Wald zu horchen schien, denn alle andere Vögel verstummten in ihren Liedern, die Bäume hörten auf zu rauschen und selbst die Eideren, Grillen und Käfer horchten tief aufmerksam und wandten ihre klugen Neuglein dem prachtvollen Vogel zu. Erpho's Ohr hing an des Lieblichen Gesange gleichwie an einem Munde der Weisheit, es ward ihm wunderbar zu Muthe; sein Auge schwamm in Trunkenheit des Anschauens, seine Brust schwellt im seligsten Ergötzen und sein Geist schwelgte in den höchsten Himmelsfreuden. Aber auf einmal verstummte und verschwand das Vögelin, das den Heiligen schon bis in die Mitte des Waldes über eine Viertelstunde von dem Kloster verlockt hatte. Es schienen ihm nur ein paar Augenblicke gewesen zu sein, während er dem Gesange nachgegangen, und der gute Greis betrübtete sich darüber, die für ernste Sachen so kostbare Zeit durch das Ergötzen seiner Sinne verloren zu haben. Eine halbe Stunde schien ihm verloren im Dienste des Herrn und eiligst wandte er sich dem Kloster zu, dessen hohe Zinnen die schon sinkende Sonne vergoldete. Es läutete schon die Glocke zur Vesper, und der Abt durfte auf Lustgängen keine Betstunden versäumen. Doch wie erstaunte Erpho, als er Alles umher so verändert sah! Die Klostergebäude dächten ihm doppelt so groß, als er sie (seiner Meinung nach) vor noch nicht einer Stunde verlassen hatte; das Kloster, sowie die Stadt, Alles war verschönt. Die ihm Begegnenden schienen ihm wie ein Wunder anzustarren, ihm selber schien es, als ob die Gegend von Fremden bewohnt sei, denn eine andere war die Kleidung der Landleute, als er sie dort gesehen, anders die Sprache der Grüßenden. Als er aber auf den Klosterberg kam und in die neuen Ringmauern trat, da läuteten alle Glocken und die Genossenschaft, ein ihm unbekannter Prälat an der Spitze, hielt einen feierlichen Umzug. Wie ein Traum erschien ihm Alles, denn er kannte Niemanden und Niemand schien ihn zu kennen.

Da ging er zum Pater Ostarius, dem Pförtner, der ihm auch unbekannt war, sagte, daß er der Abt des Klosters sei und fragte über die Veränderungen und den neuen Convent, der seit einer halben Stunde eingewandert

sein mußte. Aber der Pförtner schüttelte sein Haupt, sagte, daß er, ein achtzigjähriger Greis, das Kloster nicht anders gekannt habe und daß die Genossenschaft auch nicht eben von gestern da sei. Der dem Ankommenden unbefannte Abt aber und der Convent von der ehrfurchtgebietenden hohen Greisengestalt angezogen, traten herzu und beiderseitigen Fragens und Staunens war kein Ende. Erpho's verklärtes Antlitz und die Lichtstrahlen, die sein Silberhaupt zu einem Heiligenschein umflossen, hielten Alle fern, ihn einen Lügner zu schelten, obwohl Niemand sich die Verhältnisse zu erklären wußte. Endlich erinnerte sich ein sehr alter Bruder, daß er einmal aus mündlicher Ueberlieferung gehört habe, daß vor bereits dreihundert Jahren Erpho, der ehrwürdige Abt des Klosters, kurz vor der Vesper auf einmal verschwunden sei, ohne daß man später je etwas wieder von ihm gehört oder gesehen habe. Dies eröffnete er dem Abte, man sah in den Jahrbüchern nach, und Allen wurde klar, daß der angekommene Greis derselbe Abt Erpho sei, der dreihundert Jahre hindurch auf wunderbare ihm selber unbewußte Weise von Gott erhalten worden sei. Als aber Abt Erpho von seinem Zweifel an der oben angeführten Psalmstelle und von dem Wundervögeln erzählte, — da priesen Alle Gott für dieses Wunder, das die Wahrheit der heiligen Schrift verherrlicht hatte. Dann schritt Erpho zur Kirche, ließ sich das Abendmahl reichen, lobte Gott mit lauter Stimme, und mit betend erhobenen Händen gab er seinen Geist auf.

Dies geschah zum besondern Frommen des Convents in Siegburg Tags nach Himmelfahrt Christi, als man schrieb im Jahre 1367, nachdem der Heilige vom selbigen Tage des Jahres 1067, also volle Dreihundert Jahre, war verschwunden gewesen.

Leben und Wirken
des
Fürstlich Rheinwiedischen Kirchenrathes
Wilhelm Aschenberg
aus Remscheid.

(1774 — 1820.)

Verdient irgend Jemand durch ein uneigennütziges Streben, daß sein Name stets mit dankbarer Verehrung genannt werde, so hat Wilhelm Aschenberg, der im Jahre 1820 in Hagen verstorbene lutherische Prediger und Kirchenrath, diese Ansprüche auf die Herzen seiner Landsleute erlangt. Er war nicht nur ein treuer Hirt seiner Gemeinde, sondern auch der Bildung aller seiner Landsleute hat er sein ganzes Leben gewidmet, die Geschichte unserer Voreltern hat er mit vielen Aufopferungen aus dem Dunkel hervorgehoben und in der schwierigsten für uns und für ganz Deutschland traurigsten Zeit der Fremdherrschaft hat er die Liebe und Treue für das ursprüngliche rechtmäßige Herrscherhaus mit Erfolg zu beleben und zu erhalten gesucht. Müssen wir ihm schon Dank zollen für seine Bemühungen um die vaterländische Geschichte, so muß ihn jener Zweck, der ihn dort leitete, noch höher stellen in Aller Achtung und ihn uns noch theurer machen. Wir würden unsern Unwerth an den Tag legen, wenn wir den Namen des wahren Vaterlandsfreundes verhallen ließen. Er verdient von jedem gekannt zu sein, und so mögen denn auch hier seinem Andenken einige Worte geweiht werden.

Wilhelm Aschenberg ward im Jahre 1774 zu Remscheid in der Mitte des Herzogthums Berg und auf einer der höchsten Höhen desselben geboren. Sein wohlhabender Vater, dortiger Kaufmann und Gutsbesitzer, sandte den zehnjährigen Knaben, den er nicht für den Ge-

werbstand bestimmt hatte, in die Brüderanstalt zu Neuwied. Von dort bezog der Jüngling mehrere Lehranstalten in Sachsen und erst im Mai 1791, nach vollendeter akademischer Laufbahn, kam er wieder in seine Heimath zurück, um sich dort dem Predigeramte zu widmen. Er hatte als 19jähriger Jüngling nicht blos eine vorzügliche klassische Bildung erlangt, sondern auch durch seinen Umgang in angesehenen Familien Sachsens einen richtigen Beobachtungsgeist erworben. Auch sein Talent für die edle Dichtkunst, mit welchem er erst später öffentlich auftrat, hatte er ausgebildet und als er auf einem Jagdschiffe seiner seit 15 Jahren entbehrten Heimath zuschwamm, bewies er solches durch sein schönes Lied an die Heimath, das ihm im Anblicke des Siebengebürges aus dem Herzen floß (19. Mai 1791), worin unter andern die Strophen:

„Land der Heimath, Land der Berge,
„Freudig wallt mein Herz Dir zu,
„Unter Deutschlands hundert Gauen
„Bot sich keiner mir zu schauen
„Reich und blühend so wie Du.“

„Land der Heimath, Land der Berge,
„Treulich wallt mein Herz dir zu,
„Denn in deines Volkes Mitte
„Wohnt noch alte biedre Sitte,
„Ihr Asyl und Schirm bist du!“

„Land der Väter, Land der Berge,
„Allem Fremden schwör' ich ab!
„In dir will ich für Dich leben,
„Rastlos wirken, rastlos streben
„Und in Dir sei einst mein Grab!“

Diesen Schwur hat der Dichter gehalten. Der fromme Vater wollte den Jüngling bereden, sich einer Missionsanstalt zu widmen; doch zog dieser vor, in seiner Heimath als lutherischer Pastor zu wirken. Drum besuchte er noch blos auf Ein Semester die Hochschule zu Rin-

teln und ward dann, 21 Jahre alt, Prediger an der neuen lutherischen Gemeinde zu Kronenberg bei Solingen. Dort auf der Kronenberger Höhe, die wie Renscheid einen großen Theil des Landes überschauet, sprach sich Uschenberg's Begeisterung für seine herrliche romantische Heimath in vielen schönen Liedern aus und im reizendsten Anblicke des Heimathlandes faßte er den Plan, zur Bearbeitung seiner Geschichte sich Quellen zu sammeln.

Geselligkeit war ein Hauptzug seines Charakters. Er stiftete mehrere Vereine für Geistes- und Herzensbildung und es sammelte sich um ihn ein Kreis von talentvollen Männern, deren Namen jezt mit Achtung genannt werden. Wie er im Leben Alles mit Freunden theilen wollte, so trat er auch als Schriftsteller nur in Gesellschaft von Freunden auf. Viele seiner schönen Lieder, meistens religiösen Inhalts, Aufsätze aller Art sind in Taschenbüchern und Zeitschriften Deutschlands zerstreuet. Da faßte er den Plan, auch für unsere Heimath ein Taschenbuch zur bildenden Unterhaltung in's Leben zu rufen. Ernst M. Arndt, Benzenberg, Böttiger, Bothe, Gramberg, Geib, Gleim, Heise, Harold, Jung-Stilling, Jacobi, Kosgarten, Starke, Stork, Schmidt und andere bekannte Männer sagten ihm Beiträge zu, und so erschien mit dem Jahre 1798 bis 1806 ein bergisches Taschenbuch, herausgegeben von Wilhelm Uschenberg, das gewiß keines der schlechtesten der damals erscheinenden war. Besonders interessant ist dies jezt selten gewordene Werk durch den kurzen Abriss der bergischen Geschichte, welchen der Herausgeber in den Jahren 1800—1804 mittheilte. Die Niederrheinischen Blätter, welche Uschenberg in Verbindung mit mehreren Gelehrten von 1802—1804 herausgab (5 Bde.), haben auch manche nicht uninteressante Abhandlung über die Landesgeschichte, sowie mehrere recht artige Gedichte. Das Hauptstreben bei diesen Zeitschriften war, durch Erinnerung an die ehemaligen Landesregenten die Anhänglichkeit an das rechtmäßige Herrscherhaus Hohenzoellern zu nähren, und dahin wirkte der freimüthige Mann als Dichter und Geschichtschreiber mit solcher Kühnheit, daß

seine Freunde in jenen düstern Tagen der französischen Herrschaft nicht wenig für ihn besorgt waren. Nach der Schlacht bei Leipzig, die er durch eines seiner schönsten Lieder feierte, galt Aschenberg bei seinen Landsteuten, denen er eine bessere, jetzt eingetretene Zukunft verheißen hatte, nur noch mehr. Seine Zeitschrift Hermann, die er schon 1814 begann, war zwischen Maas und Weser in Aller Händen und lebt bis heute noch im Andenken des Volkes. Doch Aschenberg's Hauptaugenmerk war immer noch auf die Bearbeitung der Geschichte der vereinigten Lande Berg, Jülich, Cleve, Mark und Ravensberg gerichtet, seine Lieblingsidee blieb, der Geschichtschreiber seines Heimathlandes zu werden. Schon unter Carl Theodors gepriesener Regierung hatte er diesem Werke seine Jugendkraft gewidmet und selbst unter der ihm verhassten französischen Herrschaft wurde er seinem Lieblingsplane nicht entfremdet. Die schlimme Gegenwart fühlte er minder bei dem Troste, den er aus der Vorzeit geschöpft. Mit vielen Aufopferungen hatte er gesammelt und blos für das Material eine Summe von mehreren Tausend Thalern vor und nach ausgegeben. Seine Bekanntschaften mit den Mönchen zu Altenberg und in andern Klöstern waren seinem Unternehmen sehr förderlich gewesen und später bot ihm die allgemeine Klösteraufhebung die Gelegenheit, manchen sonst verborgenen Geschichtsschatz zu erlangen. Doch das Werk war viel zu großartig angelegt, als daß es so bald in's Leben hätte treten können. Wie Aschenberg selbst nach zwölfsjährigem Sammeln und Forschen in dem sechsten Jahrgange (1804) seines Taschenbuches und im vierten Bande seiner niederrheinischen Blätter ankündigt, sollte das Werk aus acht Bänden in größtem Octav, jeden zu 32 Bogen, bestehen. Die ersten beiden Bände sollten eine Würdigung der Geschichtsquellen, eine Beschreibung und Schilderung unserer Heimath in den ältesten Zeiten, im Mittelalter und in der neuesten Zeit, sowie deren Geschichte bis zur Vereinigung mit Jülich enthalten. Der dritte, vierte und fünfte Band sollte die Geschichte von Berg und Jülich bis zu ihrer letzten definitiven Trennung im Jahre 1742 fortführen, der sechste die specielle Geschichte von

Jülich, von Cleve, von Mark und von Ravensberg umfassen (zu allen diesen Bänden sollten die Quellen, woraus der Verfasser geschöpft, in Noten angezogen werden) und der achte Band endlich aus einer Sammlung von Urkunden, Inschriften und alten Denkmälern bestehen.

Leider blieb die Arbeit unvollendet und die treffliche Schilderung der bergischen Landesgeschichte in den erwähnten Taschenbüchern zeigt uns, wie viel wir damit verloren. Aschenberg war ganz in der Vorzeit unserer Heimath heimisch, er besaß die glücklichste Darstellungsgabe und hat in dem Wenigen, was wir von ihm besitzen, einen so klaren Forschergeist entwickelt, daß unsere Landesgeschichte dadurch einen ganz neuen Gang erhalten hat. Nicht mit Unrecht möchte man den Wilhelm Aschenberg den Bergischen Herodot nennen, denn mit diesem Griechen hat er auffallende Aehnlichkeit in der Schilderung seiner Helden, und nur Herodot's Weise ist lehrreich, anziehend und bildend. Unsere Heimath darf stolz auf solchen Namen sein. Auch das Trockenste wurde durch Aschenberg's zauberische Feder interessant. Die nach ihm die Landesgeschichte bearbeiteten, sind ihm in Allem nachgehinkt, sie besaßen nicht seinen Geist, nicht seine Darstellungsgabe und drum haben sie das durch ihn gelieferte Material und seine Formen, wo sie nicht wörtlich abgeschrieben, verhunzt. Dabei noch stießen sich Einige daran, daß Aschenberg in seinem Taschenbuche nicht auf die Quellen hinwies und Alles damit belegte. Aber gehörte dies auch wohl für ein Taschenbuch? Aschenberg hatte den pünktlichen Nachweis der Quellen bis zu der ausführlichen Landesgeschichte aufbehalten und leider, leider ward dies sein Lieblingswerk gestört. Häusliches Unglück, das mit dem Tode seiner geliebten Gattinn herein brach, raubte ihm Lust und Kraft zur Vollendung des begonnenen Riesenwerkes. Zwar nahm er diese Arbeit immer wieder auf und ließ den Plan zur Herausgabe nicht fahren, allein da raffte ihn ein allzufrüher Tod dahin. Er starb am 21. November 1820 in Hagen, wo er seit dem Jahre 1802 als Prediger gestanden. Seine letzten Jahre waren sehr getrübt und wir hätten ihn länger behalten, hätten seine ausführliche Geschichte

unserer Heimath erhalten, wenn nicht der Gram an seinem Leben genagt und ihn in seinem kräftigsten Mannesalter in's Grab gedrückt hätte. Drum mögen wir zwiefach seinen Tod betrauern. Aschenberg war ein Mann von vielem Gemüth und die lauterste Herzensgüte fettete seine Freunde eben so fest an ihn, als sein lehrreicher Umgang und in besseren Tagen seine harmlose Heiterkeit, die sich in vielen seiner Gedichte ausspricht. Andern wohlzuthun war seine Wonne und dem Bedrängten half er auch dann, wenn er selber dadurch Mangel leiden mußte. Doch er war nicht gemacht, des Schicksals harte Schläge zu ertragen und darunter sank sein Muth, seine Gesundheit und Lust und Fähigkeit zum Arbeiten. Schade, daß er so Vieles unvollendet ließ; doch möchte sich der kein geringes Verdienst erwerben, der seine überall zerstreuten und mit den Taschenbüchern selten gewordenen Schriften sammeln und herausgeben wollte. Als Probe seiner klaren Schreibweise und seiner fließenden Verse möge folgende Ballade, die er nach einer wirklichen Begebenheit aus dem 15. Jahrhunderte bearbeitete, (Berg. Taschenb. Jahrg. 1800 S. 30), hier Platz finden:

Hedewig von Wolkenburg.

Am Ufer des Rheines schön Hedewig stand,
Ein Mädchen so hold wie die Engel.
Doch hing sie das Köpfschen mit trübem Gesicht;
So trauert die Lilie, wenn Regen gebricht
Und neigt sich auf welkendem Stengel.

Schön Hedewig, edel durch Körper und Geist,
War edel nicht minder durch Ahnen.
Von altem Geschlechte wohl stammte sie ab;
Mit Conrad von Schwaben am heiligen Grab
Da wehten schon Wolkenburgs Fahnen.

Drauf pochte der Vater mit störrigem Sinn;
— Die Mutter war lange vermodert —
Oft sprach er: „ich weiß es, die Liebe ist blind,
D hüt' dich, daß nimmer das Herz dir, mein Kind,
Für Bürgereanall'je entlodert.

Ich bin dir gewogen, doch grimmigen Haß
Wird' ich dann auf ewig dir schwören.
Der bloße Gedanke — er foltert mich schon.
Wie würden sie klaffen mit grimmigem Hohn!
D'rum laß dich, mein Kind, nicht behörden!"

Schön Hedewig hörte des Vaters Gebot
Und weinte darüber im Stillen.
Sie hatte mit Freuden sonst Alles gethan,
Was sie nur dem Vater am Auge sah an —
Doch konnte sie dies nicht erfüllen.

Denn Gustav, der Jüngling mit feurigem Blick,
Er hatte das Herz ihr entwendet.
Ihm floß durch die Adern kein adliches Blut,
Dagegen ward höheres, größeres Gut
Ihm reichlich vom Himmel gespendet:

Ein Herz, das mit Wärme das ganze Geschlecht
Der Menschen als Brüder umfaßte;
Ein Geist, der in jegliche Wissenschaft drang;
Ein Sinn, der zu seltener Höhe sich schwang
Und alle Verstellung haßte.

Sie trieben der Minne beglückendes Spiel
Durch fünfzehn Monde und drüber.
Sie wechselten Blicke, jetzt hier und dann dort,
Auch manchmal ein Briefchen, ein flüchtiges Wort,
Und wurden durch Zwang sich nur lieber.

Doch ach! der Verräther, wann schlummert er wohl?
Was kann nicht die Scheelsucht ergründen?
Das Bündniß der Liebenden wurde erpäht,
Und schadenfroh lächelt der Lauscher und geht,
Dem Alten die Mähr zu verkünden.

Der starret vor Schrecken, dann packt er sein Kind:
„Ha Buhlerin! ruft er mit Dräuen —
So folgst du den Lehren, die ich dir stets gab?
Den Frevel, den büßest im Kloster du ab;
Da soll's dich, beim Teufel! schon reuen!" —

Sie stürzt ihm zu Füßen, sie weinet und fleht:
Erbarmen, mein Vater, Erbarmen!
„Das kann ich nicht ferner, das bin ich nicht mehr!
Geh! laß mich!“ — so sprudelt er wüthend daher,
Und reißt sich aus Hedewig's Armen. —

Kaum dämmert der Morgen, da rollet auch schon
Ein Wagen aus Wolkenburgs Hofe.
Das Jammern des Fräuleins durchdringet die Luft;
Der Freiherr bleibt fühllos und kalt wie die Gruft;
Laut schluchzen Bedienten und Zofe.

Am Abend erst halten ermüdet und naß
Die Rosse vor Anna-Zells Mauern.
Die ragen so schrecklich zum Himmel hinan —
O wehe den Armen, die finsterner Bahn
Verdammt, d'rin auf ewig zu trauern!

„Hier liebe den Buben, so viel du nur willst;
Ich bin dem doch sicher vor Schande“ —
Spricht höhrend der Alte. Da raffelt das Thor,
Und leichenblaß tritt die Lebtfissin hervor
Im härenen schwarzen Gewande.

„Ehrwürdige Mutter, ich weihe mein Kind
Dem Himmel nach eurer Weise.
Nur nehmt es, ich bitte, fein strenge in Acht;
Und stattlich wird von mir das Kloster bedacht,
So wahr, als ich Wolkenburg heiße.“

Sie neiget sich züchtig, schön Hedewig wankt
Zur Zelle, so düster und enge.
„Was hab' ich verbrochen, barmherziger Gott!
Ach ende aus Gnaden, daß Jammer und Noth
Mich nicht zur Verzweiflung dränge!“ —

Sie stöhnt es und sinket auf's Lager von Noth
Mit schweigendem, brütendem Schmerze.
Nach Mitternacht, als sich der freundliche Strahl
Des Monds durch die Scheiben des Fensterchens stahl,
Da ward es ihr leichter um's Herze.

Da quollen die Thränen ihr lindernd, da schloß
Das Auge balsamischer Schlummer.
Im Traume erschien ihr die Hoffnung, und nahm
Sie sanft in die Arme, und löste den Gram
In leichten, kaum wölkenden Kummer. —

Und Wochen verströmten und Monde entflohn;
Bald droht doch der Muth ihr zu sinken.
Da wandelt spät Abends sie einsam, allein
Im schattenden Garten, gewahret beim Schein
Der Sterne hoch oben sich winken.

Und „Hedewig!“ haucht's von der Mauer herab:
So hab ich dich endlich erspüret!
Wie steht es, mein Liebchen! Sag', wagst du mit mir
Wohl Alles? Dein zärtlicher Gustav ist hier,
Der dich dem Gefängniß entführet.“

„Du zweifelst, mein Gustav? O zaud're nicht lang!“
Er festet behutsam die Leiter. —
Rasch herzt er die Holde, rasch läßt er sie los.
Sie schwingt sich ihm nach auf das schraubende Ross;
Schon trägt es im Fluge sie weiter.

Sie kürzen mit trautlichem Rosen die Nacht;
Bald dämmert's; die Sterne sind trüber.
Jetzt glüheth das Siebengebirge im Schein
Der kommenden Sonne — da woget der Rhein
Vor ihnen; sie winken hinüber.

Am Ufer des Stromes schön Hedewig stand
Und harrete dem Schiffchen entgegen.
Es gleitet auf goldenen Wellen dahin,
Doch klopft ihr bei bangem, stets bangerem Sinn
Das Herz mit verdoppelten Schlägen.

Sie schmiegt sich an Gustav. Was trifft ihr das Ohr?
Der Donner sich nahender Hufen.
Kaum hat sie die schüchternen Blicke gewandt —
Da sieht sie ihn jagen am kieseligten Strand
Den Freiherren und höret sein Rufen.

„Mein Vater — ach Gustav — verloren sind wir!
Mich treffen Verachtung und Schande.
Doch — Lieber — ich wage ja Alles mit dir;
Ich weiß es, du wagest auch Alles mit mir —
Wir sprengen die slavischen Bande.“

Sie blicket zum Himmel, sie fasset ihr Kleid,
Verhüllet die zärtlichen Glieder.
Da ist schon der Alte, von Eifer so roth.
„Du treibst mich, mein Vater, du treibst mich in Tod!“
Sie stürzt von dem Ufer sich nieder.

„Ich folge!“ ruft Gustav, „vermähle mich dir,
Auf ewig, im Lande der Guten“ —
Umschlingt sie noch stürzend und tauchet hinab,
Fest an sie gekettet, in's wogende Grab;
Laut rauschen die heiligen Fluthen.

Den Freiherrn durchzuckt es, als riß ihm ein Dolch
Die innersten Fäden des Lebens.

„O wehe mir armen, geschlagenen Mann!
Ach rettet! ich lohn' es; ach rette, wer kann!“
Sie eilen — doch Alles vergebens.

Da flucht er der Jagdlust mit gräßlichem Fluch,
Die ihn in die Gegend getrieben.
„Unselige Thorheit! Ha, daß ich heut kam!
Und wenn sie auch Gustav zum Weibe sich nahm,
So wär' ich doch Vater geblieben!“

Von Stund' an entsagt er auf immer der Welt,
Schenkt all seine Habe den Armen.
Ein Hüttchen bezieht er als Klausner am Ort,
Wo Hedewig starb; er kasteiet sich dort,
Und flehet zu Gott um Erbarmen.

Die bergische Rose.

(Geschichte und Sage aus dem 11. Jahrhunderte.)

Graf Adolph I. von Berg und Altena gewann durch den Ruf seiner Tapferkeit, wie auch durch seine hohe würdevolle Gestalt und sein ritterliches Wesen das Herz der keuschen Adela, der Tochter des Herzogs von Lotharingen und Limburg, welche in deutschen Landen als die schönste und sittigste Jungfrau bekannt war. Er hatte (gegen das Jahr 1038) das Glück, die Holdselige als Gattin heimzuführen und lebte mit ihr in Liebe und Freuden auf der Burg Berg am Rhinbach. Zwei blühende Knaben, Adolph und Bruno, erhöhten das Glück der Gatten, denen nichts mehr zu wünschen und zu begehren blieb; allein selten gibt es wohl ein Menschenleben, das nicht auch der Kummer heimsucht und nur zu oft muß das höhere Glück auch mit tieferem Schmerz erkaufet werden.

Graf Adolphs Kraft und Kühnheit hatten dem Lande von Innen und Außen Ruhe verschafft, und es waren seit seiner Vermählung sieben Jahre verfloßen, ohne daß eine bedeutende Fehde das Glück der Ruhe und der Minne gekrübt hätte. Da aber rief die Kriegstrompete die Vasallen der deutschen Krone gegen auswärtige Feinde zusammen und auch Adolph wurde in den Heerbann seines kaiserlichen Gömners, Heinrich des Dritten, berufen. Während Adela bei dieser Nachricht heiße Thränen vergoß, half Adolph die Begier zu kühnen Thaten den Schmerz der Trennung mildern und er traf in Eile alle Anstalten, die zur Ausrüstung des Heerzuges, wie auch zur Sicherung des Landesfriedens gereichten. Nachdem er seine reißigen Fähnlein zusammen gezogen hatte, übertrug er seinem Günstling und Dienstmann Conrad von der Auen alle Angelegenheiten der Grafschaft während seiner Abwesenheit zu schlichten und übergab ihm alle Burgen und Mannen. Besonders empfahl er seinem Schutze die Gemahlinn und seine beiden Söhnelein, hieß

ihn das Schloß Berg wohl bewachen und der Räuber und Friedensförderer sorgfältig Acht haben. Ritter Conrad gelobte dies Alles durch Eid und Handschlag, allein als Gräfinn Adela die Wahl des Burggrafen vernahm, überfiel sie ein gewaltiger Schrecken und sie fing plötzlich an zu zittern und zu weinen, als ob ihr dadurch ein Leides geschehen sei. Sie bat ihren Gemahl auf das Dringendste, doch ja nicht dem Edlen von der Luen, sondern einem Andern die Obhut des Landes und des Schlosses Berg zu übergeben, und schlug ihm dazu den Junker Walther vor, der in ihrem Dienste aus Lotharingen gekommen war und sich durch körperliche Schönheit sowohl, als auch durch ein bescheidenes sittiges Betragen, durch Muth und Treue immer vor Allen ausgezeichnet hatte. Graf Adolph war über dies ihm unerklärliche Anstinnen seiner Gemahlinn nicht wenig betroffen und fragte sie um den Grund ihrer Abneigung gegen Conradsen, indem er glaubte, dieser müsse sie wohl irgend einmal beleidigt haben; allein statt eine solche Beschuldigung vorzubringen wiederholte Adela ihre Bitte immer dringender und sagte, daß diese blos von düsteren Ahnungen herbeigeführt würde. Adolph suchte die ängstliche Gattinn aufzurichten, indem er ihr vorhielt, wie Conrad vor Allen geeignet sei, den übertragenen Geschäften mit Nachdruck vorzustehen, wie erprobte Dienstreue ihn vor allen Rittern auszeichne, und sein Waffenruhm ihn in Achtung gesetzt habe, wogegen der viel jüngere Walther, der zumal auch ein Ausländer, in geringerem Ansehen stehe. Adela vermochte dagegen Nichts einzuwenden, allein sie hörte nicht auf, ihre Bitte zu wiederholen, und Adolph, gewohnt, ihre Wünsche zu erfüllen, war schon geneigt, ihr nachzugeben, und musterte schon in Gedanken alle seine fähigsten Dienstmannen — als ein düsterer Schatten plöblich seine Stirne verfinsterte und er mit Einem Male ganz ungewandelt mit heftigen Worten betheuerte, daß er nur Conradsen zu seinem Burgvogte setzen und Walthern aus dem Schlosse entfernen werde. Solches schreckte die geängstigte Gräfinn zurück, ihrem Gatten, der ihr in diesem Augenblicke ganz entfremdet, vermochte sie nichts zu erwiedern, sie vergaß Alles und gedachte nur der plöblichen Um-

wandelung Adolpfs, der sich schnell entfernt hatte, um dem schon harrenden Heerzuge den Befehl zum Aufbruche zu ertheilen. Nie hatten die Herzen der Gatten so kalt an einander geschlagen, als jetzt, da Graf Adolph seine getreue Adela zum letzten Scheidekusse umarmte. Erst als ihre heißen Augen des Gemahles heldenmäßige Gestalt vergeblich hinter der Bergesecke, wo das Fähnlein verschwunden war, aufsuchten, und sie zu den Kindern herabblückte, welche trauernd über der Mutter bleiches Antlitz aufmerksam und stumm neben ihr standen, quollen ihre Thränen unaufhaltsam hervor. Da erhob sie die Kleinen abwechselnd, umarmte sie und brach in Klagen aus, den Kindern unverständlich. Wie groß auch ihre unerklärliche Angst gewesen, als sie vernommen, daß Conrad zum Burgvogt ernannt sei, so gab dieselbe jetzt dem schmerzlichen Bewußtsein Raum, daß Adolph im Unwillen und unfreundlich von ihr geschieden sei zu fernem gefahrvollem Kriegszuge. Nur einen Augenblick hätte sie ihn zurück gewünscht, nur einen Augenblick hätte er recht freundlich sein sollen, um ihr die Qual einer so langen Trennung wenigstens nicht durch so trübe Vorstellungen noch leidvoller zu machen. Sie war bemüht, sich selber anzuklagen, daß ihr thörichter Wunsch des Gemahles Unwillen veranlasset habe, und hätte ihm nachzueilen mögen, ihn um Vergebung anzuflehn und die Wolken auf seiner Stirne wieder zu verschleuchen. Allein, war sie auch schon zur Reise bereit, so fürchtete sie für die Folgen derselben. Ueberall auf allen Wegen lag dunkle Ahnung, Angst und Beklemmung. Der Tag, der gestern noch so heiter und lenzig gelächelt, schien ihr verdunkelt, Alles gestorben, verbleicht und verhallt, kein Ton, keine Farbe zog sie mehr an, selbst ihre geliebten Söhnlein weckten in ihr nur Sorge. Doch eine fromme reine Seele findet Trost, wo ein gottloses Herz verzweifeln müßte. Adela nahm ihre Zuflucht zum Gebete, und allmählig zerrannen die dunkeln Schauer gestalten, eine ruhige Ergebung in Gottes Führung und ihr lauterer Bewußtsein wandelten die um sie her lastende Nacht in eine milde Dämmerung, die bald als freudeweckendes Morgengrauen mit holden

Tageshoffnung beruhigte, bald als sanftes Abendzweilicht den Frieden in ihre geängstigte müde Seele hauchte. Lange knieete sie vor dem Bilde der Dulderinn Maria und durch Gebet und Gottvertrauen wunderbar gestärkt konnte sie ruhiger über ihre jetzigen Verhältnisse nachsinnen. Ihr gütiges Herz entschuldigte des Gemahles Raubheit immer mehr. Sie hatte ihn zwar nie so aufgebracht gesehen, als bei dem Abschiede; allein sie hatte ihn früher auch nie widersprochen, und jetzt war ihr Widerspruch auch um so thörichter gewesen, als er Sachen betraf, worüber Weiber nicht so klar zu urtheilen vermögen, als Männer. Zwar schauerte ihr einmal der Gedanke durch die Seele, daß Adolph von einem bösen Argwohn getrieben so in Hestigkeit ausgebrochen sei, allein darüber erschraf sie plötzlich, wie vor einer Todssünde und verscheuchte diesen Gedanken als ihrer Beider unwürdig für immer. Es drückte sie nieder, daß sie den edlen geliebten Gemahl für argwöhnisch gehalten und bereuete den leisen Anflug dieses Gedanken als ihren schlimmsten Fehltritt. Vertrauen ist das deutlichste Gepräge einer edlen reinen Seele, deren ganzen Adel die Gräfinn trug. Doch während sie sich bemühte, Adolph in allem Glanze seines früheren Lichtes in ihrem Herzen strahlen zu lassen, schatteten dort wieder drohende Wolken, wenn sie gedachte, daß der Ritter von der Auen Burgvogt und sie seinem Schutze anvertraut sei. Walthers Entfernung mußte sie als ihres Herrn und Gemahles Anordnung für gerecht und nothwendig erkennen, sie wußte ja nicht, in welchen Geschäften er ausgesendet worden war; allein an den Gedanken, jetzt immer in Conrad's Nähe und in dessen Gewalt zu sein, konnte sie sich nicht gewöhnen. Es war ihr selber unerklärlich, was sie von Conrad, der doch im Rufe eines tapferen und ritterlichen Mannes stand, so gewaltsam zurück stieß. Er hatte sie nie beleidiget und war ihr immer mit der größten Aufmerksamkeit begegnet; allein wenn sie zufällig bemerkt hatte, daß des sonst schönen Mannes lüsternes Auge mit so widrigen Flammen auf ihr verweilte, dann dächten ihr diese wie Basiliskenblicke, denen man schnell entfliehen muß. Das unheimliche Gefühl, an Conrad's Umgang gebunden zu

sein, hatte sie besonders gedrängt, als bald nach Adolph's Abfahrt auch ihr Dienstmann, der getreue Walther, das Schloß verließ, um einen Auftrag des Grafen zu erfüllen, welcher jahrelange Entfernung erheischte, und sie hatte ihm zugeworfen: er möge nur sobald wiederkehren, als es die Vollendung seiner Aufträge gestatten würde.

Adela lebte fortan freudenlose Tage. Nur in der Religion, die sie zu brünstigen Gebeten für ihren Gemahl anspornte und in der Pflege und Unterrichtung ihrer beiden vielversprechenden Kinder fand sie eine Stütze, die sie dem Grame nicht gänzlich zusinken ließ. Die Trennung von ihrem Gemahle wurde ihr immer weniger peinlich, je mehr von der Dauer derselben abließ, und selbst an die Nähe Conrad's gewöhnte sie sich, indem sie sich überredete, daß Adolph nur den Würdigsten zur Vogtei hätte ansehen können und es zugleich ungerecht und undankbar sei, dem Freunde ihres Gemahles, welchem sie auch den Schutz schulde, nicht freundlich zu begegnen, und sie bemühte sich daher, die nur oft allzu kleinlichen Aufmerksamkeiten des Ritters von der Auen in kindlicher Unbesonnenheit freundlich aufzunehmen. So war seit des Grafen Abreise schon ein Jahr verstrichen, als eine Botenschaft von demselben anlangte, daß er auch noch den folgenden Sommer im Heerbanne des Kaisers zubringen werde. — Wie traurig diese Nachricht für Adela scholl, die schon den ganzen Winter über auf die Wiederkehr vergeblich gehofft hatte, mag man sich leicht vorstellen, um so mehr, als Conrad von der Auen sich sichtbarlich darüber freute und die Gräfinn jetzt erfahren hatte, aus welcher Quelle alle dessen tüchtiche Freundlichkeit ausströme. Denn durch Adela's Leutseligkeit kühner gemacht, hatte es Conrad gewagt, ihr seine frevelhafte Liebe zu gestehen und sie kniefällig um Erhörung seiner unredlichen Wunsch angefleht; sie aber hatte ihm im höchsten Unwillen gedroht, Alles ihrem Gemahle zu entdecken, sobald er sich einfallen lasse, solche sündhafte Absichten ferner zu hegen und laut werden zu lassen. Dies entfernte den bösen Gesellen mit Einem Male aus der Gräfinn Nähe, und sie war erfreut, den Verhassten nicht mehr um sich zu sehen. Allein obwohl ihr nur zu sorgloses Herz keine größere Gefahr

ahnete, so war es ihr doch höchst unangenehm, sich von Conraden aus der Ferne stets beobachtet zu wissen, und sie freuete sich nicht wenig über die Ankunft des treuen Walthers, der nach Vollbringung aller Aufträge endlich heimkehrte und ihr auch aus der lotharingischen Heimath, die er auf seiner Reise berührt hatte, Manches mitzutheilen wußte. Noch mehr aber erfreuete sie sich dieser Wiederkehr in der Vorahnung der heißersehnten Heimkehr ihres Gemahles, von dessen Fahrten sie mit ihrem treuen vielerprobten Walthers jezo reden konnte. Conrad hatte Adela's Freude über die Wiederkehr des Lotharingers wohl bemerkt und beneidete ihn eifersüchtig als den Günstling der Gräfinn, deren Zuneigung sein verdorbenes Gemüth wohl unlautere Absichten unterschieben mochte. Der Lasterhafte zweifelt leicht an der Tugend Anderer, und es ist das untrüglichsste Kennzeichen eines verdorbenen Herzens, ohne völlige Ueberzeugung allen Schein eines Vergehens zu einem Verdachte zu benutzen und zur Anklage künstlich zusammen zu stellen. Dies mochte auch wohl Conrad thun, er mochte die Gräfinn nicht für so züchtig halten, als sie vor ihm gelten wollte, und wurde jetzt auf's Aeußerste gebracht durch die Vermuthung, daß Walthers einer Gunst genieße, um die er so lange vergeblich geschmachtet, um welche er selber sich vergeblich so lange bemüht hatte. Was er durch schmeichlerische Verführungskünste zu erlangen nicht vermocht, das sollte ihm durch List und Gewalt gelingen, und in den widersprechendsten Leidenschaften einmal auf's Aeußerste gebracht, wollte er Alles wagen, seine freveln Wünsche der Rache und Begierde zu sättigen. Doch ehe ich von den Thaten teuflischer Hier und Bosheit erzähle, muß ich noch einer seltsamen Eigenheit Adela's erwähnen, welche an sich zwar nicht sehr erheblich sein mag, die aber auf das Schicksal der Gräfinn, wie auch auf diese Erzählung den größten Einfluß übte.

Zu des Grafen Adolph Gemüth war die Hefigkeit, in welcher wir ihn beim Abschiede von der Gattinn sahen, und auch vielleicht ein böser Argwohn, der jene veranlaßt, ein häßlicher Makel. Adela's Seele war hehr wie ihr Name und engelrein, allein an ihrem Leibe trug sie ein

seltames Muttermal, das sich in der Gestalt einer aufgeschlossenen rothen Rose an ihrem schneeweißen Halse befand, und das sie vor aller Augen sorgfältig verborgen hielt. Nur ihren Eltern war dies Zeichen bekannt und ihrem Gemahle, der ihr dies zarte Geheiniß zu bewahren geboten hatte. Drum trug Adela den Hals nie entblößt, wie es damals unter den Edelfrauen noch Sitte war, sondern hatte ihn stets mit einer dichten Krause von selbstgewobenem Linnen bedeckt, was man aber allgemein ihrer bekannnten Züchtigkeit zuschrieb. Aus eben diesem Grunde vermied es die Gräfinn auch, sich von Dienerinnen ankleiden, oder sich von ihnen im Bade bedienen zu lassen, und dies war Conraden nicht entgangen, welcher hierauf die Ausführung seiner verbrecherischen Plane gebauet hatte. Früh verwaiset war er von dem Grafen von Berg erzogen worden, und kannte daher im Schlosse alle Vertlichkeiten besser als selbst die Gräfinn, die weder durch Neugier, noch durch Mißtrauen veranlaßt wurde, sich von dem Zustande aller Gemächer und von ihrer Sicherheit allwege zu überzeugen. Allein auch nachdem sie ihr Schlafzimmer verschlossen hatte, wußte der Versucher dorthin zu gelangen. Der Bösewicht trat über die Schwelle dieses Heiligthumes, als die Gräfinn in einem Nebengemache eben im Gebete begriffen war. Sie flehete für das Wohl ihres Gemahls und ihrer Söhnelein, als Conrad durch die Hallen schlich. Auf einem Tische hatte Adela ihren Verlobungsring und die lästige Halsbedeckung niedergelegt; jenen ergriff der Versucher und stand dann bittend und drohend vor der aufgeschreckten Gräfinn, welche die Ueberraschung anfangs der Sprache beraubte. Doch als der fückische Conrad den entwendeten Ring vorzeigend und auf das Mal am Halse deutend drohete, diese Merkmale als Beweise ihrer Untreue dem Gemahle vorzulegen, wofern sie nicht gegen ihn sich freundlicher erzeige — da rief sie, mehr von der Gegenwart nie gekanntter Bosheit als von der drohenden Gefahr erschreckt, dem Ritter zu, daß er sich zu entfernen oder die Entlarung seiner schwarzen Seele zu fürchten habe. Walthar, der mit den jungen Grafen im Garten gewesen war, und sie eben der Mutter zuführen wollte, wurde durch deren Hülfseruf auf-

geschreckt; im Augenblicke hatte er eine Axt ergriffen, mit derselben die Thüre des Zimmers gewaltsam geöffnet, und hätte in flammender Entrüstung den ungetreuen Burgvogt niedergehauen, wenn von Adela sein Arm nicht gehemmt worden wäre. Feige, wie ertappte Bösewichte sind, aber rachedürstend schlich Conrad davon und Adela gebot ihm, Schloß und Land sofort zu meiden, wenn er nicht gerechter Strafe entgegen eilen wollte. Er war schon außerhalb des Burgfriedens, als die Gräfinn zu ihrem größten Schrecken den Ring vermißte und sich der Drohungen erinnerte, die der Bösewicht bei Wegnahme desselben ausgestoßen hatte. Kaum hatte sie dem getreuen Walther dies entdeckt, als dieser, zur Wiedererlangung des Kleinods, Conrads nacheilte. Stunden der Angst, Tage der Verzweiflung neigten sich, kein Walther kehrte wieder. Die arme Gräfinn befand sich in der peinlichsten und schrecklichsten Lage. Unschuld, wie sie war, zitterte sie doch vor Verbrechen und vor der Strafe des abscheulichsten Verbrechens, das sie nicht verübt. Es schien (so sagt der Mönch, der uns diese Geschichte aufbehielt) als wollte Gott ein engelreines Herz für die Berruchtheit eines verdorbenen leiden lassen, damit dieses erlöst würde. — Adela hatte in dem fremden Lande außer ihrem Gemahle und Walthern keine Seele, der sie ihr Herz offenbaren durfte, diese Angelegenheit eignete sich auch wenig, sie den wackern Edlen des Landes, die sie umgaben, vorzulegen. Doch Gott dem Gerechten, der alle Geheimnisse durchschauet wie die Sonne das offene Land, nahete sie mit Vertrauen und vor ihm legte sie ihre Sache nieder, ihn allein flehete sie um Schutz an. Conrads Berruchtheit hatte sie überzeugt, daß er fähig sei, sie durch schändliche Verläumdungen zu vernichten; die Beweise, die er in Händen hatte, waren wohl geeignet, ein dem Argwohn geöffnetes Gemüth zu täuschen, und wenn sie sich die Hestigkeit vergegenwärtigte, in der Adolph sie verlassen hatte, wenn sie der von ihm gebotenen Entfernung Walthers gedachte — dann ging ihr ein fürchterliches Licht auf, oder vielmehr es wurde Nacht um sie her, wie es bei Adolphs Abschiede war, wo sie die düstere Ahnung ergriffen hatte. Wenn der Gemahl in dem Glauben an

die Gattinn wanken; wenn er dem Verläumder glauben könnte? Sollte sie Boten an ihren Gemahl senden, um demselben die Wahrheit zu berichten, ehe noch der Verläumdung Zunge sein Herz vergiftet hatte? Doch nein, das hiesse ja den Geliebten lästern. Adolph dachte wohl zu edel, seine Lieb' und Achtung gegen die hohe Gräfinn waren zu offenbar, als daß er durch die Aussage eines Verräthers vermocht werden könnte zu dem schreiendsten Unrechte an dem lautersten Herzen, das ihm von Allen am treuesten ergeben war. Hatte Adela auch in einen Abgrund von Bosheit geschaut, so hatte sie doch auch in Adolph ein ihrer würdiges edles Herz gefunden, welches für alle diese Tücke unerreichbar, und mochte auch kommen, was da wollte, so wankte doch Adela nicht im Vertrauen auf ihren Gemahl und nicht im Vertrauen auf Gott, von dem sie hoffte, daß er die Unschuld nicht werde sinken lassen und nur zur höheren Erhebung der Tugend das Laster eine Zeit lang und nur zum Scheine triumphiren lasse.

Dank sei der ewigen Wahrheit, daß sich hier ein edles Herz und auch Adela sich nicht täuschte. Allein die Gute dachte wohl nicht, daß die Verherrlichung der Unschuld oft nur einer anderen Welt angehöre. Auf dieser Welt wohnen doch einmal nur Täuschung, Schein und Kurzsichtigkeit, von denen das beste Herz umstrickt und befangen werden kann. In jedem Herzen schlummert so viel von verkehrter Leidenschaftlichkeit, daß es bei menschlicher Blödsichtigkeit gar leicht wird, jene anzufachen zum Verderben und zum Verkennen Anderer, auch der Tugendhaftesten. Zu ihrem höheren Wohle, zu ihrem zeitlichen Verderben aber mochte Adela dessen nicht gedenken. Hatte sie auch vor dem Gedanken gebebt, daß Adolph dem Verläumder glauben könne, so zitterte sie bald darauf wieder in der Schuld, von ihrem Gemahle so klein gedacht zu haben. All ihre Angst und Trauer, von welcher sie ergriffen wurde, war meist nur düstere Ahnung. Es wurde ihr nie klar, was sie fürchtete, und dachte sie auch der menschlichen Bosheit, die sie von einem Christen erfahren, so besorgte sie nur um ihren Gemahl, der jetzt den heidnischen Slaven und Wenden feindlich gegenüber stehe.

Die Morgen- und Abenddämmerung fanden sie für ihren Gemahl knieend beten in ihrem Rosengärtlein. Dies war ihr liebster, ihr heiligster Ort. Ulda befand sich auch die Nische mit dem Muttergottesbilde, denn wie ich früher des sorgsam verborgenen Muttermales erwähnte, so muß ich jetzt vor Allem eine Eigenheit ihres Gemüthes kund geben, zu welcher Jenes eine Andeutung schien. Wie sorgfältig auch Adela die Rose ihres Muttermales verbarg, so liebte sie doch die Rosen über Alles und schmückte sich lieber mit diesen Blumen, als mit den seltensten Perlen und Edelsteinen. Schon als Kind, noch auf dem Arme ihrer Wärterin langte sie immer nach den vollen duftigen Blüthen, und an den Marken der Kindheit fand sie darin eine Lieblingsbeschäftigung, diese Blüthenstauden zu hegen und zu verbreiten, wobei sie ihrer eigenen zarten Händchen nicht einmal schonte. Selbst als sie zur Jungfrau erblühet, in der Zeit, wann andere Mädchen ihre Kinderspiele mit Einem Male plötzlich zur Seite legen und fortan kalt anschauen, ließ diese Vorliebe nicht nach, sondern sie wuchs vielmehr noch immer, und da man das Ebenbild der zartesten schönsten und duftigsten aller Blüthen immer unter diesen wandeln und beschäftigt sah, so war sie in Lotharingen unter dem Namen Rosenprinzessin oder Rosenwärterin noch mehr bekannt, als unter ihrem eigentlichen Taufnamen Adela, und selbst ihr Gemahl und die Eltern nannten sie nie anders als ihre geliebte Rose. Und diese herrliche duftige Rose, rein, wie je eine ihrer Geschwister den keuschen Busen erschloß, knieete in der Morgenkühle eines heitern Julitages in ihrem Rosengarten betend. Jeder Strauch reichte ihr aus sanftem Grün die zarten Blüthen entgegen, kaum wogte ein leichtes Zephyrlüftchen, das den Dufthauch umher trug und die eben aufsteigende Sonne bestrahlte die hellen demantenen Thauperlen auf dem sanften Roth der runden Blättlein; aber auch auf die Wangen Adela's perlen helle Thautropfen der Sehnsucht und Rührung; keine Fährte des Schmerzes und der bleichen Angst oder Beflemmung, denn solche weint eine Betende nicht, die unschuldig wie die kaum aufgeschlossene Rose ihre Brust dem Himmel öffnet. Weit entfernt von einer Welt voll Argwohn,

Trug und Bosheit träumte sie die Tage ihrer ersten Liebe, so rein, so duftig und hell. Adolph war wieder gekehrt in dem frommen Traume, Adela lag an des Theuren Brust, und er freute sich ihrer und hob sie an seine Lippen, wie man die Rose erhebt; aber sie war eine Rose ohne Dornen, und ihn verlehete kein tückischer Stachel, sondern ein beseligender Duft war's, worin sie sich auflösete. So träumte Adela, und als sie zu dem Stamme aufblickte, da erblickte sie, wie eine volle Rose, welche sie gestern noch in ihrer schönsten Fülle gesehen hatte, schon verfallend hinwelkte. Da sprach sie halblaut vor sich hin: ja ich will ihm sein wie du Rose, ihm leben wie du, ihn schmücken und Liebe ihm entgegenhauchen bis zu meinem Tode.

So träumte und betete Adela des fernem Geliebten gedenkend; allein Adolph war nicht fern, sondern er stand dicht hinter ihr im Rosengarten. Als der tückische Conrad durch der keuschen Gräfinn Unwillen aus Berg vertrieben worden war, hatte er sich an der Gränze der Grafschaft im Gebüsche versteckt gehalten, und dem getreuen Walthers, von dessen Sendung er durch Späher vernommen, aufgelauert. Mit der Armbrust hatte er den vermeintlichen Nebenbuhler und verhassten Günstling vom Pferde geschossen und war dann in tückischer Schadenfreude dem königlichen Feldlager zugeritten, wo er die teuflischste Rache nach wohlüberdachtem Plane zu vollenden trachtete. Dort hatte er Adolphem nach monattanger Reise gefunden und ihn mit dem schändlichsten Lügengewebe umstrickt. Er hatte ihm erzählt: Walthers sei zu ihm gekommen und habe ihm, vom Weintrunke erhitzt, in sorgloser Eitelkeit erzählt, daß ihm die Abwesenheit Adolph's zur höchsten Wonne gereiche, indem er mit der schönen Adela im innigsten Verhältnisse seit Jahren lebe und jeko darin ungestört verbleibe; schon in Potharingen sei er ihr Vertrauter gewesen und habe dort ihre volle Gunst genossen, es freue ihn, daß Adolph so kurzichtig sei und die beiden Söhnlein Adela's für seine eignen Kinder halte, während er der Vater sei und es sich nicht zu geringer Ehre rechne, diese einst als regierende Fürsten zu schauen. Als er Walthern so habe prahlen hören,

da sei er ihm als ein Lügner vorgekommen und habe sein Mißtrauen zu erkennen gegeben, worauf dieser ihm aber zum Wahrzeichen von einem Muttermale gesprochen, das die Gräfinn in Rosengestalt am Halse trage und habe ihm auch einen Ring vorgezeigt, den er hier dem Grafen überliefere. Da sei ihm die Sache doch verdächtig geworden, er habe, die Ehre des Grafen zu retten, den schändlichen Prahler erschlagen, ihn des Ringes beraubt und lege jetho seinem Herrn die Sache vor, da dieser auf die Erzählung jener Umstände am besten nach der Wahrheit zu urtheilen und seiner Ehre gemäß zu handeln wisse. Bloße Sorge um die Ehre seines Gebieters und die Furcht vor Blutrache über Walthers Tod habe ihn heimlich und in Eile daher gespornet. — So ungefähr hatte Conrad erzählt, als der Graf Adolph, der ihn schon in der Erzählung manchmal unterbrochen hatte, erst zweifelnd und dann der Gattinn fluchend sich wie wahnsinnig geberdete und schwur, nicht eher zu rasten, bis er die Ehebrecherinn von der Erde vertilgt habe. So war er ohne Rast aus dem königlichen Heerbanne fortgeritten, und stand jetho hinter der Betenden, noch überlegend, wie er die Entehrerin seines Hauses strafen sollte. Die Rosen und ihr Gebet erweckten in ihm neben dem schwarzen Vorsatze die widersprechendsten Empfindungen. Holde Erinnerung begann den Jorn seiner Seele zu mildern und er wäre weich geworden, wenn er länger da gestanden und die Betende betrachtet hätte. Wie er die Blumen grausam zertreten hatte, als er im Gefühle seiner zerknickten Ehre über die Gartenbeete geschritten war, so erdrückte er jetho alle bessere Gefühle, allen Glauben an die mögliche Unschuld Adela's. Trug doch Conrad's Erzählung das Gepräge unläugbarer Wahrheit und waren der Ring und die Enthüllung der verborgenen Rose doch überzeugende Beweise. Es fiel ihm wieder ein, wie die Gräfinn mit auffallender Heftigkeit die Burgvogtei für Walthern erbeten habe; schon damals hatte ein leiser Argwohn seine Heftigkeit und die Entfernung Walthers herbeigeführt, schon damals hatte die Hölle eine vergiftete Pfeilspitze in sein Herz gedrückt, die bei Conrads Erzählung sich mit den letzten Widerhaken ganz hindurch ge-

stoßen und allen Glauben an Unschuld und Reinheit getödtet hatte. Der Graf war ganz in der Gewalt finsterner Mächte, sein guter Engel war geflohen und der böse gab ihm das Schwert in die Hand und führte es gerade in den Nacken der Knieenden, daß es die verborgene Rose durchschnitt und das schönste Blumenhaupt von der blutenden Dolde trennte. Ohne Laut sank die Unglückliche in die Arme des Todes, ihr letzter Gedanke war ihr Mörder gewesen, für den sie gebetet hatte, und wohl ihr, daß ihre weiche reine Seele den Schmerz nicht erlebte, von ihrem geliebten Gemahle verkannt zu sein. Voll Entsetzen wendete Adolph sich hinweg, er mußte sich erst bestimmen, welche schreckliche That er vollbracht habe, und dann mußte er alle Schändlichkeit einer Ehebrecherin vor sich rufen, mußte sich Conrads Erzählung immer wiederholen zur Beschönigung seiner unseligen That. Aber auf diese folgte eine nicht minder bejammernswürdige. Die armen Kleinen kamen ihrem Vater froh entgegen, grüßten ihn und wollten an ihm empor klimmen, wie sie früher gewohnt waren; aber der Verblendete stieß die Unschuldigen rauh zurück und gab dem Ritter von Auen den Befehl, diese Brut der Schande und Sünde auszusetzen im Walde, auf daß Wölfe und Bären sie vertilgen möchten. Der Unmensch, der zu dem Schrecklichsten die Veranlassung gegeben hatte, that, was ihm geheißen wurde, mit höhnischer Schadenfreude, denn die unschuldigen Kinder waren ihm verhaßt als der Schild, der Adela's Tugend vor seinen bösen Absichten geschirmt hatte.

Der Gräfinn Leiche huben weinende Burgleute aus den blutbethaueten Rosen in einen harten Sarg und trugen sie still zu Grabe, die armen Kleinen weinten im Walde fern von allen Wohnungen an den dunkeln Waldbergen, wo Wölfinnen, Bären und Luchse gierig nach Raub umherschlichen, den Hunger ihrer Brut und den eigenen zu stillen. In dem Schlosse Berg war der heitere Zunitag in eine Nacht des Grauens und Entsetzens versunken. Zwischen Zweifeln und Ahnungen kämpfend beweinten die Burgleute den Untergang ihrer holdseligen Gebieterin, der Graf saß, einer dunkelbeschatteten Bildsäule ähnlich, in finsternes Brüten verloren und quälte sich

selber mit den unheimlichsten Gedanken. Nur der Ritter von der Auen blieb kalt wie die Schlange oder wie der Tod, den sie mit ihrem Gifte verbreitet. So kam die Nacht, aber auf Adolpfs Lager keine Ruhe. Er hatte sich in seinem Gemache auf einen Lehnstuhl zu finsternen Träumen von eingestürzten Himmeln niedergelassen, als er von dem mitternächtlichen Kreischen der Eulen und dem ängstlichen Geheul der Räden empor geschreckt wurde: da wehete es kalt wie Grabesluft durch das ganze Schloß, Thüren flogen auf und zu, und immer näher kamen leise Tritte, wie die, welche dem jeho grausenden Adolph früher oft so willkommen geknistert hatten. Er blickte nach der Thüre und — o Schrecken! herein trat eine weibliche Gestalt ohne Haupt, am Halse leuchtete eine halbdurchgeschnittene Rose und das hellweiße linnene Gewand war mit dunkeln Blutflecken bespritzt. Adolph währte, er habe geträumt und rieb die Augen; allein das Weib ohne Haupt kam immer näher; es war in dem Gemache hell wie am Tage, Adolph vermochte alle Gegenstände genau zu unterscheiden, so leuchtete die durchgeschnittene Rose. Da wich der Graf voll Entsetzen zurück, dem Gespenste zu entfliehen, aber dies schien sich um ihn nicht zu kümmern, sondern ging leise in das Nebengemach, wo die Bettlein der jungen Grafen standen und that, als ob es solche suche und mit ihnen kosen wolle. Da es aber die Schlafstellen mit den Händen untersuchte und leer fand, schien es zu erschrecken und setzte sich auf eins der Betten und stöhnte und faltete die Hände wie zum Gebet, bis die Morgendämmerung kam. Dann ging die blutige Gestalt zurück, leise, wie sie gekommen war. Am andern Morgen fand man den Grafen in einem wilden Fieberzustande, aus welchem er sich erst langsam wieder erholte, und wunderbar! auch der Burgvogt Conrad sah bleich wie ein Gespenst, ging unsicheren Schrittes einher, redete oft zerstreut und that, wie Jemand, dem über Nacht etwas nicht Geheures begegnet ist. Adolph erzählte dem zitternden Bösewichte sein nächtliches Gesicht und hörte von demselben, daß auch ihm der Geist des Lotharingers erschienen sei und Mancherlei gesagt habe; aber hier stockte er, und wie sehr Adolph in ihn drang, zu erzählen, so

konnte er oder mochte Conrad nichts hervorbringen, sondern entschuldigte sich bald damit, daß er Alles vergessen habe, bald aber, daß ihn der Spuk bedrohet habe, bei Verlust des Lebens ja keine Sylbe zu entdecken. Adolph war zu sehr mit sich selber beschäftigt und zu tief niedergebeugt, als daß er aus Conrads Benehmen einen Verdacht hätte schöpfen sollen, und dieser rieth in seiner Falschheit noch, einen frommen Mönch zu berufen, der in folgender Nacht den bösen Spuk scheuche, welcher nur deshalb umginge, weil beide Verbrecher in all' ihren Sünden ohne Beichte und Absolution gestorben seien.

Am anderen Abende saßen in Adolphs Schlafgemache der ehrwürdige Pater Gerhardus, der Graf und Conrad, dessen sichtbare Angst verkündete, daß er von dieser Nacht nichts Gutes ahne. Die Mitternacht kam und mit ihr trat die hauptlose Erscheinung wieder in die Halle und machte denselben Weg wie in der vorigen Nacht. Des Paters Gebet und seine Beschwörungen scheuchten die blutige Gestalt nicht, und als sie wieder an die Bettlein ging, dort suchend umher fühlte, stöhnte und die Hände rang und zum Gebete faltete, da sprach der Pater zu Adolph: „dies ist kein böser Geist, sie sucht ihre Kindlein auf und betet — dies thun die Verdammten nicht.“ Eiskalt überlief es den Grafen, dem Verläumder trat der kalte Angstschweiß auf die Stirne und er wollte hinweg eilen, als ihm eine zweite Gestalt begegnete, in der man trotz des verbleichten blutigen Antlitzes den treuen Walthar erkannte. Des Paters Beschwörungen hemmten auch diesen Schatten nicht, bis er vor dem zitternden Conrad stand und mit heller Stimme sprach: „Bekenne, arger Verläumder, der Gräfin Unschuld, laß den Grafen seine rechtmäßigen Söhnelein wieder auffuchen, damit sein Haus nicht verderbe und dich ohne Gnade die ewige Verdammniß ereile!“ — Conrad fiel zitternd zusammen, das Gespenst ging zurück, aber der Graf rief seine Mannen auf und befahl, den Burgvogt in dem sichersten Verliese zu bewachen. Dann setzte er sich schweigend neben den betenden Pater und war ganz versunken in den tiefsten Abgrund der Zweifel. Das Verbrechen, dessen Conrad beschuldigt wurde, war zu ungeheuer, als daß er es

selbst dem Gespenste sogleich hätte glauben sollen, und dagegen fing auch die wiedererwachte Liebe zu Adela an, ihn zu überreden, daß er ihr vertrauen müsse. Doch sträubte er sich gegen diese Ueberzeugung, wie mächtig sie sich ihm aufdrängte, denn so war er ja der Mörder der Unschuldigen und hatte all sein Erdenglück frevelnd zertrümmert. Es ist leider eine schreckliche Eigenschaft vieler biederer kraftvoller Männer, daß sie eher fähig sind, ein Unrecht zu vollbringen, als ihre vollbrachte Schandthat, war's auch nur Uebereilung, als solche einzugestehen. So kam der Tag und mit jedem Augenblicke stieg Adolph's Unruhe. Er ließ den verhafteten Conrad vor sich führen, er bat, bedrohte und beschwor ihn sogar bei dem Versprechen gänzlicher Straßlosigkeit, die Wahrheit zu gestehen; allein dieser beharrte bei seinen frühern Lügen, die eben so wenig als die Drohworte des Gespenstes Adolph ganz zu überzeugen vermochten. Da ging der Graf in den Burggarten, wo so oft Ruhe und Frieden sich in seine Seele herabgesenkt hatten, allein jetzt waren dort nur Zeugen seiner blutigen That. Der Boden war trotz der Sonnenhitze noch blutesfeucht und statt des Thanes hingen purpurrothe Tropfen auf den schneebleich gewordenen Rosen. Alle hatten wie in Leid ihr Haupt gesenkt und schienen um ihre Gebieterin zu trauern. Adolph wollte, dem schrecklichen Gedanken zu entfliehen, ausreiten, allein als er zu den Rüstungen trat und sein Auge auf den Heerschild fiel, so sah er dort das Wappen, die drei silbernen Scepter von einem großen Blutflecken bedeckt. Er müdete sich, diesen hinweg zu reiben, allein vergeblich, die drei silbernen Scepter auf Goldgrund, seines Hauses Wappen war verschwunden und keine Kunst der Waffenschmiede, keine Anstrengung vermochte sie unter dem Blutflecken wieder hervortauschen zu lassen. Da ward es dem Grafen noch unheimlicher zu Muthe; in seiner Bedrängniß konnte er weder beten, noch weinen, und er würde im düstern Hinbrüten über all das Schreckliche seiner Bestimmung beraubt worden sein, hätte ihn jetzt nicht die Ankunft eines fremden Paters geweckt und noch elender gemacht. —

Der Pater trat vor den zerknirschten Grafen und sagte

ihm, daß er einen Auftrag von der höchsten Wichtigkeit habe, den er ihm zu bringen einem sterbenden Ritter geschworen. Er habe nämlich vor einigen Wochen an der Gränze des Landes einen Rittersmann Walther aus Lotharingen, Trabanten des Grafen, auf der Heerstraße todtwund von einem Pfeilschusse gefunden. Dieser habe ihm gebeichtet und eine schreckliche Geschichte von der Berruchtheit des Burgvogts von Berg erzählt, die dem gräflichen Hause das größte Unglück drohe. Hierauf gab der fromme Pater dem verbleichenden Grafen des getreuen Walthers Bericht, sowie oben das Begegniß erzählt ist, und setzte hinzu, daß ihn der Sterbende beschworen habe, gegen Böhmeim zu eilen, um dem Grafen, ehe es zu spät werde, dort Alles vorzutragen. Drauf gab er kund, wie er von einem allnächtlichen Gesichte getrieben, die ferne Reise so schnell als möglich fortgesetzt, den Grafen aber schon nicht mehr im königlichen Felda-lager angetroffen habe, und jetzt leider nur komme, um die Unschuld der Hingemordeten dem Mörder vorzuhalten und Tod und Strafe zu fordern gegen den schändlichen Verläumder. — Wie vom Blitze hingeschmettert sank Adolph auf diese Kunde zusammen. Verzweiflung weckte ihn zur Verwünschung seiner grausigen That und zum Jammer um die Heilige, die er jetzt vergeblich zurückrief. Nur die Rache an Conrad riß ihn dann wieder zur klaren Besinnung; doch nachdem dieser endlich Alles eingestanden hatte und, zwischen rändige Hunde gebunden, mit Steinen belastet, in einen Sumpf versenkt worden war, floh der Graf von des Wahnsinns Nacht umlagert aus seiner Burg, die Berge hinüber gleich dem verwundeten Hirsche und heulte die Namen der Gattinn und seiner Söhne durch die Wälder und Schluchten, daß es grausig klang wie das Gefächze des Raben, der seine eigene Brut verzehrte. So tobte der Graf in kläglicher Geisteszerrüttung unaufhaltsam fort, bis er zersezt, blutend und todtmatt am späten Abende machtlos zusammensank, um in wilden Träumen alle Schrecknisse wieder zu schauen, die ihn am Tage umgrauset hatten.

Es war weit von der Burg Berg in den dichtesten Wäldern, wo nur des Wolfes Geheul und des Habichts

Gekreische gehört ward, dort träumte Adolph von blutigen Leichen ohne Haupt, von zerrissenen eingefürzten Himmeln und von allen Schrecknissen der Hölle. Doch als ihm der Traum die schrecklichsten Dinge vormalte, da erschien in demselben ein rettender Engel, der die häßlichen Gespensterlarven scheuchte, das Blut und den Schweiß von seinen Händen, von seinem Antlitze trocknete und ihn kosend mit theuren Namen nannte. Als er aber des Engels Namen freudig ausrufen wollte, da rief er: „Adela!“ und sie war es. Nicht als ein Gespenst ohne Haupt und kläglich seufzend und händeringend, sondern sie stand vor ihm, wie er sie als holdselige Jungfrau zuerst schamhaft erröthen gesehen, die Rose an ihrem Halse war verschwunden, aber die ganze Gestalt und ihr Wesen war zur Blume geworden, deren Zauber seine Seele aufrichtete, und den Glauben an Vergebung und Entündigung in ihm erweckte. Als jetzt alles Bangen, aller Kampf von dem Träumenden gewichen und sein Herz friedlich pochte, da beugte sich die Rose über ihn und sagte: „Adolph, ich vergebe Dir und der Himmel wird Dir Deine Verblendung auch verzeihen. Nimm diese Knospen, die eine ersprieße zu Deinem Ebenbilde und diese andere sei dem Himmel einzig geweiht.“ — Da dächte es dem froh Träumenden, er halte in der Hand zwei zarte Rosenknospen und ein Kuß berühre leise seine Lippen; allein als er seine Arme ausstrecken wollte und seine Augen erwachend öffnete, da sah er der Gattin theure Gestalt zerfließen und eine ihn blendende Helleitung leitete die Blicke nieder auf die beiden Knospen, die er in den Händen hielt; aber da schlummerten ihm zu Seiten die Söhnelein, unverletzt und sorglos im Arme des Vaters. Der heiterste Morgen glänzte über dem weichen Mooslager, wo sie ruheten und der Sonne entgegen strahlte rings eine dichte Hecke von Hagerosen, hinter denen der dämmerlichte Wald sich schattig erhob gleich einem hochgewölbten Bethause. Und der Vater konnte wieder weinen und beten, er kniete nieder und betete mit tiefer Inbrunst, seine Verzweiflung war übergegangen in Reue und die dunkle Leidesnacht in wehmüthigen Schmerz, der ihn als Sehnsucht immer mehr

zum Himmel zog. Er hatte wohl einige Stunden so betend gekniet, als die Knäblein erwachten, ihren Vater liebkoften und ihm erzählten: lieb Mütterlein sei fortgegangen und wandle in dem schönsten Rosengarten, wo sie auch ihrer erwarte. Sie sei immer bei ihnen gewesen, seit der böse Conrad sie allein habe weinen lassen hier im Walde, wo die Wölfe heulten; sie habe ihnen Waldbeeren und Erdbeeren gepflückt, habe ihnen Gebetlein sprechen gelehrt und vom himmlischen Vater erzählt, der die Kindlein auch im öden Walde unter Wölfen, Luchsen und Bären nicht umkommen ließe; aber jetzt sei sie fort, und sie habe gesagt, daß sie nimmer wieder komme, sondern die Söhnelein müßten zu ihr kommen in ihr Rosengärtlein, aber erst nach langer Zeit — und da weinten die Kinder. Aber der Vater hob sie auf seinen Arm, liebkoßete sie unter Thränen und sprach: „Ja, Gott im Himmel ist der beste Vater! Er hat Euch erhalten und genährt, nachdem der irdische Vater Euch verstoßen hatte. Aber jetzt bin ich Euer Vater wieder immerdar und will Euch hegen bis an mein Ende und will Euch so lieben, daß Ihr der Sorgfalt Eurer guten Mutter nicht entbehren sollet. Dich, Adolph, meinen Erstgeborenen, will ich zu einem tapferen Ritter bilden, der die Unschuld beschützt und den Frevel bestraft; ich will Dich zu einem mächtigen Landesherren machen, der seiner Unterthanen Schirm und Glückstern ist und will Dir all meine Lande, Burgen und Mannen übergeben. Dich, Bruno, will ich dem Himmel weihen, Du sollst des Heilands Lehre verkünden und als Priester seine Gnaden verspenden, den reinigen Sünder wiederum auf die rechte Bahn führen und den Befeierten und Tugendhaften speisen mit dem Brode der Seelen. So hat es mir Eure Mutter, die jetzt im himmlischen Rosengärtlein weilet, aufgetragen; so will ich Euer Vater sein und dann wird mir auch der himmlische Vater, wenn ich Euch verlassen und zur Mutter gehen muß, meine Sünden verzeihen, wie sie die Mutter mir schon vergeben hat!“ —

Als der Graf mit seinen Söhnelein im väterlichen Schlosse ankam, da ließ er die Leiche seiner unglücklichen Gemahlinn wieder ausgraben, sie mit aller Feierlichkeit

in der Schloßkapelle beiseßen und ihre Unschuld wie seine Reue durch alle Lande verkünden. Die Kinder hatten Grab und Sarg mit Rosen geschmückt und beteten die Gebetlein, die sie von ihrer frommen Mutter erlernt hatten; der Vater aber that schwere Bußen und Gelbbnisse, machte Stiftungen und baute in dem Walde, wo er die Söhnlein gefunden hatte, eine kleine der Muttergottes geweihte Kapelle, wo er tägliche Seelenmessen zum Gedächtnisse Adela's und des getreuen Walthers lesen ließ.*) Manchen Abend saß er im Rosengärtlein und betete und trauerte um die zerknickte Wärterinn und die Kinder vertauschten jeden Tag die verwelkten Rosen auf dem Grabe der Mutter und in der Nische des Muttergottesbildes. So hatte ein wehmüthiges Andenken die Verzweiflung verdrängt und Adela's Gedächtniß unschwebte Aller Herzen gleich dem Dufte einer vollen Rose, welchen der leise Zephyr über die Hügel trägt.

Der Blutstreck auf den Wappenschildern der bergischen Grafen war bei Adolphs Reue verschwunden, aber auch die silbernen Scepter fand man nicht mehr dort, sondern auf keusehem Silbergrunde hatte sich eine rothe Rose gebildet, die fortan das Wappen von Berg blieb und auch von Altena und Isenburg bis zwei Jahrhunderte später durch neue Blutthat in dem Grafenhanse (1225) diese Wunderrose mit einem Löwen vertauscht wurde. Dem Beispiele Adolphs aber, der den jüngeren Sohn dem Himmel weihete, folgten auch seine Nachkömmlinge und es entstand die Sage, daß das glorreiche Grafenhaus nimmer ausgehen werde, so lange ein Zweig desselben als geweihter Priester Gottes für dessen Heil am Altare opfere. So Adolphs Sohn Bruno, von dem eben hier die Rede war und Adolphs Enkel, gleichfalls Bruno geheißen und Erzbischof zu Cöln, der im Jahre 1133 das väterliche Schloß Berg zu einem Kloster weihete, in

*) Es ist dies die nämliche Marienkapelle an der Dhün, die in den Annalen des Klosters Altenberg erwähnt wird und an die das spätere Kloster im Thale (1145) erbauet wurde, die man aber später, da sie zerfallen, im Jahre 1240 wieder neu errichtete.

welchem seine Neffen Adolph und Eberhard als fromme Mönche starben. So mit des letztern Adolphs (III) Söhnen Bruno und Adolph, mit deren Neffen Heribert, Abt zu Werden, Adolph, Mönch zu Werden, Heinrich, Bischof zu Würzburg, Dietrich, Erzbischof zu Köln und vielen Andern bis auf Engelberten, der im Jahre 1225 als Erzbischof durch seinen Vetter Friedrich von Isenburg erschlagen wurde, worauf der gräfliche Stamm und die Rose erloschen und das Land an den Limburgischen Nebenweig kam. Und in diesem neuen Zweige des Fürstengeschlechtes fort von Conrad, dem Bischofe zu Münster († 1300) bis auf Johann Wilhelm, den Probst in Kantzen, der aber den geistlichen Stand verließ, zur Ehe führte und Herzog wurde, worauf mit ihm im Jahre 1609 die letzte bergische Fürstenlinie erlosch.

Bruno von Flittert,

der Schenke von Berg.

(Eine Erzählung vom Jahre 1228.)

Wie die Franzosen in feinen Sitten und im Ausschneiden, so waren die Deutschen von jeher des übermäßigen Trinkens wegen berühmt. So finden wir von einem bergischen Edlen, Bruno von Flittert, aufgezeichnet, daß er eine Kanne Weines, so schwer als sie ein starker Mann mit Einer Hand kaum zu tragen vermochte, auf Einen Zug hätte austrinken können. Daß er in zwiefacher Hinsicht ein starker Trinker gewesen, bezeugt auch die Nachricht, daß er ein großes Fuderfaß vom Boden erhoben, bis an den Mund geführt und dann aus dem Spundloche so wacker getrunken habe, daß es beim Absetzen bemerkbar leichter geworden sei. Man kannte Niemanden,

der ihn unter den Tisch gesoffen hätte, und eben dieser seltenen Tugend halber hatte ihn Heinrich von Limburg, der Graf vom Berge, zu seinem Schenken erwählt. Kam er ihm auch theuer in diesem Amte zu stehen, so versah er es doch als Vorkriker auf ausgezeichnete Weise, und machte dem Grafen das unvergleichliche Ergötzen, die berühmtesten Trunkhelden und Weinprahler vor ihm am Boden zu sehen. Bruno selber schien keinen Boden zu haben, da er an Einem Tage oft so viel trank, als er schwer war, und deshalb doch keine auffallende Trunkenheit spüren ließ, sondern zu allen Verrichtungen gleich geschickt blieb. Weil er sich nun eben nicht viel aus der Kirche machte, und sich lieber bei lustiger Trinkgesellschaft, als in Messen und Predigten aufhielt, so munkelte man, er stehe mit dem Schwarzen im Bunde, und dieser gebe ihm die Macht, ohne berauscht zu werden, so viel zu trinken, damit er dieser leiblichen Ergötlichkeit desto baß fröhnen und desto sicherer in die Krallen des Satans gelangen möge. Doch dem sei, wie ihm wolle; der Trunkkünstler Bruno von Flittert lag doch so ganz nicht im Argen, da er in biederer Treue seinem gnädigen Lehnherrn zugethan war, und, wie mit dem Pokal, auch mit dem Schwerte umzugehen wußte. In mancher Fehde hatte er nicht wenig zum Siege beigetragen, und da Kaiser Friedrich II. eben einen Kreuzzug nach Palästina (1228) rüstete, und auch Heinrich, der Graf vom Berge, dazu aufgeboten war, so blieb Bruno nicht müßig daheim. Zu Palermo in Sicilien, wo der weißeste und lebensfreudigste aller deutschen Kaiser Hof hielt, lebte Bruno recht in seinem Elemente; er stellte dort sein Talent nicht unter den Scheffel, sondern ließ es herrlich leuchten, bis das Licht endlich sogar zum Kaiser drang, welcher es sich zur Lust rechnete, seine tüchtigsten deutschen Heerführer durch den von Flittert alsobald unter den Tisch trinken zu sehen. — Bei solch einem Gelage kam es denn auch einmal zu einem Gerede von feuerspeienden Bergen, und der hochgelahrte Kaiser, der als Naturforscher nicht minder ausgezeichnet war, wie als Regent, welcher sogar ein damals sehr geschätztes Buch geschrieben hat über die Natur der Vögel, äußerte:

es müsse wohl einem wackern Manne Ehre bringen, wenn er in den Schlund des Kraters hinabzusteigen und zu erforschen wage, wie es drunten aussehe. Dies hielten Viele für eine gar vermessenliche Handlung, besonders einige mit Gefahren wenig vertraute Prälaten, welche die Meinung hegten, daß die feuerspeienden Berge Thore zum Höllefeuer seien. — „Und wenn es die Hölle selber wäre“ — sagte der beherzte Fliitterter, er wolle hinuntersteigen und zusehen, was es da unten gäbe. Trotz aller Abmahnungen und Widersprüche reißete er sogleich nach dem eben ruhigen Besuv, und nachdem er einige Kannen Weines genossen, stieg er hinab. Lange harreten seiner die Gefährten; jedoch er kehrte nicht wieder, und als am andern Tage der Berg wieder zu toben anfang, ward sein Tod nur zu gewiß. Da sprachen die Prälaten: „er sei seines Trinkens halber lebendig in die Hölle hinab gefahren,“ und stellten sein Ende auf als ein warnendes Beispiel der Schlemmerei. Das mochte von Vielen wohl gut gemeint sein und mag auch uns noch frommen; doch sagten seine Freunde, daß der Meiderer, die er schmäzlich niedergetrunken, solche Nachreden veranlaßt hätte, und daß gerade die, welche in dem verschrieenen Weine ein Trinkmonopol zu erwerben trachteten, gerade um das, was sie mißgönneten, so ein großes Geschrei machten. Wäre es ein wirklicher Ruhm, den die Deutschen damals in's Trinken setzten, so hatte Berg im Besuwe viel verloren. Doch merkwürdig ist's, daß der, welcher so viel Feuer verschlang, endlich auch vom Feuer verschlungen wurde.



Das Kloster des heiligen Hubert.

(Eine Märkische Legende aus dem 15. Jahrhunderte. —)

In den waldigen Ardenennen
Liegt, von Felsen rings umschlossen,
In dem einsam wilden Thale
Ein gar weit berühmtes Kloster.
Sanct Hubertus, einst ein Jäger,
Drauf durch Gottes hehre Gnade
Mönch und Büßender begab sich
Hierher, aller Welt entsagend,
Stiftete zu Christi Ehren
Diese Zellen und verlebte
Seine letzten Lebenstage
Hier in frommem Büßerwandel.
Und des Himmels Wohlgefallen
That ob Heiligkeit des Gründers
Bald sich kund dem stillen Kloster:
Denn wer mit dem Höllengifte
Eines wasserscheuen Hundes
War verwundet, wurde hierher
Eilend von den frommen Mönchen
Durch Gebet und durch den Glauben
An die Wunderkraft Huberti
Von der grausenhaften Krankheit,
Von gewissem Tod gerettet. —

Hierher strebt in Sommerglühen
Aus dem fernen Land Westphalen,
Seines Leibes Heilung suchend,
Heribert, ein edler Ritter.
Einst des Wildes Spur verfolgend
Unter Jägern, Rossen, Rüdten,
Ward er von dem eignen Hunde,
Den die Wasserscheu befallen,
In den Arm gebissen. Trostlos
Klagten Weib und Kind und Freunde;

Heribert in Todesängsten
Schaut vor sich ein grauses Schicksal.
Aber mit des Glaubens Tröstung
Kam zur stolzen Burg des Ritters,
Die von Jagdruf und Gelagen
Still geworden und von Jammer
Und von Klagen wiederhallte,
Gieselher, ein frommer Vater.
„Zaget (sprach der Gotterfüllte),
Zaget nicht ob Gottes Schickung;
Seine Hand führt oft die Ruthe,
Aber eines Vaters Strenge
Ist des Kindes Heil und Vortheil.
Zwar die höchste der Gefahren
Schwebet über Eurem Haupte,
Aber sucht ihr Trost im Glauben,
Wird Euch Gottes Hilfe werden.
Der des Hauptes Haare zählet,
Der des Waldes Thiere nähret,
Wird gewiß den Sohn beschirmen,
Der ihn voll Vertrauen ansieht.
Ziehet hin nach Welschlands Gränzen,
Ohne Schmuck und Rosß und Waffen
Mit des Pilgers Stab und Flasche;
Walt zum Kloster der Ardennen,
Wo in einsamlicher Stille
Zu des heiligen Hubertus
Angedenken Priester beten.
Dort wird Euch das Heil erwachsen
Und die leibliche Genesung:
Denn den Heiligen zu ehren,
Gab es Gott den frommen Mönchen,
Daß sie durch Gebet und Glauben
Solche böse Krankheit heilen.“ —

Unter brünstigen Gebeten
Seines Weibes, seiner Kinder,
Nahm der Ritter Stab und Flasche,
Unter Hoffnung, Furcht und Grausen
Wandelt er aus traurer Heimath,

Von der Lemne grünem Ufer
Fern zu Welschlands wilden Marken.
Und er zog acht lange Tage,
Bis an Deutschlands fernster Gränze
Der Ardennen Waldgebirge
Ihn in ihre Schatten nahmen.
Aber glühend strahlt die Sonne
Ihre Feuerwagen sprühend
Und die Felsen, wie die Klüfte,
Flimmerten in dürrer Hitze.
Widerprallend von den Bergen
Zog die Gluth durch dichte Waldung,
Kollt der Bäume falbe Blätter
Auf einander, senkt' und beugte
Zarter Blüthendolden Hauptlein.
Selbst die rauhe Distel lechzte
Und des Waldes scheue Gäste
Hatten in den tiefen Schluchten,
An den Quellen sich verborgen.
Selbst die kalten Salamander
Liefen von gewohnter Weise,
Sich im warmem Strahl zu sonnen;
Nicht mehr rauschten sie, gescheuchet
Von des Wandrers nahen Tritten,
Rechts und links vom Bord des Weges
Durch das Laub und durren Haidstrauch;
Mit den Käfern hatten tief sie
Sich in kühler Erd' verborgen,
Denn die Sonne, furchtbar sengend,
Freundlich nicht zum Leben wärmend,
Sog des Körpers zarte Säfte,
Zehrt' dahin die Kraft des Lebens.

Unter dichtem Buchendache
Schritt Herr Heribert der Ritter,
Schwere Tropfen auf der Stirne,
Matten Ganges, bangen Herzens.
Ach! vergebens wölbten dicke
Aeste sich dem Strahl entgegen:
Von den Felsen wiederprallend,

Schillert Gluth durch alle Waldung
Und der Wald, dem Luftzug wehrend,
Nährte Gluth in seinem Busen.
Heribert, der Arme, raffte
Aller Mannheit Kraft zusammen,
Nicht der Qual zu unterliegen.
Tiefer sank er in Ermattung,
Die gespannten Sehnen, welche
Manchen Schwertschlag schon beflügelt,
Die des Speeres Wurf gehärtet,
Sie begannen zu erschlaffen.
Seine Hände, die des Bogens
Strang so leicht zum Kreis gespannt,
Die den Speer zu Splintern faßten —
Sie vermögen zitternd fürder
Kaum des Pilgers Stab zu halten.
Und die Kniee, die des stolzen
Fehderosses Rippen beugten,
Die mit Rüstung, Wehr und Waffen,
Ohne Handdruck, Steig' und Bügel,
Ihn zum Sattel oft geschwungen,
Beugen sich mit jedem Schritte
Zimmer tiefer und der stolze
Nacken, der des Helmes Schwere
Stets verachtet, nicket schwächlich.
Selbst die Füße, die in Jagdlust
Flüchtig über Thal und Hügel,
Ueber Klippen, die der Kofse
Ungelenkheit nicht erreicht,
Ihn so willig oft getragen —
Sie versagten ihren Dienst jetzt
Und sie schienen jedes Schrittes
An dem Boden fest zu wurzeln.

Doch zu grausenhaftem Loose
Führte jetzt die süße Ruhe,
So die Glieder all verlangten.
Denn zum achten Male schaute
In des Bisses Wunde jetzt schon
Brütend Gift die Tageshelle.

Wenn das goldne Licht noch einmal
Andern freudebringend lachte,
Ehe Heribert das Kloster
Der Ardenner noch erreicht,
Bracht's ihm gräßliches Verderben.
Deshalb hielt die Angst empor ihn
Und in immer härterm Kampfe
Seiner Angst und seiner Schwäche
Stolpert er dahin die Richtung,
Welche man ihm angewiesen. —
Schon am Morgen sollt' der Arme
Auf dem angegebenen Wege
Seiner Wandrung Ziel erreichen,
Aber steigend zog die Sonne
Schon zum Mittag und bergab dann,
Doch das Kloster der Ardenner
Zeigte sich dem Blicke nicht.
Nirgend eines Menschen Wohnung,
Nirgendwo ein Mann des Landes
Zeigte sich, der Kunde gebe.
Schrecken, sich verirrt zu haben,
Irrte jetzt den edlen Ritter,
Trieb ihn hoch zum Bergesgipfel,
Dort die Gegend zu erspähen.
Der Verzweiflung Schreckniß drängte
Seine wundenmatten Füße;
Noch war Hoffnung nicht verloren,
Zeigte in dem letzten Strahle
Der schon untergeh'nden Sonne
Sich der Hafen seiner Rettung.
Aber droben angekommen
Spähet er nach jeder Richtung:
Ueberall Gebirg und Wälder
Schimmernd in dem Abendgolde,
Ueberall nur Baum und Felsen;
Keine Wohnung — ach! kein Kloster,
Rings von Menschen keine Spuren,
Alles todtenstille Nede!
Und in all der weiten Nede
Eine Menschenbrust alleinam,

Angstdurchschauert, grambefangen;
Keine Tröstung, nur der Schrecken,
Keine Hoffnung, nur das Elend! —
Wenn noch Muth die Seele hebet,
Mangelt es den matten Sehnen
Nicht an Kraft; doch mit dem Muth
Sinkt des Müden letzte Spannkraft.
Ach! die wunden Füße weichen,
Heribert stürzt jach zusammen,
In den Nerven Todesschwäche,
In dem Herzen Angst und Grausen,
In den Adern die Verzweiflung.
Schreckensruf des bangen Busens
Hallte aus der Ferne wieder,
Keiner Kehle Trost, als Antwort
Blos das fühllos todte Echo. —

Schwarze Nacht zog auf aus Westen,
Wolken trugen das Gewitter
Eilends über Wald und Höhen.
Blitze zuckten aus der Ferne,
Sturmwind zifchte durch die Bäume,
Beugte schlanke Tannengipfel,
Kracht' an dürrn Eichenknorren,
Donner rollte immer näher.
Tiefe Nacht lag ausgebreitet
Ueber'm ganzen Horizonte;
Gab es kurze Lichtmomente,
So war's Blitz, des Donners Bote. —

Heribert, in dessen Busen
Der Natur empörtes Schreckniß
Fürchterlicher wiederhallte,
Aechzte Worte der Verzweiflung
In das Brühen und das Toben:
„Muß es also mit mir enden,
Ohne Trost und ohne Rettung —
Zwiefach bin ich hier verloren.
Glaub' und Hoffnung, die mich stärkten,
Ihr habt treulos mich verlassen,

Machtlos stöhn' ich hier am Boden,
Der Verzweiflung hingegeben.
Nacht bedeckt die öde Wildniß;
Meiner Rettung Ziel zu suchen,
Hindert mich das Dunkel, hindert
Mich die tödtliche Ermattung.
Fern in meiner Heimath Auen
Sagt die Sorge, hofft die Liebe:
Kinder, Gattinn beten, weinen,
Bau'n getrost auf meine Heilung.
Voll Vertrauen hab' ich diese
Pfade mit Gebet betreten,
Aber mein Gebet und Eures,
Was hat Alles dies gefruchtet?
Stund' an Stunde schon zerrinnet,
Die Gewitternacht schon schleicht
Und der lichte goldne Morgen,
Der mich jüngst so freudig weckte
Mit der Hoffnung Labungsküsse,
Drohet jezt mit bleichen Schrecken;
Rings kein Ausweg zu entkommen,
Faßt es mich mit tausend Krallen,
Reißt mich fort zu finstern Loofe;
All vergeblich war mein Hoffen,
All vergeblich Glaub' und Beten!" —

Also klagt der Angsterfüllte,
Während Wetternacht und Schwüle,
Bliß erleuchtet, Donner brüllend,
Aber ohne Fluthentladung
Ueber ihm mit Schrecken tobte.
Schmerzvoll drückt in allen Gliedern
Ihn Ermattung und die Schwüle,
Aber seines Armes Wunde
Brannte furchtbar, sprühend kochte
Dort das Gift in offener Wunde,
Mahnet ihn an größ'res Glend,
Das so nahe ihm bereitet.
Und nach aufgegeb'ner Rettung
Drängt es ihn trotz allem Sträuben

In den langgeahnten Zustand.
Zimmer mehr floh die Besinnung
Durch die Phantasie geseuchet.
Flammen, wie des Jornes Rosen,
Wie die Gluthen der Verzweiflung
Fachten auf in seinem Busen.
Krampfhafft krümmten sich die Sehnen
Wie von Schmerz und Wuth ergriffen
Und das Blut in seinen Adern
Strömte rascher mit dem Athem.
Seines Busens Brand zu fühlen,
Grub er auf die staub'ge Erde
Mit der Hände Nägel, aber
Felsen hielten sie verschlossen
Und die Finger zuckten blutig.
Seines Gaumens Gluth zu löschen,
Schälte er der Bäume Rinde
Mit den Zähnen von dem Stamme,
Sog den Saft vom weichen Splinte;
Aber ach! in Gluth verdampfte
Dieses sparsam kleine Tröpfchen,
Und er träumt sich Bärenklauen,
Dort ein kühles Grab zu höhlen,
Träumte sich des Tiegers Zähne,
Dort den Eichbaum zu zersplittern
Und des Stammes Saft zu saugen.
Ach! der Schmerz verschleucht den Traum ihm,
Denn mit Blut an Hand und Antlitz
Taumelt er zurück zu Boden
Und zur schrecklichen Besinnung.
Weh! voreilig hatt' die Angst ihn
Schon geworfen in den Zustand,
Dem er zu entfliehn getrachtet.
„Lebe wohl, du heit're Erde,
Lebet wohl all' meine Lieben,
Lebe wohl du edles Menschsein —
Weh! ich bin zum Thier geworden!“
Also rief er, des Bewußtseins
Schrecken warfen ihn in Unmacht
An den blüherhellten Felsen.

Donner rollte fern und ferner,
Wolken zogen schnell vorüber,
Regen träufte auf die Erde.
Heribert vernahm von Allem
Nichts, und sah den goldnen jungen
Morgen, der so amuthlächelnd
Aus Gewitternacht empor stieg,
Nicht, denn Schummer folgt der Unmacht.

Aber in des Morgens Lächeln
Stand ein Greis im Mönchgewande
Vor dem Ritter, rief empor ihn.
Heribert, erschreckt erwachend,
Sah den Mönch, an dessen Seite
Eine zahme Hindinn, welche
Auf der Stirn ein weißes Kreuz trug.
„Sanct Hubertus sei mir gnädig!“
Rief der aufgeschreckte Ritter,
Stürzend zu des Mönches Füßen.
Huld und Ernst im würdigen Antlitz,
Fried' in seelenvollem Auge
Hob der Nahende empor ihn,
Sprach die salbungreichen Worte:
„Nicht geziemt es einem Christen,
An des Heilands Gnad' zu zweifeln;
Sünde schon ist Zag und Bangen;
Nur dem vollen Gottvertrauen
Wird des Glaubens Trost zum Vorthail.
Von der Sinne Eitelkeiten
Aufzuschrecken straft der Himmel,
Aber gnädig lohnt er wieder
Aller Glauben und Vertrauen;
Nimmer ist der Vater ferne,
Sehnen sich nach ihm die Kinder
Und vertrauen seiner Liebe.
Aber wo die Liebe mangelt
Und das innige Vertrauen,
Lohnet nicht die Vatermilde. —
In der Jagdlust freylem Wüthen
Folgt der Ritter unter Thieren

Wilden Thieren gleich dem Thiere.
Was ist Jägerlust wohl anders
Als des Tiegens Mordverlangen,
Das sich an der Todeszuckung
Und am Blute der Geschöpfe,
Die der Herr erschuf zur Freude,
Sich ergöhet? — Mordbegierde
Wohnt nicht in der Brust des Lammes,
Das den Menschen nährt und kleidet,
Nicht im hingeschreckten Rehe,
Das sich friedlich freut und spielt,
Aber eines Hundes Zähne,
Eines Tiegens scharfe Laken
Greifen aus nach Mord und Blute.
Kinder tranken mit des Euters
Milch und nähren frohes Leben;
Tieger morden das Lebend'ge —
Und der Mensch, dem Gott Vernunft gab,
Sich das Beste zu erwählen,
Willenskräfte, ihm zu folgen, —
Er tritt auf der Mörder Seite.
Frevelnd nennet er es Jagdlust,
Was er Mordverlangen, Blutgier,
Was er Mordlust heißen sollte.
Solchen schändlichen Trieb zu strafen
Und die schreckliche Begierde
Treulich mit den wahren Farben
Auszumalen, gab's der Himmel,
Daß des Hundes wüste Mordlust
Zu dem Neuffersten entflamme
Und der Wüthende vermöge,
Selbst den Menschen zu verwandeln
Und sogleich zu seines Gleichen
Ihn zu machen. Dieses Rasen
Trägt des eignen Todes keine
In sich selber, ja der ärgsten
Grausenhaften Tods Gewißheit.
Deshalb sträuben sich die Menschen
Und es schauern Aller Herzen
Vor dem furchtbar grimmen Loos,

Sträuben sich, und nehmen dennoch
Diese Warnung nicht zu Herzen:
Heribert, Euch hat's betroffen,
Mög' es Euren Wandel bessern!
Die Genesung ist Euch nahe;
Aber laßt sie Eurer Seelen
Heil sein. Denkt des heil'gen Hubert,
Der die Hoffnung Euch gewähret.
Er auch war in bösen Tagen
Schänd'ler Jagdlust voll, versäumte
Seiner Seele Heil in diesem
Wüsten unheilvollen Treiben;
Aber Gott hat ihn gerufen
Zu dem Bessern. Denket würd'ger
Von dem Heil'gen, als das Volk thut,
Das als Jagdpatron ihn ehret
Und die wilde Jagd ihm weihet,
Während doch Hubertus selber
Erst, als er die Jagd verachtet
Und die frevle Lust bereuet,
Seiner Seele wahres Heil fand.
Folget ihm vielmehr im Guten!
Ihrer Jugend Schandthat üben,
Heißet nicht die Heil'gen ehren,
Sondern folgen der Befehring,
Die zum Bessern sie geführt,
Heißet ihnen ähnlich werden.
Nicht der Christenschaar Verfolgung
Hob so hoch empor den Saulus,
Nicht die Mordthat an Urias
Und sein Ehbruch stimmten Davids
Harfe zu den heil'gen Liedern;
Ihre Reue, nicht ihr Buhlen
Heiligte die Magdalena.
Manche Schandthat sünd'ger Blindheit
Hat die Schrift blos aufgezeichnet,
Daß der Christ ein Beispiel nehme,
Wie dem Sünder selber Heil lacht,
Wenn ihm die Befehring Ernst ist,
Daß kein Christ verzagen sollte

In der ungemess'nen Gnade
Gottes, die der Keu' zu Theil wird,
Gleich dem klugen Aekersmanne,
Der beim Pflügen nur das ferne
Vorgestellte Ziel im Aug' hat,
Aber weder um noch auf schaut,
Daß er nicht die Schnur verfehle,
Daß ihn nicht vielleicht die Krümme
Hinter seinem Rücken täusche
Oder gar entmuth'ge — also
Sei dem wahren Christen einzig
Seiner Seele Heil im Auge.
Nur die Wege der Befehrung
Sucht das Auge des Befehrten
Und die Thaten eines Büßers
Geben uns von seiner Keu' an
Erst ein heilig Tugendbeispiel.
Laßt Euch diese Warnung frommen,
Heribert, seht dort den Hasen,
Den Ihr lang vergeblich suchtet,
Der schon gestern stets Euch nah lag,
Da ihn Gottes Hand verborgen.
Gott ist ewig nahe denen,
Die ihn voll Vertrauen suchen,
Aber er entziehet immer
Sich der Zagheit und Verzweiflung.
Gehet hin zu diesem Kloster,
Dort wird Eurem Leib Genesung —
Mög' sie auch der Seele werden!"

Also sprach der Mönch und wandte
Sich bergan und zeigt dem Ritter,
Wo das Kloster der Ardennen
Freundlich in dem Thale prangte.
Morgenglockentöne schollen,
Luden Heriberten traulich
Zu der Kirche heil'gen Hallen;
Vor ihm dacht in frischem Grase
Sprudelte die Felsenquelle
Ihm Erfrischung; neubelebet

Eilt er thalwärts und das Münster
Oeffnet seine hohen Thore.
Weibrauchdüfte stiegen wogend
Von dem marmornen Altare,
Hehre Chorgesänge schollen
Durch des Domes heil'ge Hallen.
Heribert am Hochaltare
Knieend, beichtet seine Sünden,
Er empfing das Brod der Seelen
Und der Prior legte betend
Seine Segenshand auf's Haupt ihm —
Da entfloß des Busens Wangen,
Fürder brannte nicht die Wunde,
Sie vernarbt und schloß sich plözlich.
Dankgebet trug ihn zum Himmel,
Zeigt ihm Rettung, frohe Heimkehr
Und nach der erfüllten Buße,
Die der Prior auferleget,
Fand er Weib und Kinder wieder,
Die ihn liebend froh umfingen.

Die Genesung seines Leibes
War ihm worden; aber mehr noch,
Seine Seele fand das Wahre.
An der Lemne grünem Ufer
An dem kühlen Waldesbrommen
Sieht man jezo noch die Klause,
Wo er, da sein Weib gestorben,
Als ein heil'ger Büßer lebte.
Und noch heute nennt man dorten
Heribertusborn die Stelle,
Wo der Ritter, wie Sanct Hubert,
Von dem schüden Jägertreiben
Zu dem Himmel sich gewandt.

Anmerkung. Die Legende des heiligen Hubertus und die gemeine Sage von seiner noch fortdauernden Heilkräft gegen die Hundswuth im Ardennenkloster ist genugsam bekannt. Hun-

derte in unserer Heimath sind bereit, die Wahrheit dieser Legende zu verbürgen. Was übrigens den Heribertsborn angeht, deren man viele mit alten Legenden trifft, so bringt der ähnlich klingende Namen auf Herthasborn, welcher Göttinn früher die Wywasser (heilige Börnlein) geheiligt waren, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich die christlich mönchische Legende dem altgermanischen Heiligthume, wie es so oft geschah, anknüpfte.

Der Teufel und die Frösche.

(Bergische Volksfage aus dem vorletzten Jahrhunderte.)

In dem ehemaligen bergischen Amte Miseloh (genauer darf ich Ort und Namen gewisser Gründe halber nicht bezeichnen) lebte vor vielen Jahren ein Schneider, der wollte wohl gerne reich werden und ein unbesorgtes lustiges Leben führen, aber er wollte nicht gern arbeiten, und daher kam es, daß er oft in die tiefste Armuth gerieth. Er war unverheirathet und hatte blos für seine eigenen Bedürfnisse zu sorgen, dies kam ihm sehr wohl, allein wenn er in wenigen lustigen Tagen den Lohn von mehreren sauren Arbeitswochen verkauft und verschwelgt hatte und dann wieder aus dem heitern freien Freudenleben in die dunkle Bauernstube zu Elle, Scheere und Nadel zurückkehren mußte, um Anfangs ein dürftiges Auskommen und nachher wieder etwas Uebrigtes für sein Schlaraffenleben zu erringen, so war er dabei so zähe und es ging ihm so leidig zu Herzen, daß er es je länger je mehr überdrüssig wurde. So gingen ihm einmal wieder die flotten Tage zur Neige und er saß am Vorabende des Maitages mit seinem letzten Zweifüberstücke an der letzten Bierkanne, die er damit zu bezahlen hatte, und er bebte vor den Tagen, die nun wieder kommen mußten, wie der Hund, der eben den gestohlenen Braten verzehet hat, vor der Peitsche. Ein lustiger Jägerburche,

der bei ihm saß und immer Geld vollauf hatte, half ihm diesmal aus und entlockte ihm dafür das Geständniß über die Quelle seines Unmuths. „Nicht mehr als das?“ sagte der grüne Bursche zu ihm: „ich wollt' Dich wohl ein Stückchen lehren, daß Du der Arbeit gar nicht mehr bedürftest und doch nimmer leere Taschen hättest. Schau her! (fuhr er fort, indem er einen straffen Lederbeutel mit blitzenden Goldstücken hervorzog) sieh! so sollt' es beständig und besser noch mit Dir bestellt sein, wenn Du nur Muth hättest, aber so ein armes Schneiderlein, den ein Ziegenbart schon in Schrecken jagt, das fürchtet sich, vor die rechte Schmiede zu kommen.“ — „Pah!“ sagte der Nadelheld: „fürchten? Ich kenne keine Furcht als vor der ruffigen Stube, wo die Gluth des Bügeleisens den Durst nur noch empfindlicher macht, das vermaledeite Schneiderhandwerk fürcht' ich und die Schwielen von der Scheere, die Nadelriße an den Fingern scheu ich mehr als Beulen am Kopf oder ein Mal von einem Bratspieß. Ich hör', wo es hinaus soll; ich soll mich unter die Werber begeben und auf Feindes Kosten in die Pferch kommen; das will ich, ich fürchte das Kriegsleben nicht so sehr als die vertrackte Stubenhockerei, die fürcht' ich mehr als den Teufel!“ —

„Du sprichst das rechte Wort“, rief der Grüne lachend: „ei! ei! Du scheinst das Herz am rechten Flecke zu haben, jedoch den Kopf muß ich Dir noch zurecht setzen. Du willst aus dem Regen recht in die Traufe rennen. Sobald Dich die Werber einmal gefaßt haben, ist es aus mit all deiner Freiheit; dann gibt es nur Arbeitstage, und Stockhiebe thun weher, als Nadelriße. Aber hast Du denn nimmer vom Pferdefuß gehört? Dahinter mußt Du dich machen, wenn Du nur einigermaßen klug bist. Das bringt wahren Reichthum, Freiheit und Freude ohne alle Plackerei!“ —

Der Schneider stuzte anfangs, als er an den Fürsten der Finsterniß hingewiesen wurde. Als aber der Grünrock ihm vorstellte, wie wenig er immer dabei verlieren könne, indem er ein gewisses Gut für ein Ungewisses nehme, da schienen dem Schneider die nahen Arbeitswochen noch viel entsetzlicher, als selbst die Hölle. Nur

daß das Vollaufleben bloß sieben Jahre währen sollte, nach deren Verlauf er dem Satan für dessen Dienste verfallen mußte — dies dächte ihm noch immer etwas unbehaglich und er schien daran einen Anstoß zu nehmen. Aber der lustige listige Jägerbursche wußte ihn auch diesem Strupel zu überheben. „Sei darum (hub er an) außer Sorge, die Frist läßt sich verdoppeln, kommt Zeit, kommt Rath. Kaumst Du dem Teufel irgend ein Seelchen zuführen in siebenjähriger Frist, so verdoppelt er sie Dir nochmals, so oft Du Einen ins Garn schwähest, und das ist so schwer nicht, wenn man nur Geld hat. Magst Du so viel Jahre leben, als Du für blankes Gold Seelchen kaufen könntest, so würdest Du älter werden als Methusalem und älter als die Stadt Jülich. Hält Dir der Teufel aber nicht Wort, so ist der Verbund nichtig und er hat keine Gewalt mehr über Dich.“ — So sagte der Jäger und das wollte dem Schneider, der in diesem Augenblicke die Menschen nach sich selber beurtheilte, gar wohl einleuchten. Bald war er mit seinem Kumpan, der sich anbot, ihn vor die rechte Schmiede zu führen, auf dem Wege zum Höllenfürsten. Auf einem Kreuzwege rief er den Namen des Bösen dreimal aus und dieser erschien. Der Schneider wurde sein, doch mit dem Bedinge, daß jener ihm sieben Jahre lang pünktlich dienen müsse in Allem; würde der Satan nur Einen Auftrag unerfüllt lassen, so würde der Schneider frei und der Gewalt des Satans gänzlich ledig; auch die erstere Bedingung des Waidmanns wurde in den Vertrag aufgenommen.

Das Erste, was der Schneider nun verlangte, war Geld und Alles, was er forderte, war nichts Anderes, als immer nur Geld. Es schien, als hätte er den Satan, um den Vertrag zu zernichten, durch Erschöpfung der Höllenschätze gänzlich verarmen wollen. Täglich hinkte der Hähästos des Blocksbergs mit schweren Geldsäcken heran und es zerollte wie Rauch im Orkan durch des Schneiderleins tolle Verschwendung. Das war ein Jubeln und Brausen, ein Zechen und Haseliren. Es ging von einer Stadt in die andere, und wo der lustige Scherrenkröfus nur hinkam, da sah man bald die Buben mit

zerrissenen Hosen und die Männer mit zerriebenen Aermeln, denn dort arbeitete kein Schneider mehr, sie lagen alle zu Gast bei dem durchreisenden Schneiderfürsten und folgten ihm, wie die Bienenschaaren dem Honigkasten, aus einer Schenke zur andern.

Doch die sieben Freudenjahre zerrannen ihm schneller wie die sechs Arbeitstage einer Woche, und an des siebenten Jahres Maiaabende sah das zeither lustige Schneiderlein ein grausiges Punktum. Da lief er zu den lüderlichsten Gesellen, die er kannte und suchte sie zu verlocken, wie der Jägerbursche ihn verlockt hatte. Aber die lockeren Zeisige stuzten über seinen Antrag, sie segneten sich und schlichen von ihm wie mit eiskaltem Wasser begossen. „Was nützt uns (sagten sie) Geld und Gut, wenn wir drum nach sieben Jahren doch des Teufels sind? Wir treiben zwar eitel böse Dinge, aber wir sind noch jung, können bei vernünftigeren Tagen unsern Wandel noch immer ändern, können beichten und büßen und wollen vorab uns dem Teufel noch nicht so muthwillig ergeben.“ — So sagte der Eine, so der Andere und so Alle um die Reihe, und das Ende der sieben Jahre nähete und das Punktum schwebte dem armen Schneiderlein immer näher. Einen Rekruten zu stellen gelang ihm zur Fristverlängerung nicht, drum mußte der Teufel geprellt werden, daß der Vertrag sich auflöse. Aber wie das anzufangen? Der Schneider sann. Er hatt' es gefunden! — Ein altes Sprüchwort sagt:

„Müllerlist und Schneidertrug
„Dem Teufel selber sind zu klug“,

und so auch diesmal. In der Angst seines Herzens war der Scheerenheld in der Gemarkung seines Geburtsortes sinnend umhergewandelt. Es war ein schöner Frühlingsabend, die Bäume blüheten weiß und roth, die Nachtigallen sangen an den Bächen und im Sumpfe quackten die Frösche. So kam er an eine Stelle, da lag hinter hohen Pappeln hart am Wege ein großer Pfuhl, der Knäuelsweiher geheissen, dort saßen tausende Frösche auf dem Ufer und quackten, und als er herbei kam, da spranz

gen die Frösche, von seinen nahen Schritten erschreckt, in das nasse Element hinab. Da lächelte der Schneider beifällig, dann klatschte er freudig in die Hände und citirte den Argen. Unwillig erschien der Böse und fragte ihn, was denn noch in den letzten Stunden sein eitles Begehre sei, denn mit dem Glockenschlage zwölf werde er ihm den Hals brechen und dann habe all sein Quälen und Befehlen ein Ende. — „Der weise Mann sagt: Alles hat seine Zeit (entgegnete der Schneider), aber jetzt befehle ich Dir, daß Du mir die Frösche alle fängst, die hier im Pfuhe sind und alle zusammen auf diesen hohen Pappelbaum setzest, auf daß sie droben alle zusammen auf dem Trocknen sitzen und quacken — dran will ich denn bis Mitternacht, wann das Halsbrechen anfängt, meine Freude hören.“ — Der Teufel wurde über ein solches Angestimmen noch unwilliger, er gab vor, wichtigere Geschäfte zu haben, allein er mußte dennoch gehorchen, damit der Schneider vertragsmäßig nicht seiner erleidigt werde und fuhr hinab in den Sumpf, daß Schlamm und Wasser über die Ufer flog; schnell raffte er zwei dicke grüne Frösche mit jeder Hand einen, stieg auf den Pappelbaum und setzte sie dort auf einen Ast; allein ehe er noch wieder drunten war, die übrigen grünen Gefellen zu erwischen und herauf zu holen, sprangen die Gefangenen den Baum hinab plumps in's Wasser, und sofort, so daß er nie mehr als zwei zugleich da droben auf dem Baume stille zu halten vermochte, welche aber immer wieder herunter hüpften, ehe er das folgende Paar erhascht hatte. Da wurde er immer zorniger, er griff hin und wieder mit Höllengewalt und machte ein solches Unwesen, daß Wasser, Schlamm und Kraut unter einander flogen, aber der schalkhafte Schneider hatte seine Freude daran, er stand droben auf dem Ufer die goldne Taschenuhr in der Hand und lachte, und als es zwölf schlug, da saß noch kein einziger Frosch auf dem Baume und die beiden, die der Teufel gerade in Händen hielt, die preßte er, daß sie zerplatzten und fuhr brummend mit abscheulichem Fluche davon, hinab in den Schwefelpfuhl.

Nun hatte der Teufel den Vertrag nicht gehalten. Der Schneider wurde frei und war durch die Angst seines

vermeintlichen jüngsten Tages auch vernünftig geworden in Vielem. Er nahm wieder Scheere und Nadel zur Hand, arbeitete fleißig und ließ das Schwärmen und Schlemmen sein. Arbeit erhielt er genug, denn er verstand sein Handwerk trotz dem besten Meister und als er sich nach siebenjähriger Jubelfahrt in seinem Dorfe als ein armer Schlucker wieder niederließ und seine Abenteuer erzählte, da wollte ihn Jedermann im Hause haben und so rissen und schlugen sich fast die Leute um ihn. Auch nahm er ein Weib, hielt viele Gesellen und schneiderte und erzählte fort noch viele Jahre, bis er ein recht wohlhabender Mann war. Er ging auch fleißig in die Kirche, und als man nicht anders sagen kann, so ist er als ein bußfertiger Sünder selig gestorben.

Nitter Curt von Arloff,

der bergische Gideon.

(Eine Begebenheit vom Jahre 1199.)

Es war in Deutschland höchst trübe Zeit, als Otto von Sachsen und Philipp von Schwaben um den Kaisertron kämpften. Da entzügelte sich die Raubsucht der Edlen; Fürsten lagen mit Fürsten im Kampfe, Ritter mit Rittern in Fehde.

Doch unsäglich litt damals auch das Land von fremden Völkern, welche die Thronbewerber zur Hülfe herbei gerufen hatten. So von den Böhmen, die König Ottokar Philippen zu Hülfe sendete und die später das Land in wilde zügellose Horden vereinzelt durchzogen. So ging auch ein Schwarm dieser Barbaren bei Sinzig über den Rhein und zog an Königswinter vorbei in's Bergische

ein. Graf Adolph V. war gerade in Otto's Heerbanne mit den streitfähigsten Männern abwesend und keine hinlängliche Schaar vorhanden, den fremden Räubern zu wehren. Diese wälzten sich, über Tausend an der Zahl, mordend und brennend heran, nichts verschonend als was sie nicht erreichen, nicht zertrümmern konnten, aus Lust mordend, wie der Marder, der auch, wenn er gesättigt ist, noch Blut vergießet. Selbst das Heiligste blieb nicht verschont, und das wilde Volk, das theils noch den wendischen Götzen fröhnte, theils neugetauft seiner rohen Bräuche noch nicht vergessen hatte, schien es eben auf die Kirchen und heiligen Klöster recht abgesehen zu haben. Die Abtei Heisterbach wurde von ihnen rein ausgeplündert und nur die Flucht vermochte die dortigen Mönche zu retten. Die Nonnenklöster zu Rheindorf und zu Billich hatten dasselbe Loos und der Muthwille der Böhmen ging so weit, daß sie die armen Nünchen nackt auskleideten, erst in Theer, dann in Federn tauchten und so in Rähnen den Rhein hinunter treiben ließen. Die Abtei Siegburg, von einer Besatzung des Erzstiftes vertheidigt, wurde vergeblich belagert, allein das umlagernde Städtchen ging in Rauch auf. So alle Dörfer, über die sich der Schwarm hinwälzte, und alle Burgen, denen er vorbei kam. Obdachlose Flüchtlinge verkündeten das Nahen der Bürgerbande, Blut, Brand und Verödung bezeichneten ihren Weg. Schrecken ergriff das Land, Alles flüchtete mit wegsamer Habe zu festen Schlössern oder über den Rhein. Da nahete der Schwarm auch dem Schlosse Bensberg, im Uebermuth schleunige Uebergabe fördernd; doch der Schloßvogt, Herr Curt von Arloff, war keine Memme und bot den Widerstand eines tapfern Mannes. Sieben Sommer-Weeken lag die Schaar vor der Feste; mehr als zwanzig Stürme hatte sie ausgehalten, allein hoch strebten noch die Mauern, stolz und kühn, während die Reihen der Belagerer immer dünner wurden. Ohnmächtige Wuth knirschte vor den leichenbedeckten Wällen. Zwar herrschte Mangel an Lebensmitteln in der Feste, die Geschosse gingen zur Neige; allein alles wurde da zu Waffen, selbst geschleuderte Steine schlugen

die Böhmenshädel ein, und die Besatzung hatte ein Sprüchlein:

„So lang der Böhme noch Steine frist,
Die Beste unbezwingbar ist.“

Den Muth der Besatzung, welchen der edle Arloff anfachte, theilten die Belagerer nicht; ihre Wuth verbrauchte vor dem hartnäckigen Widerstande, und nach sieben Kampfwochen zogen sie drohend ab, dem platten Lande vergeltend, was sie vor der Burg gelitten. Da trieben sie es noch zügelloser, noch unmenschlicher wie vorher. Kein Weiler, kein Haus blieb verschont und des Mordens war kein Ende. Das jammerte den edlen heldenberzigen Curt, und da der Graf fern war, ersann er die Wagniß der Befreiung. Plötzlich flammten auf allen Bergen die Feuerzeichen der Noth und Boten durchflogen die Gehöfte. Es sammelten sich zu Bensberg die Flüchtlinge und vierhundert waffenfähige Männer umstanden den wackern Ritter, voll Muth, dem bösen Feinde zu begegnen. Kunde schaffte kam, daß die Böhmenschaar im Wupperthale unterhalb Nesselrath Ruhetag halte und nach durchschwelgter Nacht an den Flammen des dortigen Schlosses ihr Frühstück zuzubereiten gedanke. Dies bestimmte den Angriff. Die Böhmen, von reicher Beute schwelgend, hatten sich, uneingedenk des Streites, den Freunden des Weines überlassen, bis sie im Rausche hintaunelten und in wüste Träume versanken; aber da erweckte sie Schwertergeklirr und der Ruf streitkundiger Männer; die Spieße der bergischen Lanzenknechte, die Degen der Ritter und die Aexte und Keulen der Landleute fraßen in die Reihen ein. Hieriges Erz wurde gesättiget, durstender Boden getränkt. Die Böhmen, aufgeschreckt, fochten unter einander, in der Dunkelheit und im Nachtaumel des Schlafes unkundig an Freund und Feind. Der Schrecken faßte sie und die steigende Sonne beleuchtete die Flucht der Fremdlinge. Doch war der Entrinnenden nur geringe Zahl, denn das ganze Land stand auf und hemmte die Flucht durch Vernichtung; fünfhundert Böhmenleichen lagen unterhalb Nesselrath hingeschmettert und eben von den vielen Leichen, die man dort liegen sah, hieß man das Tha

Leichlingen, welchen Namen es bis auf den heutigen Tag befielt. *) Die Wupper hinauf bis oberhalb Solingen mähet blutige Wiedervergeltung in den flüchtigen Barbaren, deren von Tausend vielleicht kaum Einer die Heimath wieder gewann.

Dies that ein bergischer Ritter, der in den Tagen der Noth das Volk aufbot und mit kühnem Beispiele zeigte, wie ein gemißhandeltes Land zu retten sei. Der Name Curt von Urloff werde auch noch von uns dankbar genannt, und wenn der Bergische von Gideon und dessen Heldenthaten liest, so mag er mit edlem Stolze sagen: „auch wir Bergische nennen einen solchen Helden unter unsern Landsleuten, jener that nicht mehr als unser Curt von Urloff. Und wenn jezt im Herbste, von Schneestürmen der nördlichen Gegenden geseucht, Schaaren geflügelter Räuber, Kinder Böhmens, sich in den Wachholderbeeren unserer Berge gütlich thun, wenn Vogelsteller diese Böhmer (Bihmer) zu Tausenden in weitgespannten Netzen auffangen und ihre Schädel eindrücken, so mögen sie sich ihrer wackeren Ahnen erinnern, welche einst schädlichere Landesgenossen dieser Beerenträuber mit festerem Netze umgaben und auf gefahrvollere Weise vertilgten.

*) So sagt nämlich das Fragment einer geschriebenen Chronik von Bensberg, obgleich Leichlingen seinen Namen, der von Lei (Schieferfels) stammt, früher gehabt haben wird. Doch die gemeine Sage stimmt mit dem Manuscripte überein.

Die beiden Mendikanten.

(Eine bergische Klosterlegende aus dem vorigen Jahrhunderte.)

Zwei Mönche zogen über Land,
Den Bettelsack wohl in der Hand,
Den Rosenkranz an der Seiten;
Der Eine rechts, der Andre links
Für's Kloster zu terminiren gings
Bei frommen Christenleuten.

Wo Rauch aufsteigt, wo fräht ein Hahn,
Dort pochen Bettelmönche an,
Um Butter und um Eier,
Und gibt man ihnen das sogleich,
Versprechen sie das Himmelreich
Der Bän'rinn und dem Meier.

Wohl gehet noch ein alter Spruch:
„Der Bettelsack hat nie genug!“
Dies sah man da bewähren.
Verhaft ist jetzt die Bettelei,
Jedoch die Mönche trieben's frei
Und sagten stolz: „mit Ehren!“ —

Doch wenn nun heim mit reichem Kram
Der Bettelmönch in's Kloster kam
Und zeigte die Gewinne,
So ärndtet' er viel Lobsprüch' ein
Und trank vom allerbesten Wein
Mit ganz vergnügtem Sinne.

Doch hatt' er Wenig mitgebracht,
So hieß es: „Fauler Vater, macht
Die Sache künftig besser;
Von Luft und Wasser lebt man nicht
Und für Nichtsbringer nimmer sticht
Man an die Nectarfässer!“

So ging es grade diesesmal,
Die Mönche kamen Beid' zu Thal
Von weiter Wanderstrecke;
Das ganze Kloster lief herzu,
Es sprach der Abt in Seelenruh:
„Nun bindet auf die Säcke!“

Es war der lange Hildebrand,
Der allererste bei der Hand —
Wie jubelten die Gäuche!
Da zeigt er Schinken groß und fett,
Und manchen guten Schluck Klarett,
So recht für Mönchenbäuche.

Auch frische Butter, gelb wie Gold,
Und Würst' und Rippchen lachten hold,
Man meint, man müßt drein beißen;
Das war so recht nach Mönchensinn,
Der Eine strich vergnügt das Kinn,
Der Andre jagt die Schmeißen.

Ein Dritter, der noch kaute just,
Sprach: „Das ist innerliche Lust“
Und Mehreres dergleichen;
Der Abt zerborst vor Freude schier,
Der Kellner muß' dem Mönch dafür
Das Ehrentränklein reichen.

Doch unser dicke Adrian,
Der fing jetzt auszukramen an:
Ei, was für tolle Sachen!
All eitler Haber, leicht wie Spreu,
Dazwischen schwamm ein faules Ei —
Die Mönche Alle lachen.

Der Abt schaut ihn unwillig an:
„Du Gauch, das ist nicht wohlgethan,
Für uns so schlecht zu sorgen.
Mit solchem schänden Plunder hier
Ist wohl ein unvernünftig Thier,
Kein Gottesmann geborgen.“

Wir nagten bald am Hungertuch,
Ruhst auf uns Allen Gottes Fluch,
Wie auf dir, dumme Fliege!““
Der Pater schnitt ein Schaafsgeſicht:
„Was man nicht gibt, das bring' ich nicht,
Ich nehme, was ich kriege;

Die Chriſtenheit iſt heuer nicht
Auf's Geben allzuſehr erpicht,
Schon denkt ſie auf's Verwahren;
Was ich für Mühe mir gemacht,
Daß ich dies hier zuſammenbracht,
Mögt Ihr von mir erfahren:

Traf ich den Baur auf ſeinem Miſt
Und ſprach: „Gelobt ſei Jeſu Chriſt“,
So ſagt er freundlich „Amen“;
Doch bat ich ihn um Chriſti Pein,
Auf Himmelpfandſchaft mir zu leihn
Und etwas auszukramen,

Da war der Schelm wie Iob arm,
Da hieß es: „Lieber Gott erbarm“,
Wir haben nichts zu miſſen!“
Und brummt ſogar, wenn ich mit Noth
Und Höll' und Fegfeuer ihn bedroht:
„Ich hab ein gut Gewiſſen!“

Gewiſſen hin, Gewiſſen her,
Sprach ich: Da ſchaut, der Sack iſt leer,
Um Gott gebt Speck und Butter —
Da brüllt der Flegel: „Bettelei“,
Er ſtank mich an mit Keßerei
Als wie ein zweiter Luther.

Es hieß ſogar an mancher Thür:
Das Himmelreich verleihet Ihr
Und habt doch Nichts verloren;
Doch was ich geb' um Gottes Lohn,
Das bin ich Leider Gottes ohn',
Wir ſind nicht ſolche Thoren!

Kein Fluchen half, es half kein Dräum,
Sie schüchtert keine Hölle ein,
Sie rührt nicht Flehn und Beten,
Und ging ich durch die Heil'genlist',
So sprachen sie: „im Himmel ist
Den selben Nichts von Nöth'n.“

So war ich wahrlich froh zuletzt,
Daß ich mit diesem Hafer jezt
Im Kloster konnt' erscheinen:
Was man mir gab, hab' ich gebracht,
Und daß man noch die Müh verlacht,
Kann ich mir nicht vereinen.“ —

Drauf sprach der lange Hildebrand:
„Wer zum Termine wird gesandt,
Der muß sich klüger stellen
Und sich vor allen Dingen fein
Mit süßen zarten Schmeichelei'n
Den Weibern zugesellen;

„Die sucht man auf mit frommem Blick
Und danket Gott laut für das Glück,
Daß man sie angetroffen,
Dann läßt man für ihr fromm Gemüth,
Das man aus Blick und Mienen sieht,
Sie auf den Himmel hoffen.

„Und wär sie häßlich wie die Nacht,
Bergleicht man sie mit Rosenpracht,
Mit Lilien und Narzissen,
Und ihre kleinen Kindelein,
Wie ungestalt sie mögen sein,
Die nennt man schön zum küssen.

„Dann geht man alle Habe durch,
Nennt ihre Hütt' die Zionsburg,
Wo Glück und Tugend wohnen,
Und läßt sie unter ihrem Vieh,
Als wie die heilige Marie,
In Engelschaaren thronen.

„Und lobet Alles Stück für Stück
Und preißt sogar das hohe Glück,
Es Alles anzustauen,
Verspricht, wie schön es dort bestellt,
Allüberall durch alle Welt,
Wie Recht, auszuposaunen.

„Und ist es auch ein altes Weib
Mit rothem Aug' und eklem Leib,
Wird's desto baß behagen,
Denn sie hört dann von mir allein,
Was sie von Allen würde freun,
Das ist für Weibermagen.

„Und hat man so das Herz erweicht,
So ist das Uebrige gar leicht,
Man langet in die Kutte,
Zieht einen Heiligthum herfür,
Ein Stück gesegnetes Papier
Und eine Bactwerfkutte,

„Und reicht ein Stückchen Zuckerbrod
Dem Kind', und ihr für alle Noth
Was Trödel von Beguinen;
So weckt man sie zur Dankbarkeit,
Spricht dann vom Wohl der Christenheit
Und wie es zu gewinnen.

„Und ihre Güte lobt man schon,
Da man voraussetzt reichen Lohn;
Der kann da auch nicht fehlen,
Da sind sie eilig bei der Hand,
Der Sack wird voll bis an den Band
Um's Heil der armen Seelen.

„Und auch der Pater selber ist
Bei dieser wohlerlaubten List
Allda nicht schlecht berathen.
Der ist und trinkt wie ihm gefällt,
Und wird ihm gar ein Neß gestellt —
Was kann's dem Manne schaden?

„Das Liebeln ist ein alter Brauch,
Der es verachtet ist ein Gauch,
Drum küssen wir mit Ehren.
Wird erst der Mönch ein Herzensdieb,
So heißt's: man thut es Gott zu Lieb,
Was man ihm nicht mag wehren.

„Seht so, mein lieber Adrian,
Fangt's stets nur mit den Weibern an
Und Ihr sollt Wunder schauen;
Doch nur durch seine Schmeicheleien
Stehlt Ihr Euch in die Herzen ein,
Gewinnet dort Vertrauen.

„Wißt Ihr zu schmeicheln einem Weib,
So gibt es Euch das Hemd vom Leib,
Was drüber auch und drunter;
Nur sie zu loben nimmer scheut,
Sonst gibt die ganze Christenheit
Euch Nichts als hohlen Plunder!“

Drauf Adrian im Zorne sprach:
„Der Teufel lauf den Weibern nach,
Der Teufel hol' solch Betteln!
Dafür bin ich zu guter Christ,
Lob nicht, was nicht zu loben ist,
Zumal an garstigen Betteln!“

Da raunt der alte würd'ge Abt:
„„Herr Adrian, die Lehre habt
Ihr jeho wohl vernommen:
Wer Weibern zu gefallen weiß,
Der spart sich vielen sauern Schweiß,
Der wird zu Etwas kommen.

„„Das Gute all stammt her vom Weib,
Herrn Christ bracht uns der Jungfrau Leib
Und sollt ein Christ sich schämen,
Von ihnen, denen Leib und Blut
Er dankt, ein wenig Geld und Gut
Mit Freundlichkeit zu nehmen?

„Die Wahrheit ist's nun einmal nicht,
Was ihren starren Sinn zerbricht —
Man will geschmeichelt werden!
Die Wahrheit gehet nackt und arm,
Die Schmeichelei hält fett und warm,
So geht es hier auf Erden.“ —

Anmerkung. Unter den vielen Schwänken, Sagen und Legenden, die noch in allen Kinderstuben und ringsum im Bergischen fort erzählt werden, ist vorliegendes Hiftörchen, das wie im Oberbergischen vom Kloster Seligenthal in anderen Gegenden von anderen Orten erzählt und belacht wird, wie roh und massiv es auch jezo erscheinen mag, für die Bettelmöncherei recht charakteristisch, treu und treffend, eine allgemeine Volkserzählung, vielleicht nur ein Märchen, aber so recht nach der Natur gezeichnet. Der derbe Landmann sprach sich auf diese Weise gegen den Unfug der Bettelmönche aus, wie der feinere Italiener noch jetzt durch feinere rime und Spottlieder. — In Vorliegendem ist der Volkston beibehalten, nur wenig Schminke, blos einige Gemeinheiten ausgelassen. —

Die Abenteuer Adolph's I.,

Herzogs von Jülich und Berg und Grafen
zu Ravensberg.

1400 — 1437.

In des Herzogs Adolph I. von Berg Leben und Thaten spiegelt sich ganz die wildbewegte rohe, aber gewaltige Zeit, in welcher er lebte. Wie ein Feuer, wenn es dem Verlöschen nahe ist, noch einmal heftig auflodert und züngelnd um sich greift, so tobte die wirreste Anarchie, das Faustrecht, als es seinem Ende nahete. Und bei all diesem Getümmel sah man edle Keime aufspriessen

zum Heile der Menschheit. Durch das Aufblühen der Städte waren alle Künste und Wissenschaften mehr gehoben als durch die Klöster, die jezo entartet, und das fünfzehnte Jahrhundert führte Deutschland besonders durch die theilweise Aufhebung der Leibeigenschaft der Verwenslichung zu. Doch sah es, als unser Adolph in die Welt trat, mit Deutschland in sittlicher und politischer Beziehung noch sehr trüb aus. Die edelsten Theile des Volkes, die Fürsten und Städte lagen im blutigsten Hader, stets wucherte das Mißtrauen zwischen ihnen, die sich gegenseitig hätten kräftigen sollen, und statt des Reichsoberhauptes führten Ritter- und Fürstenvereine (Bünde) das Wort. Unter des Kaisers Wenzel unthätiger und mehr als kraftloser Regierung trieb es der niedere Adel fast so schlimm, wie in den Jahren des unseligen Zwischenreiches, und ein wackerer Fürst wagte Ehre und Ruhm mit der Annahme der deutschen Krone. Viele wackere, wahrhaft große Fürsten wurden als Kaiser klein und erbarmungswürdig. Edelleute durften sie beschimpfen, ihnen den Gehorsam aufkündigen und sie ungestraft befehlen. Doch den Kaiser Wenzel kümmernten Ehre und Ruhm wenig; dagegen aß und trank er gut, gab die Reichskleinodien gegen ein Faß Rheinwein dahin und brachte alle Reichsangelegenheiten nach Kräften in Verwirrung. Da sah man wieder zwei Kaiser, die sich gegenseitig in die Acht erklärten und drei gleichzeitige Päpste, welche die Bannstrahlen gegen einander schleuderten. Tapferkeit und Heldenstärke blieben immer noch die gepriesensten Vorzüge des hochgeborenen Mannes, aber auch jeder Art Schwelgerei und Ueppigkeit zu huldigen, hieß fürstlich und galt als ein Beweis edler Abkunft. Beides sah man in den glanzvollen Ritterspielen und Hauptjagden der Fürsten, welche gemeinlich mit Gastmalen und Würfelspiel verbunden waren. Ein einziges Fest nahm oft die landesherrlichen Einkünfte des ganzen Jahres dahin und nicht selten wurde es die Veranlassung noch kostspieligerer Fehden, da die weinberauschten Männer leicht Anlaß fanden zur Entzweiung oder ein alter Groll oder der Ehrgeiz zwischen ihnen zur Zwietracht aufloderte. Rachsucht sowohl, als Ehrgeiz und Raublust machten die

Fehden blutig und verheerend. Sehr grausam wurde der Krieg geführt. Dabei aber blieb das Gemüth des wildesten Mannes offen der Religion. Diese war zwar mehr ein Schreckbild und altherkömmliches Formelwesen als eine beseligende Flamme himmlischer Abkunft. Doch die rohen Gemüther, dem Göttlichen entfremdet, bedurften solcher Geißel, solcher Zügel. Der rauhe Krieger, unter Rossen geboren, aufgewachsen zwischen Hunden, Lanzen, Schwertgeklirr und Kriegsgeschrei, welchem kein Gesetz zu heilig, kein menschliches Gefühl zu tief war, daß er nicht dagegen frevelte, und welcher allen Tugenden Hohn sprach — der beugte sich vor dem Gnadenbilde, das er an seinem Raubwege fand und knieete und kreuzte sich bei dem Schalle des Messigbüchleins, wenn er im dunkeln Gebüsch, den entblößten gierigen Mordstahl in der Hand auf den Mord an Unschuldigen lauerte. Wer dem Himmel schon abgeschworen hatte und im späteren Gefühl seines Frevels an Gott verzweifelte, der warf sich kindlich um Gnade flehend in den Schooß der Muttergottes und flammerte sich an die Reliquien und Gnadenbilder der Heiligen, dorthier Fürsprache, Verzeihung und Heil erhoffend. Statt durch Vergütung des Schadens die Frevel zu sühnen, schenkte man an Kirchen und Klöster und Neue trieb aus dem Harnisch in die Kutte.

Dies sind einige wenige traurige, aber getreue Züge jener Zeit, die den Herzog Adolph bildete.

Adolph's Vater war Herzog Wilhelm I. (als Graf der Zweite) von Berg und Ravensberg, den Kaiser Wenzel am Frohnleichnamstage des Jahres 1380 von einem Grafen zum Herzoge des Reichs erhob. Adolph's Mutter war Anna, die Schwester Ruprechts von der Pfalz, des nachmaligen Kaisers. — Es war damals so recht die Zeit der Prophezeihungen, der geheimen abergläubigen Künste und der Sterndeuterei, die durch die neulichen Kreuzzüge aus Arabien nach Deutschland herüber gekommen war, und, wie bei jedem Fürstensehne, hatte man bei Adolph's Geburt (1371) von dem kleinen Prinzen gewahr sagt: daß er ein tüchtiger Kriegsheld werden würde, dessengleichen noch wenige im Lande gesehen worden. Diesen Aus-

spruch legten die Zeitumstände auch nahe, denn gerade damals lag Adolpfs Vater in einer blutigen Fehde mit dem Bischöfe Florentin von Münster, welche dem Lande viele Opfer gekostet, allein des Ruhmes gar wenig einbrachte. Herzog Wilhelm war überhaupt in allen seinen Händeln nicht glücklich und drum sprachen sich an der Wiege seines vermuthlichen Nachfolgers die Wünsche des Volkes in Prophezeihungen aus. Freilich sind diese in Erfüllung gegangen, aber nicht zum Heile des Landes, dem mehr Noth thut, als was damals so hoch gepriesen war, der Ruhm der Waffen. —

Adolph erwuchs zu einem schönen kräftigen Jünglinge. Eine hohe Gestalt, verbunden mit männlich schönem Antlitz, besonders eine hohe gebogene Nase und ein helles, fast flammendes Auge waren der bergischen Herrscherfamilie eigenthümlich und zeichneten auch den jungen Adolph besonders aus. Schon als Knabe redete und träumte er von nichts als von Waffen, Rossen und Ritterspielen. Solches blieb hinfort seine ganze Thätigkeit, seine Arbeit und Erholung, und darauf war auch seine ganze Erziehung beschränkt. Als er ein Ross zu tummeln und das Schwert zu schwingen vermochte, wurde er, der damaligen Sitte gemäß, von den Eltern entfernt und an dem Hof seines Oheims, des Pfalzgrafen Ruprecht zu Heidelberg, erzogen. Nachdem er dort als Edelknabe einige Jahre sich wild umher getummelt, kam er mit mehreren edlen Söhnen seiner Heimath an den lotharingischen Hof zu Nancy, wo neben Turnieren und Ritterspielen damals die größte Pracht und Schwelgerei herrschten, was dem Gemüthe des ehrsüchtigen Prinzen die unselbstigste Richtung gab. Denn Prachtliebe und Schwelgerei, Ehrgeiz, Herrschsucht und Streitsucht trieben ihn all sein Leben zu den größten Ungerechtigkeiten. Dagegen aber waren seine Tugenden nicht minder groß. Man rühmt von ihm die Festigkeit des einmal gegebenen Wortes, Beharrlichkeit, Kraft und Entschlossenheit, einen hellen Blick in die verwickelten Verhältnisse damaliger Zeit, — kräftige Glieder, Riesenstärke, Gewandtheit im Kriege und Muth in Gefahr, dabei ein Gefühl für Recht und Treue, das jedem Deutschen unveräußerlich inne-

wohnt. Den Beeinträchtigten in seinen gerechten Ansprüchen zu schützen, wäre es auch nur um eines Pfennings Werth gewesen, hätte er sein Leben gewagt und Land und Leute aufs Spiel gesetzt; allein die eigenen Leidenschaften und Schmeichelei seiner Umgebung, die nicht zu den besten gehörte, verleiteten ihn dann wieder zu größern Verirrungen, bei denen das Wohl des Landes unterging. — Der Ruf von Adolphy's Ritterlichkeit, seine Siege in den besuchtesten Ritterspielen erfüllten die Lande, als seine Heimath Berg den langgetragenen Ruhm der Waffen verlor.

Herzog Wilhelm I. war in keinem Dinge ausgezeichnet. Die Geschichte seiner fast vierzigjährigen Regierung läßt uns kalt für den Fürsten, der nur durch seinen traurigen Ausgang als unglücklicher Vater unser Mitleiden erwirbt. Aus Gewinnsucht führte er die meisten Feinden, allein sie gediehen ihm weder zum Ruhme, noch zum Vortheile. Auch wo er die Uebermacht dem Feind entgegenführte, mußte er unterliegen; seine Besitzungen verringerten sich, seine Güter geriethen in Pfandschuld und zuletzt wurde er sogar von räuberischen Nachbarn im eigenen Lande umhergetrieben und verlor Burgen und Güter. Im nördlichen Theile des Herzogthums haufeten die Grafen von Cleve und Mark, im Süden aber Heinsberg = Loß, Nassau, Sayn, Schauenburg und andere kleinere Dynasten. Da kehrte Adolph in die Heimath zurück und das Kliegsglück wandte sich bald aufs Neue den Bergen zu. Graf Dietrich von der Mark, der mit großem Heerbann im Wupperthale lag und die Feste Elberfeld belagerte, fiel bei tollkühnem Sturm durch einen aus der Höhe geschleuderten Wurfspeiß eines gemeinen Schützen (am 14. März 1498) und mit wenigen Rittern, die dem jungen Helden nach-eiferten, trieb Adolph die Märker über die Gränzen des Landes hinaus. Beute und Gefangene folgten dem Siege. Auch schlug er die Clevischen bei Wipperführt, machte dort den Grafen von Limburg zum Gefangenen und ließ ihn den Lehneid schwören. Da verstummte der Siegesjubel der Feinde und rings umher geschahen große Rüstungen, den Flug des jungen Adlers

zu hemmen. Allein dem bergischen Heerführer erwarb sein rasches Glück jetzt viele Helfer. Die unruhigen Adelligen waren damals meistens Partseitigänger, die dem zuhielten, der gesiegt hatte und die meiste Beute versprach. Auf Adolph's Charakter bauten die raubgierigen Geier ihre Hoffnungen. Da sah sich der junge Held bald im Stande, die nach neulicher Schmach im Cleverham von Wilhelm an Cleve abgetretenen Besitzungen wieder zu gewinnen und schlug die Clevischen, wo sie sich nur im Felde zeigten.

Doch das bergische Amt Lindlar mit seinen Burgen und zum Theil auch Steinbach und Windedt hatten der Graf von Loth, die Herren von Heinsberg und die Nassauer noch im Besitze. Adolph erstürmte (1400) den Neuenberg bei Lindlar sammt den übrigen Burgen, vereinigte das Land wieder mit Berg und jagte den Feind über den Siegfluß. Im tiefen Thale zu Dattenfeld an der Sieg schlug er Loth und Heinsberg, die sich mit Nassau zur Entsetzung der festen Burg Windedt zum großen Heerhaufen vereinigt hatten, zu großem Ruhme, gewann Windedt sammt reicher Beute an Waffen, Rossen und Gefangenen und nahm viele neue Lehnmänner auf. Dann zog er die Sieg herunter dem Rheine zu, eroberte die Löwenburg, auf denen die Heinsberger hauseten, nach kurzer Belagerung und brachte die Herrschaft Leuberg als gleichnamiges Amt wieder an Berg. Doch während er sich der herrlichen Siege erfreute und auf der hohen Löwenburg seine Lust hatte an Spielen und Belagen und seine Ritter seine Freigebigkeit priesen, da zogen die geschlagenen Feinde von rheinischem Adel verstärkt sich in Linz am Rheine zusammen, um Löwenburg wieder zu gewinnen. Der eben so kühne als umsichtige Adolph aber wartete nicht auf den Angriff; kaum hatte er Kunde von jener Rüstung, so führte er seine siegesfreudigen Mannen mit wehenden Panieren und lustigem Kriegsspiel das schöne Rebenthal hinauf. Vor ihm der Triumph seiner Siege erzeugte hier Selbstvertrauen und Zuversicht, dort Schrecken und Zagheit. Mit Muth und List eroberte er schnell die Schösser Rheineck, Sternenbergh, Ecken-

fels, Schonberg u. a., schlug die Feinde überall und trieb sie vor sich her, überall siegreich und Beute gewinnend.

Da erreichte den Sieger die Nachricht, daß die Märker, den Tod ihres Grafen Dietrich zu rächen, mit mehreren Verbündeten in Berg eingedrungen seien, daß sie das schöne Dorf Mülheim am Rheine geplündert und verbrannt hätten und daß die Eölnner eben mit der Belagerung der Feste Neuschenberg bei Dpladen beschäftigt seien. Herzog Wilhelm war in Düsseldorf um die Vergrößerung des Collegiatstiftes bemüht, des Streitens wenig bedacht. — Da endete Adolph die begonnene Fehde, er verkaufte die eroberten Schlösser an die früheren Besitzer wieder (so Sternberg an den Grafen von Schauenburg um 1500 Gulden) und nahm nach also gepflogener Sühne viele der früheren Feinde in seinen Heerbann auf. Dann zog er rasch den Rhein herab, schlug die Eölnner, jagte sie über den Strom und nahm und verbrannte ihnen zur Vergeltung ihrer Verheerungen mehrere Schiffe. Darauf erreichte er die Märker, schlug ihre Heerhaufen, gewann viele Beute und eroberte Städte und Burgen an der unteren Ruhr. Dann kam er wieder rheinaufwärts gegen die Stadt Siegburg, dessen reichsunmittelbarer Abt, Herr Pilgerin von Drachenfels, auf Anreizungen der Eölnner das bergische Schirmvogteirecht geläugnet, dem Herzoge abgesagt und Stadt und Dörfer in Besitz genommen hatte. Die adeligen Mönche, die des Harnisches und des Schwertes eben so kundig waren als der Kutte und des Weiswedels, standen in Waffen und übten mit ihren Söldnern den kräftigsten Widerstand. Doch eroberte Adolph die Stadt und trieb die Mönche auf ihr festes Zion, von wannen sie die tief liegenden Häuser durch Feuerpfeile in Brand schossen, so daß die Herzoglichen den Flammen weichen mußten und alles Gut der unschuldigen Bürger elendig unterging. Dafür verheerte und plünderte denn Adolph die Meierhöfe und Probststeien der Abtei und dem Kloster brachte der kriegerische Sinn seiner Mönche geringen Vortheil. — Auch an Eöln rächte Adolph sich auf alle Weise. Viele raubgierige Edlen, die der Städte Reichthum mit Neid gesehen, reichten

Adolphs die Hände, die Handelswege wurden der Reichsstadt unsicher gemacht, und gab Adolph auch zu allen Wegelagerungen nicht den Namen her, so fanden doch die Räuber bei ihm Schutz und Vorschub, was die Bürger wohl erkannten und an Berg zu vergelten trachteten. Erst im Jahre 1402 kam eine völlige Sühne zu Stande und allseitiger Vortheil floß den Bergen zu.

Adolphs Ruhm durchscholl alle Lande, aber dieser Ruhm vergiftete sein ehrfüchtiges Herz. Um ihn her versammelte sich eine Schaar von Schmeichlern, sie beschatteten völlig die Sonne, deren Glanz sie priesen. Auf die glorreichen Siege folgten jetzt im Frieden schwelgerische Gelage und unsinnige Ausschweifungen. Adolphs reiche Thatkraft verrauchte zwar nicht in dieser Leppigkeit unter verworfenen Günstlingen, aber sie erhielt eine verkehrte unselige Richtung. Die Siege hatten ihm Ruhm gebracht und sein Herz dürstete nach Heldenthaten. Dazwischen trat sein Vater, der sprach: „ich bin Herr des Landes und will den Frieden!“ Dagegen raunten in Adolphs Ohr die Schmeichler, seine bösen Dämonen: es sei nicht Zeit, die siegreichen Waffen niederzulegen, sondern den gedemüthigten Feind ferner zu bekämpfen und die Siege zu verfolgen zu ewigem Ruhme. Zu diesem herrlichen Zwecke müsse Adolph Herrscher sein; Er sei vor Allen der Würdigste und Fähigste, der schwache geistesarme Vater müsse ihm die Regierung abtreten. Nur zu leicht gab Adolph solchen Einflüsterungen Gehör. Wie sein Ruhm nach Außen sich immer weiter verbreitete, so wuchsen innen in seinem Herzen flammender Stolz und ungebärdiger Ehrgeiz. Von so vielen Siegen aufgebläht, drängte ihn ungestümer Thatendurst. Seiner Herrschsucht regierte der Vater zu lange und sein Hang zu Prunk und Verschwendung brachte häufige Zerwürfnisse. Längst trug er mit Unwillen die väterliche Gewalt, und nur zu bald kam es zum offenen Bruche zwischen Sohn und Vater. Den Besitz der in neuerlicher Fehde eroberten Burgen und Vogteien hatte sich Adolph gesichert und dieselben durch seine Günstlinge befehligt. Gänzlich aber Herr im Lande zu werden, überfiel er den greisen

Vater, führte ihn gefangen davon und ließ ihn auf der Feste Neuenberg bei Lindlar von gewissenlosen Günstlingen bewachen. Dann maßte er sich des Herzogtitels, der Regierung an, ließ sich förmlich huldigen und das Gerücht verbreiten: „Dem alten Herzoge thue Geisteschwachheit halber Bewachung Noth.“ — Viele glaubten dies oder schmiegeten sich den Verhältnissen; Andere aber schrieten über widernatürlichen Frevel, über Versündigung gegen die heiligsten göttlichen und menschlichen Geseze und riefen Strafe herab auf den pflichtvergessenen unnatürlichen Sohn. Sie Strafe aber zögerte noch lange. Das Freigericht, die Wesme regte sich zwar und drohte, Adolph aber verlachte die Drohung und die Wissenden scheueten des Herzogs Macht und Kühnheit, sowie alle seine Nachbarn durch die neulichen Siege waren eingeschüchtert worden. Der Kaiser Ruprecht aber war zu fern und der war mit Reichsangelegenheiten viel zu sehr beschäftigt, als daß er den bösen Handel beizulegen vermocht hätte. Adolph schaltete hochehrent als alleiniger Herr im Lande; es war unter seinen Günstlingen und den Raufbolden ein großer Jubel, denn die wohlgesinnten Unterthanen, die dem alten Herzoge angehangen und ihren Unwillen laut werden ließen, verloren Nempter und Güter und wurden des Landes verwiesen. Die Folge lehrte, wie neben dem Frevel hier Adolph so unklug gehandelt. Seine Günstlinge erhielten Güter und Würden. Dem Unrechte schien der Sieg gesichert. Doch des Frevelers Glück hat nicht Bestand. —

Ein Ritter Heinrich von Uhr, Lehenträger und Vertrauter des Erzbischofs Friedrich III. von Cöln, auch Freund und früherer Waffengenosse Adolphs, hatte diesem, dessen Verschwendung weit über die von dem kargen Vater ausgesetzten Prinzengelder hinaus reichte, eine bedeutende Summe Geldes vorgestreckt und die fürstliche Versicherung von ihm erhalten, daß er, sobald er zur Regierung gelangt, diese Summe mit Dank und Zinsen zurück erstatten werde. Jezo kam Herr Heinrich von Uhr und erinnerte den jungen Herzog an Schuld und Zusage. Da aber erbotere dieser, nannte Herrn Heinrich einen Krämerdiener, einen Pfaffenschmeichler und vermaß

sich hoch und theuer, ihm keinen Heller jener Schuld zu erstatten. Drauf pflog der beschimpfte Ritter mit dem Erzbischofe Friedrich Rath, wie er sich rächen und zu dem Seinigen gelangen könnte. Auch der Erzbischof war dem jungen Herzoge gram und ging seinem Lehnanne gerne zu Handen. Bei der zweideutigen Gesinnung aber, die in Berg für Adolph herrschte, fand dessen Feind ein leichtes Spiel. Durch geheime Anhänger des alten Herzogs erfuhr er bald die Gelegenheiten des Neuenbergs und erhielt einen Nachschlüssel zu dessen Verliese. Mit mehreren Gesellen in Mönchskutten vermunmt geleitete er eine vorgeblich klösterliche Weinfuhr hart am Neuenberge vorbei, nachdem er der dortigen Besatzung eine verstellte Kundschaft davon zugewehet hatte. Die räuberischen Schloßwächter nahmen (so wollte es Herr Heinrich) die Fässer hinweg und thaten sich ein Uebriges gütlich an dem mit betäubenden Pflanzensäften vermischten Weine. Mit dem dunklen Novemberabende sank auch tiefe Nacht auf die Augen der betrunkenen Neuenberger. Verrath am neuen unrechtmäßigen, Anhänglichkeit für den alten Herzog öffnete dessen Kerker. In Mönchstracht auf bereit gehaltenen Rossen trabten die nächtlichen Flüchtlinge unaufgehalten bei Monheim an den Rhein. In der Frühe fuhren sie dort hinüber und kamen nach Zons, wo der Erzbischof ihrer harrete, den Herzog Wilhelm gar wohl empfing und ihm zum Solde der Befreiung das feierliche Versprechen abnahm, die Schuld seines Sohnes an den Ritter Heinrich von Uhr zu bezahlen. Da war großer Jubel in der Reichsstadt Cöln, denn die Bürger hatten gerechte Ursache den Herzog Adolph zu hassen, der ihnen mit Fehden und Belagerungen also lästig gefallen. Sie hätten ihn um Alles gern aus der Nachbarschaft gewußt, weil sie sich auch forthin nichts Gutes von ihm zu versehen hatten. Mit dem alten Herzog Wilhelm waren sie beständig befreundet gewesen, von ihm hatten sie nichts zu fürchten, und sie hofften denselben an Adolphs Stelle wieder im Regimente zu sehen. Drum holten sie wie in einem Triumphzuge den alten Herzog in die Stadt, dem auch der Erzbischof mit seinen Prälaten das Geleite gab, sie hielten ihn hoch in Ehren und

bewirtheten ihn aufs köstlichste, wie es einem so hochgeborenen Herrn ziemte, während man Spottlieder dichtete auf den ungerathenen Sohn und diese, wie damals gebräuchlich, an allen Straßenecken mit Schalmeien, Bungen und Bassungen absang. Solcher Spottlieder, auch von Adolph, haben sich bis jezo noch viele erhalten, und es ist diese alte Sitte ein unzweideutiger Beweis, wie sehr die Untugend der Fürsten das Volk empörte. Dies Biedersingen blieb lange Zeit hindurch eine Art von Sit tengerecht, das seine gute Wirkung niemals verfehlte. —

Adolph wüthete, als er des Vaters Flucht vernahm; er strafte die Wächter zu Neuenberg am Leben, vertrieb viele Edlen, die er für heimliche Anhänger des Herzogs erkannte, aus dem Lande, ließ auch seine Mutter, die ihn mit Vorwürfen verfolgte, über den Rhein bringen und vermaß sich, sie wie den Vater stets ferne zu halten. Doch die entrüstete Mutter, Anna von der Pfalz, des Kaisers Ruprecht Schwester, eilte hinauf gen Heidelberg und verklagte dort den Sohn bei ihrem Bruder. Adolph kam in die Reichsacht und diese wurde zu Eöln, Neuß und anderen Städten gar bereitwillig verkündigt und an allen Straßenecken abgesungen. Als aber die Eölnier die Reichsacht mit Wassengewalt zu vollziehen und den Geächteten aus dem Nachbarlande zu vertreiben versuchten, da fanden sie ihn also auf der Hut, daß sie mit Schaden und Schimpf wieder abziehen mußten. Doch des Geächteten Oheim, der Graf von Cleve, legte diese mißliche Angelegenheit vergleichsweise bei. Der junge Herzog kam (1405) aus der Acht und theilte das Herzogthum mit seinem Vater, so daß dieser das Land südlich von der Wupper, Adolph aber die andere Hälfte zwischen Wupper und Ruhr nebst der Grafschaft Ravensberg erhielt. Der alterschwache, tief gebeugte Vater kam wieder über den Rhein und lebte in lässiger Ruhe auf seinem Schlosse Bensberg voll Kummer über den, dessen jugendliche Heldenthaten ihn zu so schönen Hoffnungen berechtigt hatten. Adolph ließ es auch jezt noch an Kränkungen gegen seinen Vater nicht fehlen und den Städten, die jene Reichsacht so freudig aufgenommen hatten, schwur er ewigen Haß. Auch des Vaters Be-

freijung gedachte er den Cölnern einzutränken. Offen durfte Adolph nicht auftreten, weil er die ihm ungünstige Stimmung der Fürsten in Erfahrung gebracht und drum unterstützte er die Feinde der Stadt, die auf ihren eigenen Namen handelten, mit Geld und Leuten. Ein Ritter Arnold von Dufft, der in der Nähe von Ratingen haufete und dessen Vater von den Cölnern war umgebracht worden, Erbfeind der Stadt, handelte besonders in Adolphs Plan. Arnold sandte der Stadt und dem Erzbischofe einen Abfagebrief, sammelte einen großen Haufen von kühnen Räubern um sich, machte die Straßen unsicher, nahm Schiffe weg, verbrannte die Rheimmühlen und that der Stadt großen Schaden mit Rauben, Brennen und Morden. Sogar bis dicht vor die Mauern der Stadt trieb Arnold nächtlich sein Umwesen mit Verwüstung der Gärten und beraubte sogar das Nonnenkloster Mochteren, das auf dem jetzigen Ziegelfelde lag. Obwohl Adolph, um den Verdacht einer Theilnahme an dieser bösen Fehde abzuwälzen und die Freundschaft der Fürsten zu gewinnen, nach Mainz gezogen war, wohin Kaiser Ruprecht einen Reichstag ausgeschrieben hatte, so wußten es die Cölnner doch zu wohl, wer diese Händel angesponnen hatte, sie waren der Vergeltung bedacht, und sandten den beiden Herzogen von Berg, denen auch Adolphs jüngerer Bruder Wilhelm, der Bischof von Paderborn beistand, den Fehdebrief. Als an Adolph diese ihm willkommene Botschaft kam, saß er mit mehreren hohen Herren, lustigen Zechgenossen in der Herberge zum gekrönten Helm, der Würfel und des Weines nur zu sehr bedacht, denn in dem Spiel, das ihm anfangs günstiger, hatte er durch Trunk betäubt, Rosse und Kleinodien verloren, und dazu kam er durch die Nachricht, daß die Cölnner ihn unterwegs aufzuheben trachteten, in große Noth, die Heimath zu erreichen, wo seine Anwesenheit doch so dringend erheischt wurde. Doch die fürstlichen Zechgenossen, der Städter Feinde, sprangen ihm hilfreich bei und versahen ihn mit aller Nothdurft. Sie gaben ihm ein Roß und eine Mönchskutte, kleideten auch seinen Begleiter darein und halfen ihm über den Tannus und den Westerwald gegen das Ravensbergische

hin, weil ihm das Rheinthal unsicher gemacht war. So flüchtete Adolph, der Schrecken der Städte, nur von einem Mönche begleitet, ohne Waffen als friedlicher Mönch und ängstlich der Entlarvung, wie ehemals sein Vater furchtsam vor ihm entflohn. So flüchtete Adolph, während seine Knechte das Zeug der verspielten Rosse den Rhein hinunter traurig nachtrugen, um damit ihre Zechen und Herbergen bis in die Heimath bezahlen zu können.

Doch die Eölnler warteten des Herzogs Wiederkehr nicht ruhig ab. Mit großen Gewaltthaten zogen sie über den Rhein, drangen verheerend bis Ratingen vor, eroberten und verbrannten die dortige Vorstadt, erstürmten und schleiften die Burg Arnolds und verheerten alle dessen Güter. Dann nahmen sie Solingen ein, raubten allenthalben bis Wipperfürth, und gewannen auch diese Stadt. Allein während sie sich dort gütlich thaten, schoß der Vogt Krubel von dem Schloß aus Feuerpfeile in die Stadt, daß sie gänzlich abbrannte (Mai 1406) und die Eölnler, wie ehemals die Berger in Siegburg, mit den Einwohnern abziehen mußten. Zehn Tage hatten die Eölnler ungestraft also im Herzogthume gehauset, da hatte der heimgekehrte Adolph sich in Ravensberg aufs eiligste gerüstet und zog mit sieggewohntem Heerbanne heran. Doch ehe er die Feinde erreichen konnte, waren sie mit ihrer Beute über dem Rheine und in Sicherheit. Auch dahin folgte ihnen der kühne Adolph und ängstigte sie zu einem ihm vortheilhaften und ehrenvollen Frieden (September 1406), gemäß welchem Erzbischof Friedrich den Ritter Arnold von Dafft zum Amtmanne über Arensberg setzen und die Stadt den neuen Raub und Schaden erstatten mußte. Nachdem diese Sühne beschworen war, kam Adolph nach Eöln, feierte dort auch das Christfest und schien der früheren Feindseligkeit gänzlich vergessen. Das ganze folgende Jahr hindurch befand er sich im Gefolge des Kaisers, seines Oheims und half ihm und dem Herzoge Reinold von Geldern gegen Brabant, wodurch er des Ruhmes nicht wenig erwarb und zugleich stieg in der öffentlichen Meinung, die bisher nur gegen ihn sprach. — Am 23. Januar des Jahres 1408 schloß Herzog Wilhelm I. sein

kummervolles Leben und Adolph gelangte forthin in den alleinigen Besitz des Landes.

Jetzt durfte Adolph gänzlich nach wilden Leidenschaften schalten und hob die Fehden wieder an; doch seines mißhandelten Vaters Fluch ward offenbar. Obwohl meistens Sieger im Streite gereichte dieser doch zu des Landes Schaden. Im Verfolge der Geschichte drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß nach einem solchen Vergehen, wie Adolph an seinem Vater beging, Niemanden etwas Gutes mehr gelingen könne, und daß über dem Frevler ein dunkles strafendes Geschick schwebt, das alle Früchte seiner Talente und Bemühungen zernichtet. — Merkwürdig widersprechend sind die Chronisten, wo sie Adolphs Charakter zu würdigen bemüht sind. Während die einen seine Heldenthaten preisen und ihn einen edlen widerben Herrn nennen, tadeln die Anderen alle seine Handlungen, schelten ihn ungerecht, blutgierig, und wortbrüchig. Beide haben gewiß im Einzelnen Recht, denn der Leidenschaftliche, mag er noch so gute Eigenschaften besitzen, wird oft aus deren Bahn gerissen und durch die Zeitumstände und Adolphs Erziehung und nähere Verhältnisse, wozu besonders der durch seine Verschwendung herbeigeführte beständige Geldmangel gehört, machen manchen Vorwurf erklärlich und mildern ihn. Das in gegenwärtigem Werke bereits erwähnte Fragment der zu Bensberg von dem Hauskapellan Adolphs geschriebenen Chronik sagt hierher bezüglich: „he was eyynn stoltz schoyn man, eyynn stadeliche Ruyter jnd guetliche frünt unbedectich jnd gnedentlich; mer he was eyynn boyse viant, denn die stede jnd Heren alziit forehten. Mann sach inn stetz tzo perde jnd up schaden was syn Gesinnen alziit, he was meglich jachtzornigh jnd syn tzornen stund ime gar mennlich, datz es eyynn wonder tzo syn was alsus eyynn lew inn grimmen. mer he was wederumb vredeliche jnd guetliche tzo spreken jnd mildeliche tzo denn armen jnd wysen alz tzo der helligin kirch tzo eren des almechtighen gotz jnd der guden sent Marien wi sulches eyynn getzüchnis is by vil Luyden.
Leider scheint Letzteres nur auf spätere Zeit anwendbar,

als so viele widrige Schicksale des Helden Ungestüm gebrochen und Schaden ihn belehrt hatte. Vorab erscheint er nur als ein ungeschlachter, rücksichtslos leidenschaftlicher Krieger, der überall einen Anlaß suchte, seiner Fehdelust zu genügen. —

Die ersten sechs Jahre hindurch, nach Adolphs alleiniger Regierung in Berg, kam es zu keinem bedeutenden Kriege. Er schlug sich meistens in kleineren Fehden herum, gab und besuchte Gelage, Ritterspiele und war oft im kaiserlichen Gefolge. So focht Adolph besonders in Westphalen und in Brabant und hielt sich, nachdem sein Oheim Ruprecht (19. Mai 1410) gestorben, lange im Gefolge des Kaisers Sigismund, den er zur Huldigung und Krönung begleitete, welcher ihn überaus freundlich gesinnt war und ihn in Rücksicht auf den vorigen Kaiser immer seinen freundlich lieben Oheim nannte. Als zur Abstellung so vieler kirchlicher Irrungen und namentlich auch der dreifachen Päplichkeit das Concil zu Costnitz (1414) zusammen berufen wurde, und aus der ganzen Christenheit Fremde dort zusammen eilten, so daß über 30,000 Pferde und mehr als 100,000 Gäste dort gezählt wurden, befand sich auch Adolph im Gefolge des Kaisers, welches aus 1000 adeligen Personen bestand, Alle durch prachtvolle Rüstung ausgezeichnet. Die Ursache dieses Zusammenströmens war die Neugier: endlich einmal zu erfahren, wer von den drei Päpsten, die sich gegenseitig verfluchten, das eigentliche Oberhaupt der Kirche sei; die Folge des Zusammenkommens aber war bei Fürsten und Herren große Verschwendung durch Pracht und Aufwand, durch Spiele, Gelage und jederlei Ausschweifungen, wobei Adolph wie gewöhnlich nicht der hinterste blieb, und wodurch ihm denn manche Pfandschaft zugezogen wurde. Doch aus friedlichem Jubel rief es ihn bald wieder zu Rossen, Lanzen und feindlichem Schwertgeklirr. Eine größere und ernstere Fehde als er je ausgefochten, entspann sich in der Heimath. Es galt nichts Geringeres als das Erzbisthum Eöln. —

Die dem Erzstifte nachbarlichen Fürstenhäuser kannten zu wohl den vortheilhaften Einfluß, den ein günstig gesinnter Bischof auf ihre Lande übte, und suchten daher

mit der größten Eifersucht jede neue Wahl ihrer Familie zuzuwenden. Seit vielen Jahrhunderten hatte ein solcher Kampf zwischen Berg, Jülich, Wied, Mark, Cleve, Geldern, Mörs u. A. heimlich und offen gewährt; weder Bestechungen, noch Drohungen waren gespart worden und oft hatte das Blut sogar tausende Schwerter deshalb geröthet. Diese Ränke, diese Kämpfe wiederholten sich, als nach Friedrichs III. von Saarwerden Tode (1414) das Domkapitel zur neuen Wahl schritt und bergische und mörsische Gelder und Versprechungen die Wähler theilten. Herzog Adolphs Bruder, der Bischof Wilhelm von Paderborn, erhielt die meisten Stimmen und glaubte sich schon im Besitze des erzbischöflichen Stuhles, als des Papstes Gunst dem in Rom anwesenden Grafen Dietrich von Mörs das Pallium ertheilte. Dies war dem Herzog Adolph eine erwünschte Gelegenheit zur Fehde und er vermaß sich, den Bruder auch ohne Papst und Pallium auf dem Erzbischofsthule zu schützen. Beide Partheien suchten Verbündete und Wilhelms Sache schien anfangs günstig, weil die Stadt Cöln sich für ihn erklärte. Doch auf Drohung des päpstlichen Legaten wandte sich diese Dietrichen zu und Wilhelm kam aus dem Besitze. Da gab es diesseit und jenseit des Rheines viele blutige Händel. Adolph gedachte Siegburg zum Hauptwaffenplaz zu machen, und wollte es Dietrichen, der dort mit großer Heeresmacht lagerte, abgewinnen. Da kam es nach vielen kleineren Neckereien auf der Wahner Haide (17. Juli 1415) zu einer blutigen Schlacht, welche die Sache entscheiden sollte. Auf beiden Seiten wurde mit großer Erbitterung gefochten, lange schwankte der Sieg, bis er sich endlich für die Bergischen zu entscheiden schien. Herzog Adolph, seines Triumphes gewiß, machte mit seinen Rittern eine verstellte Bewegung, um dem weichenden Feinde den Rückzug abzuschneiden. Dies gewahrte der Führer der bergischen Reifigen, Krubel geheiß, er hielt es für Flucht und machte sich mit 400 Rossen eiligst aus dem Staube. Das machte dem bedrängten Feinde Lust und entmuthigte und schwächte die verbündeten Berger und Clever so, daß sie zu weichen begannen und mit vielem Verluste

das Schlachtfeld räumen mußten. Zwar stellte Adolph die Ordnung wieder her, daß der Feind keine Verfolgung wagte, allein der Abend machte dem Kampfe ein Ende, der Tag war verloren und siegesfreudig in hellem Triumphzuge brachte der Erzbischof Dietrich die erbeuteten Fahnen nach Cöln und ließ sie über dem Dreikönigsthore des Domes als glorreiche Trophäen aufstellen. Dies war der St. Alexiustag (17. Juli 1415), nach so vielen Siegen für Berg eine große Schmach, mit welcher die Bergischen noch lange in Liedern verhöhnt wurden. *) Der Erzbischof Dietrich aber, der die bergische Kriegsmacht im offenen Felde zernichtet glaubte, gedachte auch die feindlichen Burgen zu brechen. Vor allen hatte er's auf das nahe Mühlheim abgesehen und bauete jenseits die Kieler Burg mit vielen Wurfmaschinen. Doch die Entfernung, die Breite des Stromes machte die Geschosse unwirksam und an tapferer Gegenwehr ließ es die Besatzung zu Mühlheim nicht fehlen. Da ließ der Erzbischof ein großes niederländisches Frachtschiff mit Brustwehren und Belagerungszeuge zu einer beweglichen Festung, die er den Quälghö bezeichnete, ausrüsten und wohlbemannt vor Mühlheim anfahren. Allein diese List fruchtete nicht, der Quälghö ward so übel empfangen, daß er hart beschädigt aus dem Kampfe fliehen mußte.

Einige Tage darauf, an einem heißen Tage des Monats August, kam der Mühlheimer Pastor, Billig mit Namen, nach Cöln und sah, daß die Mannschaft der schwimmenden Festung in einer Badestube am Frankenthore ihres Leibes pflegte, und der Quälghö ohne Bewachung am Werfte liege. Da trat der Pfarrer freundlich herzu, badete sich, scherzte mit den Kriegsleuten, ließ Wein holen und machte sie berauscht. Sodann schlich er heimlich hinaus und eilte mit Botschaft des Obigen nach Mühlheim, auf daß man komme und sich des Schiffes bemächtige. Schnell waren da die Bergischen zur Hand, fuhren auf Rähnen zum Quälghö, nahmen dessen

*) Alex ist noch jezo ein Hexwort zum Streit, sogar für Hunde.

Geräthschaften und klappten schon die Ankerseile, als die gewanten mörsischen Wächter die Harnische über den nackten Leib warfen und sich grimmig zur Wehr setzten. Blut färbte das Schiff, der mörsische Befehlshaber und vier seiner Knechte fielen; die Bergischen verloren einen Herrn von Nesselrath und drei Lanzenknechte. Doch würden sie des Schiffes mächtig geworden sein, wenn nicht Nachricht gekommen, daß der Erzbischof selber mit großer Schaar heranziehe und verlange, daß man ihm zum Angriffe das Thor öffne. Damit aber zögerten die Reichstädter, bis die Bergischen sich in Sicherheit geflüchtet hatten. Obwohl aber die Eölnner, eiferfüchtig auf ihre Gerechtsame und dem Erzbischofe wenig Ruhm gönnend, dem Kampfe nicht nur ruhig zugeschauet, sondern auch den Ueberfall verhindert hatten, so konnten sie doch nicht unterlassen, den Fliehenden allerlei Spotttrufe darüber nachzusenden, daß sie das bekämpfte Schiff am Werfte lassen mußten, was denn manche Kauferei brachte, in deren Folge die Feste Deuz (am Charfreitage 1416) gänzlich niedergebrannt wurde.

Herzog Adolph hatte sich jetzt aufs beste gerüstet, so daß er die neuliche Schmach auf der Wahner Haide auszumergen hoffen durfte. Mit 6000 Reifigen und zahlreichen Lanzenknechten setzte er über den Rhein, schlug den Erzbischof mit all seinen Bundesgenossen, plünderte und zerstörte Alles umher bis an die Wille und brachte des Raubes viel in die Heimath. Dies war (so sagt die Eölnner Chronik) der herrlichste Ritt, der je in Fehde gesehen. Kaum aber hatte Adolph bei bevorstehender Erndte seine Schaar aus einander gehen lassen, da überzog Erzbischof Dietrich von Deuz aus die bergischen Fluren, erschlug das Landvolk und zündete Dörfer und Getreidfelder in Brand. Eben war er beschäftigt, die Burg Rath unterhalb Bensberg zu gewinnen, als Adolph (12. August 1416) ihn ereilte und zu einer so verwirrten Flucht nöthigte, daß der geharnischte Erzbischof nur durch die Schnelligkeit seines Rosses der Gefangenschaft entkam. Hierauf wagte er keinen Einfall mehr ins Bergische. Ueber zweihundert Mannen hatte Adolph gefangen und er ließ den Erzbischof wissen, daß er diese

Mordbrenner alle würde hinrichten und die Stadt Cöln in Brand stecken lassen, wenn diese den Schaden der Verheerung nicht büße. Doch entließ er die ersteren gegen großes Lösegeld und zur Vollziehung der anderen Drohung brachte er durch Geld und Versprechen drei Buben dahin, daß sie nächtlich Feuer in der Stadt anlegten, wodurch auch vier Häuser abbrannten. Doch die Brandstifter wurden von den Bürgern ertappt, zum Geständnisse gefoltert, lebendig verbrannt und ihre Reste auf einem Brette gegen das bergische Ufer hin vom Werste abgestoßen, wobei ein Zettel: „Die des morthbrennen gaven, den raît, Den senden wir dit gebrait. Erst am 17. Juni 1417 kam durch die Vermittelung des Kaisers Sigismund eine Versöhnung zu Stande, welche durch eine Heirath noch mehr befestigt werden sollte. Bischof Wilhelm von Paderborn trat aus dem geistlichen Stande und heirathete des Erzbischofs Nichte, Anna von Teffenburg, eine Schwester des Grafen Friedrich von Mörs; er übergab Dietrichen sein Bisthum Paderborn, entlagte zu dessen Gunsten den Ansprüchen auf das Erzstift und erhielt von seinem Bruder die Grafschaft Ravensberg zum Eigenthum. Von der Stadt Cöln und dem Erzbischofe erhielt Adolph eine große Summe Geldes und eine Menge Eide wurden allseitig geschworen. Doch die Schleichung der Festen Deutz, Kiel, Mühlheim und Monheim, welche Bedingung der Kaiser Sigismund besonders auf den Antrag der Cölnner Bürger gestellt hatte, fand Widerspruch und würde die Kriegsfackel aufs Neue entzündet haben, wenn nicht des Kaisers fernere Vermittelung dazwischen getreten wäre, gemäß welcher die Stadt Cöln die Kosten des Abbruches übernahm. Da eilten die Bürger freudig hinaus und zerstörten gemeinsam die nachbarlichen Zwinger, die sie so vielfach gefährdet hatten.

So war denn Friede mit Cöln und Mörs, aber im Lande Berg scholl wieder das Getümmel kriegerischer Rüstung. Herzog Adolph, jetzt Wittwer, hatte zur Ehe gehabt Yolande, die einzige Tochter des Grafen Robert von Baar und mit derselben einen Sohn, Robert,

gezeuget. Nach des Großvaters Tode (1418) war Robert rechtmäßiger Herr der Grafschaft, allein die benachbarten Votharinger hatten, zu keiner friedlichen Abtretung gewilligt, das Land in Besitz genommen. Da rüstete sich Adolph aufs beste und zog mit 4000 Helmen hinaus zur Eroberung der Erbschaft, schlug auch die Feinde in mehreren Treffen und eroberte viele Burgen. Allein die Verheerung des Landes, damalige Fehdeweise, brachte Mangel an Lebensmitteln, die Rosse fielen in Seuchen und die Keisigen erkrankten durch den Genuß des wilden Honigs. Adolph mußte sich mit vielem Verluste wieder zur Heimath wenden. Hier ließ er seinen Unwillen über das Mißlingen des Zuges zuerst an der Stadt Cöln aus, deren Magistrat ihm eine Anleihe zur neulichen Kriegsrüstung abgeschlagen hatte. Durch seinen Dienstmann, den vielberücktigten Krubel, ließ er die Rheinnmühlen verbrennen und übte manchen anderen Schaden. Als aber Erzbischof Dietrich sich mit mehreren Fürsten zur Unterdrückung der Stadt verbunden hatte, versprach der Magistrat Adolphs große Summen, wenn er der Stadt Partei nehme, und er, dem es stets an Gelde gebrach, folgte der lockenden Aussicht, solches zu gewinnen. Er fiel mit den Bürgern, uneingedenk des beschworenen Friedens, in das Erzstift ein, schlug den Erzbischof, erstürmte das zum Schaden der Stadt wieder befestigte Schloß Worringen, schleifte es und plünderte in Dörfern und Städten. *) Kaum war diese Fehde durch gütlichen Vergleich beigelegt, so schloß sich Adolph (1420) einem Kreuzzuge gegen die Hussiten an, zankte sich aber schon unterwegs mit den verbündeten Fürsten und zog wieder heim, wo ihm die jülichische Erbschaft, die ihm nach dem Tode seines Oheims, des Herzogs Reinold III. von Jülich und Geldern anerfallen, neue Händel brachte. Sechs volle

*) Adolphs Kriegskunde bewies sich hier auch durch die Anlegung von Bollwerken zum Vortheil der Stadt, welche die Cölnner Chronik genauer beschreibt. Auch ließ Adolph der Stadt seine große Büchse, das erste Geschütz, das auf Cölnischen Wällen donnerte.

Jahre hindurch stritt er mit Cleve und Geldern um den Besitz des Herzogthumes, bis er ihn endlich errang und ein Waffenstillstand zu Stande kam. Durch solche Machtvergrößerung ermuthigt gedachte er ernstlich wieder an die Eroberung der Grafschaft Baar. Im Frühjahr 1424 brach er dorthin auf. Seine Rüstung war ausgezeichnet und glänzend. Der Ruhm des Helden und sein Kriegsglück rief Nahe und Entfernte zu seinen Fahnen. Sechstausend Reiter folgten ihm, worunter fast tausend Ritter mit prächtigem Zeuge und trefflichen Rossen. Die Kriegsfahrt glich einem Feierzuge. Der Spielleute war eine große Schaar und ein jeder that das Beste, sich recht zu zeigen auf der abenteuerlichen Fahrt. Der Feind wurde geschlagen, die Burgen erobert, das Land huldigte dem Herzog Adolph und seinem Sohne Robert. Da gab es lärmende Siegesgelage und prächtige Waffenspiele. Die fremden Ritter zogen, durch Adolphs Freigebigkeit erfreut, da kein Feind mehr zu schlagen war, anderen Fehden zu und Adolph und Robert blieben mit ihren Zülichern und Bergischen zurück, um die Verwaltung der neuerworbenen Provinz näher zu ordnen. Adolph glaubte nach so viel herrlichen Siegen sich gesichert im ruhigen Besitze, als er eine Dalila fand, die ihn der Heldenlocken beraubte. Sorglos durchstreifte er in Jagden und anderen Vergnügungen das schöne Land und Wittver und Freund des schönen Geschlechtes zog er auf nächtliche Abenteuer umher. So hatte er unter andern auch mit einer schönen Nonne einen Liebeshandel angeknüpft, aber zwei bergische Edelleute, die er jüngst seines Vaters wegen aus der Heimath vertrieben hatte und die, jetzt auf Rache lauernd, all seinen Schritten folgten, kundschafteten die Gelegenheit und verriethen ihn der Abtissin. Diese unterhandelte mit dem Feinde und so wurde er zur Nachtzeit, wie der Marder im Laubenschlage, aufgehoben und von den erbitterten Votharingern durch Strauch und Dorn davon und nach Nanzig geschleppt. *) Die führerlose Schaar

*) At dum nocte quadam intromissus in coenobium cum sacratis Deo virginibus inter saltus amplexaque tran-

konnte sich nicht halten, Baar ging verloren und Adolph mußte seine Freiheit durch Verzichtleistung auf das Land und durch theures Lösegeld ertausen.

Doch während Adolph bemüht gewesen, seine Macht durch entfernte Ländergebiete zu vergrößern, kam er in Gefahr, sein schwererworbenes Herzogthum Jülich wieder zu verlieren. Obwohl Adolphs Erbrecht auf dies Herzogthum die Ansprüche Arnolds von Geldern weit überwog, so hatte Adolph doch selbst unter den Jülich-schen Adeligen viele Gegner. Die Stimmung war wenigstens getheilt, und darum benutzten Arnold von Geldern und der Herzog von Cleve die Abwesenheit des Herzogs Adolph, sich in Besitz des ganzen Landes zu setzen. Schon hatten sie mit großer Heeresmacht das ganze flache Land eingenommen und viele feste Plätze erobert, als der wieder in Freiheit gesetzte Herzog von Berg seine ganze Streitmacht sammelte, die Räuber zu vertreiben. Das ganze Frühjahr 1425 hindurch dauerte diese Jagd, Adolph säuberte nicht nur sein Erbe von Feinden, sondern schaltete mit 5000 Reifigen so gar übel in den Landen Cleve und Geldern und Mark, daß es bald zu einem für ihn vortheilhaften Frieden kam und Kaiser Sigismund belehnte Adolphen feierlichst mit Jülich und Jütphen am Donnerstage vor Pfingsten des Jahres 1425; Geldern aber, das Adolph gleichfalls zu gewinnen trachtete, blieb dem Grafen Arnold.

Erzbischof Dietrich hatte dem Herzog Adolph in letzterer Fehde manchen Vorschub geleistet und dies befestigte die Freundschaft zwischen beiden Nachbarn dermaßen,

sigit, obrutus captusque jus suum omne resignare co-
actus fuit etc. sagt Schaten lib. II. p. 544. Auch in
einem altbergischen Volksliede hat sich diese Begebenheit
noch bis heute erhalten. In der Sammlung von Kretz-
schmer, Berlin 1838, lautet dasselbe:

„Verstolen geht der Mond auf,
Blau blau Blümelein!

„Die Klosterzelle thut sich auf
Rosen im Thal Mädchen im Saal
O schönste Rose! u. s. w.

daß Dietrich forthin für den Vortheil des Herzogs sehr besorgt war. So vermittelte er im Jahre 1426 eine Heirath zwischen Adolphs Sohne Robert und Maria, der einzigen Tochter des Herzogs von Geldern, wodurch Adolph das Land Geldern zu gewinnen trachtete, indem der Herzog keine Hoffnung hatte, einen Erben zu erhalten. Die Hochzeit wurde in Cöln mit großer Pracht gefeiert und der Erzbischof selber vollzog die Trauung. Doch Robert starb schon drei Jahre nachher, ohne Kinder zu hinterlassen, noch vor seinem Vater.

Die Jahre 1426 bis 1428 waren die friedlichsten, die Berg unter Adolphs Regierung gesehen. Doch die Erschöpfung des Aarars, nicht Friedfertigkeit gebot diese Ruhe, und Adolph, der sich damals meistens in Düsseldorf aufhielt, verschönerte das dortige Schloß und die Collegiatkirche, um sich auf andere Weise zu verewigen. So ließ er auch einige Jahre nachher, wie er selbst sagte, dem „guten Sanct Johann zu Liebe“ die Kirche zu Burg mit 12 Gulden wieder herstellen. — Im Jahre 1428 starb Wilhelm von Ravensberg, früher Bischof zu Paderborn und Adolph eilte dorthin, sich von den Ständen der getreuen Grafschaft zum zweiten Male huldigen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit gab er, ein Freund des Weines und kostspieliger Gelage, den Ravensbergischen Edlen und seinem aus 200 Rittersn bestehenden Gefolge einen Schmaus, wofür er dem dortigen Amtmanne 2901 Mark 3 Schilling 6 Pfennige schuldig bleiben mußte — eine für damalige Zeit sehr bedeutende Summe, die er laut Verschreibung von den nächsten Landeseinkünften einzuholen erlaubte. So schlimm war es damals mit dem Finanzwesen bestellt und zumal waren durch Adolphs Fehden dessen Einkünfte so unzulänglich, daß fast alle Gefälle, ehe sie noch eingingen, zur Deckung der Schulden angewiesen werden mußten.

Als im Jahre 1429 der Herzog von Geldern starb, gedachte sich Adolph auch dieses Landes zu bemächtigen, allein während er mit dem Herzoge von Cleve um den Besitz desselben kämpfte, erwählten die gelderischen Stände einen Junker Egmont, Herrn zu Arkel, zu ihrem

Grafen, und beide Herzoge erlangten den Zweck ihrer Fehde nicht. Diese Fehde selber aber wurde zu beiderseitigem Schaden mit großer Erbitterung fortgeführt und obwohl der Herzog von Cleve von drei bergischen Edelleuten war gefangen worden, so nahm der Krieg doch kein Ende, weil der Herzog von Cleve lieber in Gefangenschaft verharren, als die ihm nachtheiligen Friedensbedingungen eingehen wollte. Die vielen Kriege jedoch, die Adolph führte, hatten seine Lande so kläglich verwüstet und die Unterthanen also belästigt, daß die Zülicher einem so kriegerischen Herrn nicht länger mehr dienen mochten. Sie sagten ihm den Gehorsam auf und riefen die Gelderer ins Land, daß sie dasselbe gewinnen und vor den Bergischen schützen sollten. Egmont von Geldern fiel daher (1433) in die Provinz ein, eroberte alle Plätze und trieb die dem Herzoge von Berg Ergebenen aus dem Lande oder warf sie ins Gefängniß. Darauf ließ er sich huldigen, nannte sich Herzog von Jülich und Geldern und ließ alle Landesmünzen umprägen mit seinem Bilde und obiger Devise. Adolph hatte weder Geld, noch Leute, um den eingekerkerten Feind zu vertreiben.

Damals hatte sich noch kein Steuersystem im heutigen Sinne gebildet. Die Einkünfte der Herzoge von Berg bestanden in dem Ertrage ihrer eigenen Güter und der Lehen, in den Gefällen des Zolles und anderer Regalien. Im Kriege zogen die Vasallen mit ihren Knechten den Fahnen zu auf eigene Kosten. Nur ausnahms- und bittweise sagten die Stände des Landes bei außerordentlichen Ausgaben ihren Regenten eine Summe Geldes zu, die nach Art der heutigen Steuer auf das Land repartirt und von den sogenannten Landpfenningmeistern erhoben wurde. Diese Abgabe jedoch wurde nimmer vom Herzoge ausgeschrieben, sondern auf sein Bitten aus besonderer Liebe zu ihm vom Lande verwilligt, woher sie auch Bede (Bitte) oder Liebniß genannt wurde, und bei jedesmaliger Erhebung derselben mußte der Landesherr die Versicherung geben und eidlich und schriftlich versprechen, daß ihm diese Bede aus besonderer Günst und nicht als fortwährendes jährliches Gerechsam zur-

kannt worden sei, und daß er nie mehr um ein solches Opfer anstehen werde. *) Was dann dem Regenten zur Erlangung notwendiger Summen als Mittel übrig blieb, war das Verpfänden der herzoglichen Güter und Gefälle. War aber, wie damals bei Adolph der Fall, Alles zu Verpfändende schon verpfändet, so mußte das Land, sollte geholfen werden, doch wieder mit Gestattung einer Bede hervorrücken. Zu Solchem aber war damals das Herzogthum Berg nicht gewilligt, oder so verarmt, daß es dieselbe zu leisten nicht vermochte, und Herzog Adolph kam in große Sorge, das Land Jülich verloren zu haben. Doch die Eölnner Bürger, all das Böse vergessend, das Adolph in jungen Tagen an ihnen geübt, bios eingedenk seiner Hülfsleistungen gegen den Erzbischof und aus deutschem Gefühl für des Herzogs gutes Recht in dieser Angelegenheit sprangen dem Bedrängten zur rechten Zeit bei. Mit ihrer Hülfe brachte er ein Heer von 4000 Reifigen und vielem Fußvolke zusammen. Noch einmal schmetterte seine sieggewohnte Heldenkraft die Feinde zu Boden. Die Gelderer sammt deren Verbündeten schlug er, wo sie sich nur außerhalb den Mauern zeigten; allein vier Jahre gingen darüber hin, bis er sich in dem ruhigen Besitze des Landes gesichert sah, und im December des Jahres 1436 wurde ein vierjähriger Waffenstillstand geschlossen. Diesen Frieden hatte beiden Parteien die Noth geboten, denn in den langwierigen Fehden hatte Geldern sowohl, als Berg alle Burgen und Güter verpfändet; für viele Jahre waren alle Landeseinkünfte in die Hände der Gläubiger übergegangen. Dabei hatten die Kaufleute die Straßen nicht benutzen können und das Land war kläglich verwüstet worden, überall begegneten Mangel und Elend. Besonders im Lande Jülich sah es kläglich aus; viele Landleute hatten sich zu Raubhorden

*) Merkwürdig, daß alle derartige Reverse auch die letztere Clausul enthalten; doch kümmerten sich die Herzoge nicht darum und baten das andere Jahr wieder und so fort, bis endlich eine jährliche Bede entstand unter dem Namen Steuer, deren Größe zu bestimmen aber bis zum Jahre 1806 bei den Landständen blieb. —

geschlagen, viele waren ins Bergische und Cölnische ausgewandert und wo noch jüngst Aecker reiche Früchte getragen, da sah man öde Wildniß um abgebrannte Wohnungen.

Adolph, jetzt bei vorgerücktem Alter, schauete mit Reue auf die blutigen Pfade, die er gewandelt. Gewissensbisse trieben den weiland ruhmstrahlenden Odysseus in den Schooß eines Klosters, wo er von mönchischen Bussübungen Heil erhoffte und Vergebung für das, was er an seinem Lande, an seinem Vater verbrochen. Die Jahre des Greises sind im Geiste der Kindheit näher als die des Mannes. Der Eltern Fluch schien ihn jetzt zu erdrücken. Schaam hielt ihn ab, in sein Land zu kommen, wo nicht zwei Burgen mehr unverpfändet waren; er hatte sich in dem Pataleonsstifte zu Cöln vor den Blicken der Welt verborgen. Ein solches war das Ende einer mehr als dreißigjährigen kampfvollen Regierung, dies das Ziel der ehrgeizigen Plane eines hochherzigen Fürstensohnes, dies die Erfüllung der Prophezeihungen, die ihn schon an der Wiege zum Helden erhoben.

Doch jetzt bewies sich erst recht die Unterthanentreue und Anhänglichkeit der Berger für ihr Fürstenhaus, wie auch das Gute, was die Ausschweifungen Adolphs endlich gefördert. Die Ritter, die Städte und das Land waren in Opladen an der Wupper zusammen getreten und hatten in der Abwesenheit des Regenten sich über des vermaisteten Landes Wohl berathen. Sie hatten ein für ewige Zeiten bindendes Gesetz entworfen, daß den bisher so tief empfundenen Forderungen zu steuern und der Willkühr leidenschaftlicher Regenten entgegen zu treten, diese Zusammenkunft der Stände alljährlich in Opladen stattfinden sollte; daß ferner ohne Bewilligung dieses Rittertages kein Herzog hinfort irgend eine Fehde anheben oder ein Gut und die landesherrlichen Einkünfte verpfänden dürfe. Solches und vieles Andere, was hinfort die Grundlage der bergischen Landesverfassung blieb, beriethen die Stände, legten es dem Herzoge vor, welcher es gut hieß und in allen Theilen für sich und alle Nachfolger zu halten beschwor. Dies wurde niedergeschrieben und das rothe Buch, das Ritterbuch, oder

das Opladner Ritterrecht genannt. Darauf schrieb man eine Bede aus, welche hinreichend war, die verpfändeten Domänen wieder einzulösen, und nachdem dies geschehen, holten die Ritter und Städte ihren Herzog in sein schuldbefreites Land zurück. Adolph kam, dankte den Unterthanen und versprach nochmals, daß weder er, noch einer seiner Nachfolger je eine Burg des Landes verpfänden sollte. Doch seine Thatkraft war gebrochen. Der Tiefgebeugte zog sich bald wieder in die klösterliche Einsamkeit zurück. Er starb im Kloster Sanct Martin zu Eöln am 14. Juli 1437 und wurde im Kloster Altenberg, in der Gruft seiner Väter beigesetzt. Doch über ihm, welcher all sein Leben den Frieden gestoben, stürzte auch die Halle des Grabes feindlich zusammen. Möge (wie die halbverloschene Grabschrift sagt) seine Seele ruhen in Frieden!

Die Müllerstochter.

(Aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.)

Hör' ich die Klosterglocken mit hellem Feierklang,
Der Athem will mir stocken, es wird mir weh und bang;
Und dächt mir das Geläute auch jetzt so trauervoll,
So denk' ich, wie's zur Freude mir noch vor Tagen scholl.

Dort waren dreißig Priester vereint im Mönchenschor,
Der schönste aller Mönche zum Liebchen mich erkor.
Der schönste aller Mönche, die sich dem Herrn geweiht,
Der hat so treu und innig mich arme Magd gefreit.

Wie manche Stunde haben in Lieb wir zugebracht,
Wie floß aus seinem Munde dann holder Rede Macht!
Wie hat er mich mit Gaben so liebevoll entzückt,
Wie war in seiner Nähe ich arme Magd beglückt!

Er hat die Pacht der Mühle dem Vater stets bezahlt,
Der schwieg drum, wenn die Tochter mit ihrem Buh-
len dahlt;
Der Mutter schenkt' er Kleider, dem Bruder Rock und
Schuh,
Mir bracht' er goldne Spangen und liebte mich dazu.

Doch als dies arme Würrchen mein Heimlichthum
verrieth,
Da war es, wo die Freude für mich von dannen schied:
Da führt' man mich zum Richter, dem rauhen harten
Mann
Zu sagen, was ein Mädchen gleich mir nicht sagen kann.

Der Richter sah so zornig, sein Auge sprüht den Tod;
Doch auf mein wahres Wörtlein da ward er stumm
und roth.
Ich sagt': „gestrenger Schultheiß, ich weiß noch Allerhand,
Wollt' man um Väter fragen, würd' oft Eu'r Nam' ge-
nannt.

Viel Mütter ohne Männer, die haben Euch verflucht —
Zu fluchen meinem Liebsten bin nimmer ich versucht.
Viel besser, als Ihr, Schultheiß, wohl mein Gemahl
mag sein,
Gab mir ihn auch die Welt nicht: vor Gott da ist er
mein!

So sprach ich vor dem Richter und weinte bis nach
Haus.
In Sündenhemd' und Strohkranz stand ich die Strafe
aus,
Und als ich an der Kirchthür' der Welt zur Schande
stand,
Kam meines Kindes Vater in weißem Mönchgewand.

Die Leute gingen höh'nisch vorbei an meinem Schmerz,
Der Mönch im Ordenskleide sank schluchzend an mein
Herz;

Die, der die Andern fluchten, nannt' er sein theures Lieb,
Er fluchte — seinem Vater, der ihn ins Kloster trieb,

Er fluchte — seiner Mutter, die ihn dazu be-
schwächt
Und fluchte der Gelübde, die er mit mir verlegt.
„Er redet irre!“ riefen die Mönche allesammt,
„Bringt weg den Tollen!“ heischte der Abt, von
Zorn entflammt.

Da rissen sie den Armen hinweg zu Kerkernoth,
Ich sah's, es war mir ärger als Folterpein und Tod.
Noch hört' ich lang sein Stöhnen (mir wähnt, noch hör'
ich's dort!)
Da trieb mit harten Hieben der rauhe Bogt mich fort.

Die Gassenbuben warfen mir Koth und Steine nach
Und schriean, was ich arme gequälte Magd verbrach;
Dahem mein Vater grollte zu manchem rauhen Wort,
Er gab mir schlimme Namen, trieb mich mit Schlägen
fort.

Mein Liebster in dem Kloster dem Leiden unterlag,
Zu seinem wunden Herzen da ward es nimmer Tag;
Des Klosters Thür erbrach er hinaus in wildem Lauf —
Tief in dem Klosterweiher hört' all sein Klagen auf.

Da irr' ich nun, ich Arme, so manchen Tag umher,
Von tiefem Leid zerrissen find' Lust ich nimmermehr;
Biel gute Leute gaben mir Obdach, Speis' und Trank,
Doch das, was ich verloren, das macht mich todeskrank.

Am jedem frühen Morgen geh' traurig ich hinab
Wohl an den Klosterweiher zu meines Lieben Grab;
Dort wein' ich heiße Thränen hinab in kalte Fluth,
Mir jammern hilft das Kleine, das mir im Arme ruht.

Doch als ich heute Morgen mich noch nicht ausge-
weint,
Da naht' der Abt, mir dächte, ich seh' den bösen Feind.

Er schmeichelte mir Armen, der arge Mann verschwor,
Es zu ersetzen, was ich im Liebsten hier verlor.

Er bot mir seine Rechte so voll von rothem Gold —
Ich stieß ihn fort, daß Alles hinab ins Wasser rollt'.
„Weh! rief ich, Euch Hochwürden, daß Ihr so ganz
vergeßt,
Warum Ihr meinen Theuren in Todesnoth gepreßt.

Geh! geht! Ihr böser Heuchler mit Gold und
Schmeichelei,
Mein Liebster ist im Himmel, den lieb ich heiß und treu,
Und weil ich nicht mich freuen und kosen mit ihm kann,
So wein' ich hier und klage um den verlorenen Mann.

Doch Euch, Hochwürden, fluch' ich und auch dem Klo-
ster dort,
Der Himmel wird erhören der armen Wittwe Wort:
Das Kloster soll zerfallen wie Sodom einst in Brand,
Die Mönche soll man jagen hinaus in alles Land.

Ihr habet ihn gemordet, der mir so theuer war,
Gott wird mit Schande treffen der Mörder schlimme
Schaar.

Gott gab uns ja Gesetze, die heißen Lieb' und Treu —
Ihr habet sie verhöhnet, drum ew'ger Fluch Euch sei!"

So klagt die Leidzerriss'ne und zagt in düstern Harm
Und weint; es half ihr weinen das Kindlein auf dem Arm.
Bis einst an frühem Morgen da winket aus der Fluth
Des Weithers ihr entgegen ihr Liebster treu und gut.

Da ward sie ihm vereinet, aus war da ihre Pein,
Sie wird fortan im Himmel wohl wieder fröhlich sein.
Charfreitag war's, da brachte der Schultheiß sie in Noth
Und vierzehn Tag nach Ostern da war sie roth und todt.

Doch was sie in dem Leiden verwünscht — es ward
erfüllt:

Das Kloster sank wie Sodom in Flammen gierig wild,
Die Hallen liegen öde, dort wohnt nur Modergraus,
Man jagte Abt und Mönche in alles Land hinaus.

Die Hallen liegen öde, umsonst ist man bedacht,
Aus Trümmerschutt zu heben des Baues vor'ge Pracht;
Der Stein bleibt halbbehauen, der Pfeiler weicht vom
Loth
Und schon das Werkgerüste dort zu vermodern droht.

Das ist der Sünden Erndte, das ist des Fluches
Ziel,
Und Kunst und Kraft der Meister verwehn wie Kinder-
spiel.
Für ewig mußte stocken der Hallen lauter Chor,
Die hellen Klostersglocken sie steigen nie empor.

Das Gottesurtheil.

(Geschichte und Sage aus dem 13. Jahrhunderte.)

Mittsommer war's und um Sanct Johannesmessen, als
zum ungebotenen Gedinge,*) das Graf Heinrich I.
von Berg auf Neuenburg an der Wupper hielt, die
bergischen Lehnsleute und schöffbaren Edlen dort ein-

*) Das ungebotene Gedinge war der verfassungsmäßige Ge-
richtstag, der alljährlich an gewissen Tagen gehalten wurde.
Die gebotenen Gedinge wurden von dem Schultheißen
oder von dem Grafen, wenn sie nothwendig waren, an-
beraumt.

ritten. Lebhaft wurde es in dem Schlosse und auf dem ganzen Berge, denn die Kirchweih wurde gefeiert an St. Johannis des Täufers Tage (24. Juni wahrscheinlich des Jahres 1232) und die Lehenbauern und zinsigen Leute kamen zum gleichzeitigen Lehntage herauf, die Laudemien zu entrichten und den Zins, Besthaupt, die Gnadenhafer u. s. w. abzutragen, während der Graf mit Schultheis und Schöffen Recht sprach über Ritterlehen und gewaltliche (peinliche) Sachen. Das Gericht wurde dem Herkommen gemäß unter einer großen Eiche am südlichen Abhange des Schloßberges gehegt, und nachdem eine feierliche Messe und eine Predigt, die meistens aus Klagen über die Drangsale der Gläubigen in Palästina bestand, Edle und Volk erbauet hatten, nahmen der Graf mit seinen Hofbeamten, die Schultheiße und freiadeligen Schöffen ihre Sitze an der Dingsreihe ein. Oben an der Tafel saß der Graf, neben ihm stand ein Edelknabe, der das entblößte Schwert ihm vorgetragen hatte und jetzt emporhielt und ihm zu beiden Seiten sein Truchseß, der Thürwart, Küchenmeister, Kämmerer, Schenke u. s. w., darnach die Schöffen, jeder sein entblößtes Schwert in der Hand und unten an der Tafel der Herold, zu welchem die Ankläger traten. Als die Versammlung vollzählig war, nahm der Graf das Schwert aus der Hand des Edelknaben und schlug zu dreien Malen mit flacher Klinge auf die Tafel. Dann legte er den Stahl vor sich nieder und ein Gleiches vollbrachten die Schöffen, zum Zeichen, daß das Gedinge seinen Anfang genommen habe. Der Herold rief aus, daß die, welche eine Anklage auf Leib und Leben hätten gegen Jemanden, zu ihm treten möchten, um das Recht darüber sprechen zu hören. Da trat zu ihm der junge Engelbrecht vom Boldenberg, erhob seine Rechte und sprach: „Ich züchtige hier vor wohlgehegtem Gewaltgedinge Gerharden von Steinbach, der sich nennt zum Stein und hier unter den ehrenfesten Schöffen den Dingstuhl makelt, der Felonie und schmachvoller unritterlicher That und stelle dazu zwölf unbescholtene Eideshelfer. Den edlen Gerlach, Sohn von Scherven, hat er sonder Fehde meuchlings erschlagen im Schwelmer

Walde, da dieser gegen den Märker im Streite lag und den Feind dadurch erstarkt, so daß es uns zehn wehrhafte Mannen im Strauße gekostet, den der Ungetreue vermieden. Kann er, so mag er sich reinigen, aber bis dahin soll er das Angesicht unbescholtener Schöffen meiden.“

Ein lautes Gemurre erfolgte ringsum auf diese Anklage, denn der edle Steinbach war als ehrenhaft jedem männiglich bekannt. Doch der Graf gebot Ruhe und der Beschuldigte nahm sein Schwert von der Tafel, er trat vor den Ankläger und nannte diesen einen Lügner und Verläumder, weil er den von Scherven weder zum Vorschub des Feindes, noch auf heimliche böshafte Weise, sondern in gerechtem gleichem Zweikampfe der eignen Nothwehr bedacht und ohne Arglist gefällt habe.

Da rief der Graf die Eideshelfer vor und diese beschworen die Anklage; die Schöffen beriethen sich und erklärten, daß der Beschuldigte, bis er sich von dem zweifachen Verbrechen gereinigt habe, zu ächten und des Schöffenrechts verlustig zu erklären sei. Da schlug der Graf mit umgekehrtem Schwerte dreimal auf die Tafel, das Zeichen der Aechtung, und der Herold rief diese aus. Aber Gerhard von Steinbach rief nach Roß, Speer und Schild und auf die Tafel warf er seinen Handschuh und forderte die Ankläger heraus, in gerechtem Zweikampfe durch das Urtheil Gottes ihre Sache zu erweisen. Der vom Boldenberge aber versagte es, mit einem Geächteten und Ehrlosen in die Schranken zu reiten und die Schöffen verwarfen den Zweikampf und raunten von Bahrrecht, von Feuer- und Heiligenprobe. Der von Steinbach aber zu Roß, auf's Höchste entrüstet, schwur auf sein Schwert, daß er unschuldig sei, er behauptete, daß die ihm anheimgestellten Unschuldproben keines wehrhaften Mannes würdig seien und deutete die jähe Bergwand hinab auf die Bupper, die dort unter Felsen rauscht. So will ich (rief er) den steilen Felsen dort, den nie eines Renners Huf betrat, hinuntersprengen mit Roß und Wehr, und die Raubfische drunten im Flusse mögen meinen zerschmetterten Leichnam zur Beute gewinnen, wenn ich nicht der Felonie und des Muehelnordes und jedes Ehrenmakels haar die Hand jetzt empor heb-

meine Unschuld nochmals betheuere!“ — Mit flammenden Augen durchflog er die Reihen der Schöffen, aber ängstlich schauten alle Anwesende hinab den schwerzukletternden Abhang, den selbst der bergkundige Fußgänger in gerader Richtung zu steigen vermeidet, und schauernd gedachten sie der schwindlichten Höhe, die sechs auf einander gesetzte Kirchtürme nicht erreichten.

„Ist es möglich?“ fragte Gerhard von Steinbach, „daß mit dem besten Rosse der gewandteste Reiter durch Rosses und Manneskraft ohne sichtbare Hülfe Gottes, die nur dem Schuldlosen zu Theil wird, diese jähe Wand ohne Schaden hinunter gelangen könnte?“

„Nein!“ — riefen die kühnsten Männer, „das ist über Reiterthat, das hieße, sich in's offene furchtbare Grab hinunter stürzen, wenn nicht ein sichtbares Wunder den Günstling des Himmels, der sich zu solchem unterstände, retten wollte!“

„So sei denn Gott und seine glorreiche Mutter dem Schuldlosen gnädig!“ — rief der Ritter hoch zu Ross und setzte die Sporen ein, gegen die steile Kluff gewendet. Alle Anwesenden faßte ein bleiches Entsetzen, als Gerhard von Steinbach den Rand des Berges erreichte. Auch das gute Ross wollte seitwärts lenken und bäumte sich, scheu vor der schwindlichten Tiefe, allein der Ritter riß es schnurgerade hinab und donnernd polterte der Hufschlag mit immer rascheren Stößen über die fast senkrechte Ziegenweide, über die Felsen und das nachrasselnde Steingerülle hinab. Gleich einer Schwalbe schloß er daher im Fluge. Von droben sah man das Unmögliche geschehen zur Bekräftigung der Wahrheit, zum Beweise der Unschuld. Quer über den sogenannten Felspfad (auch dieser sogar für Rosse unersteiglich) schloß der Reiter dahin und dann von dort, von thurmhochem Felsen in mächtigem Sprunge hinab in den Fluß. Unversehrt gelangten Ross und Reiter hinab, nicht einmal wankte der Ritter im Sattel und Speer und Schild hielt er wie er sie oben gefaßt hatte. Und die droben wurden irre an ihren Sinnen, sie sahen es und wähten, es sei ein kühner Traum, was sie gesehen, und Aller Blicke waren nun an den mannlichen Ritter, der drunten in der

Wupper dem Himmel mit lauter Stimme dankte. Dann aber wandte er sich gegen die Felswand, er schaute die entsetzliche Rutschbahn, die er eben hinabgesprengt, empor, und auch ihn faßte ein heimlich Grausen, als er sah, wie die von den Hufritten gelöseten Steine noch nachrasselten und in hüpfenden Sprüngen in den Fluß hinabschossen; als er sah, wie die festen Häuser der Burgleute gleich Schwalbennestern über der schwindel hohen jähren Wand angeklebt schienen und wie die Stämme der einsamen Eichen dort sich gegen die höhere Wand lehnten und noch die Kronen von ihr nach der Thalseite hingedrängt wurden. Da erhob Ritter Gerhard seine Hand entrüstet über den überflogenen schnurgeraden Pfad und rief: „So müssen Gras, Moos und Strauch dort vergehen und nimmer wieder sprossen, wo die Hufen meines Rosses gestreift, auf daß ein ewiges Mahl bleibe und alle Welt sich erbaue daran, wie Gott dem Unschuldigen beisteht und die gekränkte Ehre des freien Mannes rein wäscht vom Gifte der Verläumdung.“ — Dann lenkte er sein Ross zum Ufer und ritt getrost des Weges weiter, unbefümmert um Kläger und Richter da droben und um die Wendung des Urtheilspruches. Denn wer sein Gewissen frei hat, wie Ritter Gerhard von Steinbach und reinen Lebens ist und ohne Ehrenmakel wie er, der zagt nicht, zum Beweise seiner Unschuld selbst in die Hölle hinabzusprenge, weil er des höchsten Schutzes gewiß ist, und viel weniger noch mag er, von innerer Richterstimme freigesprochen, sich kümmern um ein noch so wohlgehegtes Gewaltgedinge.

Die Stelle aber, wo der kühne Ritter durch Gottesurtheil seine Unschuld kund gab, wird noch heute an der südlichen Wand des Burger Schloßberges gezeigt, nie wächst Gras dort, Moos oder Strauch, und so bleibt in diesem kahlen Streifen, der sich vom Scheitel des Berges bis zur Wupper hinabzieht, ein ewiges Denkmal jenes wahrhaften Gottesurtheils.

Der feltfame Schildknappe.

(Eine Geschichte aus dem zwölften Jahrhunderte.)

Auf der hohen Löwenburg im Siebengebürge, wo jetzt die zerborstene Ecke eines ephenumrankten Thurmes kaum noch über die Waldkronen schauet, strahlte einst ein herrliches Schloß im Troke seiner Unbezwingbarkeit und schaute vornehm hinab auf die niederen Wohnungen in dem paradiesfischen Rheinthal. Dort hauste zu Ende des zwölften Jahrhunderts Herr Gottfried vom Leuenberge, ein gewaltiger kühner Ritter und dazu ein frommer Biedermann, Gottes und der Menschen Freund, ein lieber Herr seinen Untergebenen, ein zärtlicher Gatte und glücklicher Vater. Doch die damalige wildbewegte Zeit, die Spaltung im Reiche und die Fehden und Räubereien der Adelligen ließen einem mannhafsten ehrenfesten Ritter wenig Muße, sich daheim des häuslichen Glückes zu erfreuen. Von Fahrt zu Fahrt, von Fehde zu Fehde rißen ihn die Lehnspflicht, die Bedrohung böser Räuber, oder die eigene Ruhmbe gier. So war der Ritter Gottfried vom Leuenberge im Jahre 1198 in des Kaisers Philipp von Schwaben Vorhut durch Ottos IV. Schaar mit seinen Genossen angefallen und sein Haufen in der Nähe von Lachen gänzlich erschlagen oder versprengt worden, so daß er von Wunden bedeckt mit genauer Noth entronnen und alleinsam, sogar ohne Schildknappe, gar wenig besuchte Wege zur Heimath ritt. Da gewahrte er, als er in der Morgendämmerung von der Anstrengung der nächtlichen Flucht ermüdet und wundenmatt vom Rosse stieg, um sich auf thaufeuchtem Boden zur kurzen Rast niederzulegen, einen bildschönen schlanken Jüngling, der ihn mit anmuthsvollen Worten und lieblichem Anstande bat, ihn in seine Dienste zu nehmen. Das einnehmende Wesen des goldgelockten schlanken Knaben, seine freundlichen Worte thaten dem ermüdeten Ritter gar sanft und er versprach, ihn wohl zu halten, wenn er ihm als Schildknappe dienen und seines Amtes getreu

warten wollte. Nicht sobald hatte der Jüngling des Ritters Zusage erhalten, als er dessen bei der Ruhe beschwerliche Rüstung mit der größten Behendigkeit abschnallte, dann aus Moos und dürrer Grafe ihm ein weiches Lager bereitete, seine Wunden verband und darauf des Rosses eben so wahrnahm. Der holde Anblick und die Gewandtheit des Knaben hatten den biedern Ritter so eingenommen, daß er gar nichts Böses argwöhnte, den Diener ruhig gewähren ließ, ihn nicht einmal nach Namen, Herkunft und dergleichen fragte und sich sorglos auf das schnell bereitete Lager zur Ruhe niederließ. Als er aufwachte, da sah er vor sich ein bescheidenes aber reinliches Mahl bereit, wie es ein flüchtiger Ritter wohl selten finden mag; seine Wunden waren durch des Schildknappen Verband gänzlich geheilt und Ross und Waffen gestriegelt und blank, Alles wie zu heimischem Feste im schönsten Glanze. Der Ritter dankte Gott für das Glück, einen solchen dienstfertigen und gewandten Schildknappen gefunden zu haben, und weil dieser in ehrerbietiger Entfernung vor seinem neuen Herrn verharrte, so rief er ihn zu sich und lud ihn ein, das Mahl mit ihm zu theilen. Erfrischt und neugekräftet schwang sich der Ritter auf's Ross, die Heimath zu erreichen und der Schildknappe, jeglicher Gegend kundig und ihn die heimlichsten Wege führend, lief nebenbei, unermüdet, mit der Schnelligkeit des besten Rosses.

So war der Ritter ungefährdet bis in die Nähe des Rheinstroms gekommen, die freundliche Gesprächsweise des Dieners hatte ihm den Weg verkürzt und die Gewandtheit und Fröhlichkeit desselben seinen Trübsinn über den verlorenen Kampf geseuchet. Schon zeigten sich, von der Abendsonne herrlich bestrahlt, die hohen Thürme und breiten Zinnen der stolzen Löwenburg, da donnerte es hinter ihnen von hurtigen Rosshufen, es naheten die grausamen Feinde, die des flüchtigen Ritters Spuren erkundet und verfolgt hatten. Sie naheten mit Jubelruf und Siegesgeschrei, froh der Beute und der Befriedigung ihrer Nachelust. Vorn den Rhein und im Rücken zur Seite den jagenden Feind war an kein Entrinnen zu denken. „Wir sind des Todes, denn hier vom

Feinde, dort vom Strome umschlossen bleibt uns kein Weg der Rettung offen!" rief der Ritter seinem Schildknappen zu. Dieser aber lächelte und sprach: „Seid nur immerhin gutes Muthes, lieber Herr, denn das Ungeflüm der wilden Feinde soll Euch nicht bekümmern; mir ist der Rhein bekannt und ich weiß eine schmale Furth gerade vor uns, diese will ich Euch führen und die jubelnden Feinde sollen um ihr Opfer betrogen sein zu ihrer eigenen Schmach!" — Darauf faste er des Rosses Zügel und führte es gerade querüber durch den Fluß. Dem Ritter graute es dabei, denn er hatte von einer solchen Fuhrt je etwas weder gesehen, noch sagen gehört. Doch der kundige Schildknappe führte ihn sicher und schnell hindurch, während dieser bis an die Schulter, das hohe Ross aber bis zur Hälfte des Sattels im Wasser ging. Als er in des Stromes Mitte gelangt war und umschaute, da hatten die anfangs stehenden Feinde das verlassene Ufer erreicht und sprengten, im Vertrauen, die Furth sich wohl gemerkt zu haben und in der Hitze der Verfolgung von den Verfolgten getäuscht, hinein. Jedoch sie sanken hinab in schwarzen Abgrund und kamen nie wieder empor, die schwere Rüstung hielt sie nieder und fast Alle ertranken, Ross und Mannen. Die Wenigen, die entkommen waren, schlichen zaghaft davon, denn als sie das Wasser so tief fanden, glaubten sie, ein guter Engel oder der Teufel selber habe ihren Feind wohlbehalten durch den Strom geführt.

Bald dankte der Leuberger auf heimathlichem Gestade dem Himmel für zwiefache Rettung und wurde dem wackern Schildknappen nur noch mehr zugethan. Als er auf der Burg seiner Väter angekommen, wußte er die großen Dienste seines getreuen Knappen nicht genug zu rühmen und diesem öffnete sich Aller Herzen; aber der Diener selber verlor Nichts von seiner bescheidenen Dienstfertigkeit, Allen ging er zur Hand, er wußte und kannte Alles. Wenn der Burgherr seiner nicht bedurfte, so ging er herum im Schlosse und half mit der größten Geschicklichkeit, wo es nur etwas zu thun gab. Dem schon erwachsenen Burgfräulein Futta und ihrer Mutter half

er in der Küche und an ihren Geweben, lehrte sie künstliche Blumen in das selbstgesponnene Linnen, wie in die Wolle einwirken und hegte und säete Rosen und andere Blumen in dem Burggarten so schön, wie vorher keine dort gestanden. Den Knaben schnitzte er aus Holz Kßflein und Ritter, womit sie spielten, dem Burgpater malte und schnitzte er die schönsten Heiligenbilder für das Schloßkirchlein; dem Schmiede lehrte er den Stahl schöner glätten, unterstützte den Müller und Bäcker in ihrer Arbeit und beschenkte sie Alle mit Geräthen, die er in Stunden, die Andere zur Ruhe bedurften, gefertigt hatte. Gegen alle Gebrechen wußte er Heilmittel, und wo nur Jemand krank darnieder lag, da eilte er hin, bereitete wunderkräftige Tränklein und Salben und stellte Alle wieder her zur freudigsten Gesundheit in gar kurzer Zeitfrist. Da waren ihm Alle überaus hold und ein regeres freudigeres Leben schien in der Burg zu sein, seit der flinke Schildknappe dort eingekehrt war. Nichts aber glich seiner Dienstfertigkeit, Pünktlichkeit und Unterthänigkeit, mit welchen er seiner Verpflichtung als Schildknappe nachkam. Der Ritter stieg nie zu Pferde, nie herab, oder er hielt ihm den Steigbügel oder gab oder nahm die Zügel, und dies Alles mit solcher Aufmerksamkeit, Hurtigkeit und einem solchen Anstande, daß es wirklich zu bewundern war. Dabei blieb er stets unverdrossen, heiter und erheiternd. Nie brauchte ihm etwas befohlen zu werden, denn er sah Jedermann an den Augen an, was er wünschte, und vor dem Ausspruche der Bitte war die Gewährung erfolgt. Als der Winter kam, wußte er die sonst langweiligen Abende durch die unterhaltendsten Künste und Märlein zu kürzen. Im Lautenspiel, wie im Gesange war er überaus gewandt und that es in Lieblichkeit der Stimme, wie in Erfindung gefälliger Weisen den besten damaligen Minnesängern zuvor. Niemand konnte traurig verbleiben, wo der holde Jüngling genahet.

Vor Allen aber hatte des Ritters älteste Tochter, die schöne Zutta von Leuberg, ein wohlgefälliges Auge auf ihn geworfen und mancher versthlene Seufzer, manches brünstige Gebet vor dem Muttergottesbilde in der

Schloßkapelle galt dem schönen Jünglinge, der auch für die Anmuth der Jungfrau nicht unempfindlich schien. Unter dem Burggesinde, wie in der Nachbarschaft verlautete, daß des Ritter Gottfrieds Schildknappe kein Anderer, als ein verkappter Jüngling aus edlem Geschlechte sei, der sich blos darum verstellte habe, um sich dem schönen Fräulein in Knechtsgestalt minniglich zu nähern. — So ging der Winter in Freude dahin, als aber der Frühling kam, da begannen auch die Fehden wieder und zu ihnen folgte der getreue Schildknappe seinem ritterlichen Herrn. Nie sah man einen Knappen unerschrockener und rascher im Streit, und doch zog er ohne Rüstung mit in seiner gewöhnlichen leichten Bekleidung. Die verschossenen Bolzen holte er aus der Mitte des Feindes wieder, vertauschte die zersplitterte Lanze des Ritters mit neuem Speere und sprang mit wunderbarer Gewandtheit auf die anstürmenden Rosse der Gegner, riß diese rücklings aus dem Sattel, oder gab, indem er ihnen in den Arm fiel, den drohenden Waffen eine verkehrte Richtung, so daß der Leubergger überall Sieger blieb, wohin der Schildknappe ihn nur geleitete. So ging es von Triumph zu Triumph, als den siegesfreudigen Ritter die Nachricht ereilte, daß seine Gemalinn daheim auf den Tod erkrankt sei und ihn vor ihrem nahen Ende noch einmal zu sehen wünsche. Da verließ der treue Gatte die Bahn des Ruhmes und eilte zu seinem Schlosse. Er fand seine Hausfrau in den letzten Zügen, alle Kunst der Arzte war vergeblich angewandt worden und stündlich befürchtete man ihren Hingang. Der dienstfertige Knappe aber, als er den Zustand seiner Gebieterinn erforscht hatte, trat tröstend zu seinem tiefgebeugten Herrn und sagte: „Gebt nur die Hoffnung zum Leben Eurer liebwertthen Gemalinn mit Nichten auf, denn ich weiß, wenn sie in Löwenmilch gebadet würde, so würde sie ihre völlige Gesundheit dauernd wieder erlangen.“ — Den Ritter nahm dies Wunder und er fragte: woher man denn solche Milch erhalten könne, da doch nur viele hundert Meilen über'm Meere solche Ungeheuer wohnten und Jahre vergingen, ehe das Heilmittel hierher geschafft werden könnte. Darauf sprach der Jüngling: „Ich werde die Arznei Euch bringen!“ —

er eilte zu Fuß davon und nach Verlauf einer Stunde erschien er wiederum mit einem gefüllten Faße, die Edelfrau wurde in der Milch gebadet, wurde gestärkt, genas von Stund' an und erhielt ihre früheren Kräfte, ihre vorige Munterkeit wieder. Der Ritter war hoch erfreut darüber und voll Dankes für seinen getreuen Schildknappen. Als er aber nachher der Sache tiefer nachdachte, da drängte es ihn, die Art und Weise zu erfahren, wie der Jüngling so schnell zu der wundersamen Arznei gekommen und weil auch der Burgpater Nichtgeheures witterte und über den Schildknappen schiefe Reden vernehmen ließ, so konnte der Ritter nicht umhin, denselben ernstlich darüber zu befragen. — „Ich holte (antwortete der Schildknappe) jene Milch aus den Gebirgen Arabiens; dort fand ich in ihrer Höhle die Löwin, trieb die Jungen fort, melkte die Mutter und kehrte sogleich zurück auf den Flügeln des Südostwindes.“ — Drauf erstaunte der Ritter noch mehr und er fragte: „Wer bist du denn, daß du ein Solches vollbringen kannst, dessen kein Sterblicher sich unterfährt?“ — „Dies kümmere Dich nicht (antwortete jener), denn ich bin ja Dein getreuer Diener und Du hast mich immer redlich befunden, werde Dir auch forthin ohne Namen, wie bisher, aufrichtig dienen, so daß es Dich niemals gereuen wird.“ — Doch jezo war des Ritters Neugier auf's höchste gespannt, ihm war schon das obige Gerede wegen des Verständnisses seines Dieners mit Zutta, seiner Tochter, zu Ohren gekommen, er hatte den Jüngling seines adeligen Wesens halber für einen verkappten Edelfohn gehalten, hatte drum mit Fragen über Herkunft und Namen ihn nicht belästigt und bisher auf fröhliche Ueberraschung, auf das Glück seiner geliebten Tochter und auf einen solchen Eidam, wie er sich keinen liebem zu erschen vermochte, gehofft, wenn nur das freiadelige Blut, woran er keinen Zweifel hegte, in dessen Adern rann. Doch jezo fing es an, ihm unheimlich zu werden bei dieser Sache und er ließ nicht nach, den Knappen um seine wahren Eigenschaften und seine Herkunft auszuforschen. Da gestand endlich der Jüngling, daß er kein sterblicher Mensch sei, sondern ein Geist, einer von den heidnischen Göttern, die da mit

Luzifer = Othin *) gefallen sind. Der Ritter staunte dessen noch mehr und er sprach: „Wenn du ein Teufel bist, wie kommt es denn, daß du einem Menschen also treu dienstest ohne Falsch und Allen wohlthatest, die deiner Hülfe und deines Rathes bedurften?“ — Der Jüngling antwortete: „Ich bin Baldur, der schönste aller deutschen Götter, einst Freund aller Götter und Menschen und Mittler zwischen ihnen; es ist mir nichts Tröstlicheres, als unter guten Menschen, wie unter meines Gleichen zu weilen. Wo ich bin, da bring' ich Heil und Glück, Lieb' und Frieden, und ich hoffe auch forthin Euch mit treuen Dienste beizustehen.“ — Doch der Ritter, ein ängstlich-frommer Mann, fand es gegen sein Gewissen, einen sogenannten Teufel, wenn auch einen gutgearteten, länger in seinem Dienste zu behalten, und obgleich der Jüngling flehend schwur, daß es ihm nimmer, weder zeitlich, noch an der Seele, schaden würde, wenn er ihn bei sich behielte, so bedeutete der Ritter ihn dennoch, auf seines Beichtvaters Rath, daß er ihn entlassen müsse und bat ihn, für seine getreuen Dienste einen so hohen Lohn zu verlangen, als er nur immer begehre. Doch der Teufel sagte: „er solle nur an ein Kloster fünfzig Talente geben und damit eine Spende stiften zur Linderung des Mangels dürftiger Menschen.“ — Mit trauerverbleichtem Antlitz ging der Jüngling hinweg und wurde nimmer wieder gesehen. Der Ritter Gottfried vom Leuberge stiftete die Spende, wie der Schildknappe für seinen Dienstlohn gefordert hatte und widmete ihm zeitlebens ein dankbares Andenken, trotz den Vorwürfen des Beichtvaters, der sogar die von dem guten Teufel geschnitten und gemalten Bilder in heiligem Eifer aus der Schloßkapelle schaffen ließ und mit anderem Geräthe, das jener Ausgestoßene verfertigt hatte, feierlich

*) Dieser Heidengott verbürgt das Alter der Sage. Es ist merkwürdig, wie die jüdische Sage mit der heidnisch-deutschen im Mittelalter vermengt wurde. Doch kam dies durch die Mönche, die von den Ahnenmärchen erzählen hörten und Alles zu biblisiren und daher auch zu hebraisiren bemüht waren.

verbrannte. Fräulein Jutta aber, die zu dem holdseligen Jünglinge in Liebe befangen war, härmte sich nach seinem Abschiede in unsäglichem Herzenleide, die Burg war plößlich an Freuden verarmt, Alles todt und verhallt, verstummt und verschollen. Weil nun noch Mönchenwitz der Jungfrau unschuldige Minnegedanken zu großen Verbrechen ausschrie, so floh sie in ein Kloster, wo sie den Schleier nahm.

Diese Geschichte von dem menschenfreundlichen Teufel, der in eines Schildknappen Dienste trat — die an langen Winterabenden noch oft in der Gegend des Siebengebirges erzählt wird, hat auch ein Mönch^{*)}, der zu des Ritters Gottfried vom Leuenberge Zeit gelebt, niedergeschrieben, zum Zeugnisse, wie er sagt, daß nicht alle Teufel Schreckensgestalten und den Menschen zu Schaden bedacht sind. „Denn (so lauten seine eigenen Worte) sind die meisten Teufel auch so bössartig, daß sie lieber mit einer Seele zur Hölle fahren, als in das Paradies eingehen mögten, so gibt es doch auch gutmüthige menschenfreundliche Wesen unter den gefallenen Engeln!“ — Der gute Mönch hält dafür, daß der dienstfertige Schildknappe einer von den mit Lucifer gesürzten Engeln sein müsse. Andere, die von Erd-, Luft-, Wasser- und Feuergeistern zu reden und zu träumen gewohnt sind, wollen gar einen Luftgeist aus ihm machen; doch scheint es am wahrscheinlichsten, daß er, wie er auch selber berichtet, einer der deutsch-heidnischen Götter gewesen ist, die von den zum Christenthume bekehrten Deutschen noch Jahrhunderte hindurch erst als heimliche Götter verehrt und dann als Teufel gefürchtet und geflohen wurden.

*) Caesarius Heist, cit. lib. V. de Daemonibus.



Die Churfürstinn Anna auf der Jagd.

(Eine Begebenheit aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.)

In den finstern Tagen der Jagdlust, in der vielberück-
tigten Junkerzeit, als der Edelmann noch keinen höhern
Genuß, keine edlere Beschäftigung kannte, als das ge-
priesene Waidwerk, das ihn, unter Thieren den Thieren
nachtrabend, aller edleren Bildung vergessen machte —
als der Mann von Adel noch bei Aufzählung seiner Theu-
ren zuerst das Leibroß, dann den Falken, hierauf den
Schweißhund, und nach noch Anderem endlich seine Frau
und Kinder nannte, welche letztere ihm desto lieber waren,
je weniger er sie sah, und denen er, selber zu sehr mit
der Dressur der Saufänger beschäftigt, einen Hofmeister
beigab, welcher ihnen die Heraldik und den sogenannten
guten Ton, d. h. die Aeußerung des Bewußtseins einer
edleren Race, einbläute — in dieser unglückseligen Zeit,
als der Stamm-, Frei- und Gerichtsherr die Fluren
derer, die seinem Schutze anbefohlen waren, mit wildem
Jagdschwarme schonungslos niederritt und zerknetete, in-
soweit das gehegte Wild noch nicht Alles abzurupfen ver-
mocht hatte -- in dieser Zeit herrschte über Berg (1690
bis 1716) Johann Wilhelm II. von der Pfalz,
dessen Andenken durch viele Bauten, die er ausführte,
durch viele Denkmäler von Erz und Stein im Bergischen
noch lange fortbestehen wird, welcher aber viel mehr noch,
als durch diese Kunstwerke, sich im Herzen aller Bergi-
schen ein unvergängliches Denkmal gestiftet hat durch
seine Begünstigung der Fabriken und Manufacturen, die
jetzt so herrlich fortblühen, durch seine Förderung des
Ackerbaues und aller Gewerbe, wie auch durch seine Ge-
rechtigkeit, Milde und Leutseligkeit, in welchen er nicht
allein als Fürst, sondern als ein gütiger Vater aller
seiner Unterthanen Wohl förderte und, wie noch viele
Erzählungen im Volksmunde bezeugen, stets als ein freund-
licher lieber Herr unter ihnen auftrat. Burden je Kla-
gen über ihn läut, so veranlaßte diese sein Gang zur

Jagd, welcher ihm aber mehr als allgemeine Eigenheit der Zeit, wie als eine besondere Geistesrichtung anflehte, wie dies nicht allein der starke Wildbestand auf den Kammergütern, und auch der Bau des prachtvollen Jagdschlosses zu Bensberg, sondern auch die großen Jagdapparate, die sich in seiner Umgebung vorfanden, bewiesen. Doch wie er auch als Jäger den Landesvater nie vergaß, bezeugt uns folgende Erzählung.

Seine zweite Gattin, Anna Louise von Toskana, ein stolzes italisches Weib, unkundig deutscher Sprache und Sitten, fühllos für das Glend und die Klagen der Unterthanen, war diesen in eben dem Maße verhasst, als der gute Churfürst beliebt war. Jagd war ihr Lieblingsvergnügen, und hoch zu Pferde, das tödtliche Geschloß in zarter Hand, von wildem Hehschwarme umgeben, zerfnetete sie ohne Erbarmen die Felder des weinenden Landmannes, der ihr in seinem Unwillen darob den Spottnamen „die Zerrutscherin“ gegeben.

Als sie einst an der Seite ihres hochherzigen Gemahles ein Dorf durchfuhr, dem ihre Jagdlust die Aussicht einer nährenden Ernte rauben half, und als die hungernden Einwohner, deren gepreßte Kehlen nicht zu Wivatrufen oder andern adressirten Huldigungen gestimmt waren, um den Wagen liefen und mit kläglichen Gebärden über Hunger schreien und um Brod und milde Fürstengabe flehten, wunderte sie sich über diese seltsame Begrüßungsform, ließ sich die Ausrufe der Flehenden verdolmetschen und rief ganz verwundert entgegen: die Leute möchten doch nur Semmel und holländischen Käse speisen, um sich von dem drückenden Gefühle des Hungers zu befreien.

Die Churfürstin mochte wohl nie ein geringeres Gericht genossen haben, und wohl nicht glauben, daß so gemeine Speise den armen Leuten versagt sei; doch dem Churfürsten griff es ans Herz, er fühlte die Noth seiner Landesfinder und empfand für sie den Hohn der Gemahlinn. Er gedachte sie mit eigenen Worten zu schlagen.

Bald darauf an einem schwülen Sommertage wurde eine große Jagd gerüstet, welche das Fürstenpaar unter

halten sollte. Der Churfürst hatte den Jagdplan gemacht, und als die Mittagszeit kam, sah sich der Jagd- zug auf öder schattenleerer Haide. Die Fürstinn, er- müdet und lechzend, spähet nach Schatten, nach Labung; allein es schien, man habe sich nicht vorgesehen, und der Churfürst trieb die Schaar immer weiter fort. Da sank endlich die ermüdete Anna von niegefühltem Drän- gen des Hungers und dem Quälen des Durstes gepeinigt nieder und äußerte, sterben zu müssen, wenn man ihr nicht Labung reiche. „So esset denn Semmel und holländischen Käse, meine Liebe“ sagte ihr Ge- mahl.

„Ja, wenn ich es hätte, wie würde mich das stär- ken! Reichet mir Solches! Aber es ist ja nichts vorhan- den und Ihr spottet mein!“ — So sprach die Lechzende; aber ernst entgegnete ihr Gemahl: „Spottetet Ihr denn nicht auch der armen Schlucker, als sie jüngst Eurem Wagen umliefen und Hungers schrieen?“ Wenn diese Semmel und Käse gehabt hätten, so würden sie sich an solchen wohl gesättigt haben. Jetzt fühlt Ihr es, wie Jenen war und wie Eure Worte weher thun mußten, als selbst der Hunger!“

Die Churfürstinn schwieg und wagte vor Scham kei- nen Blick zu erheben. Sie soll später eine gute Landes- mütter geworden sein.

Guter Churfürst Johann Wilhelm, der du auf dem Düsseldorfer Schloßhofe in weißen Mar- mor gemeißelt stehst und auf dem Marktplatze in Erz gegossen auf hohem Rosse reitest und mit deinem gut- mütigen edlen Zügen auf die Urgrößenkel deiner Unter- thanen noch herablächelst — der harte kalte Stoff deiner kunstreichen Büsten ist zwar kein Bild deines weichen und warmen Herzens, doch sei er ein Gleichniß des liebevollen Andenkens an dich, den guten Lan- desvater!

Der wilde Herm mit dem Stummel und der gute Vater Heribert.

(Geschichte und Sage aus der Mitte des 11. Jahrhunderts.)

Als von verderblichen Kleinfriegen (Fehden) und vom wüsten Faustrechte das deutsche Reich mehrere Jahrhunderte hindurch war beunruhigt worden, da sah man alle Lande voll, wie besäet mit Burgen und Festen, die, erst zur Sicherheit gebauet, die Ruhe am meisten gefährdeten, denn fast alle diese Burgen waren Raubschlösser und Rauben hieß Adelig, Ritter und Räuber waren fast gleichbedeutend geworden. *) Auf jedem dazu geeigneten Hügel stand ein solches Raubschloß, die meisten derselben aber an vielbefahrenen Flüssen, am Rheine und der Mosel z. B. und an gangbaren Heerstraßen. Solche Schloßherren sorgten nicht für nährenden Anbau um ihre Festen — sie verachteten und störten ihn. Sie wohnten oft mitten im wilden Wald oder auf ödem Fels und lebten von den Vorüberziehenden, die sie beraubten und von den Landgütern, auf die sie einbrachen, wobei die Fuhren der Klöster und das Gut der Kirche am meisten gefährdet waren.

Eine solche Raubburg stand auch auf dem jetzigen Ritterfische Grünscheid in der heutigen Gemeinde und Bürgermeisterei Burscheid in tiefem Waldthal auf einem Hügel mit steilen Mauern, rings von tiefen Gräben umfaßt. Schon im Jahre 1160 wird ein dort wohnender Ritter *Wolfgangus de Groneskeit* und im Jahre 1216 ein Ritter gleiches Namens, wahrscheinlich des Vorigen Sohn, genannt, von denen aber nichts bekannt ist, als

*) *Praedones quippe sub nomine equitum superabundant, villas et agros invadebant, Colones domi forisque spoliabant* — sagt das Chron. Urspr. p. 280, und die Eölnische Chronik sagt S. 132 hinsichtlich des Straßenraubes, daß diejenigen, die den Wanderer hätten schützen sollen, gerade die schlimmsten Wegelagerer gewesen seien.

die in Urkunden als Zeugen eingeschriebenen Namen. Von einem hundert Jahre später auf Grünscheid hausenden Ritter wissen wir mehr. Es war dies der wilde Hermann von Grünscheid, vulgo Herm mit dem Stummel geheißen, welchen Beinamen er von einem halbgelähmten ungestalten Beine erhielt, auf dem er seine Lebtag mühsam herum humpeln mußte. Aber wollt's zu Fuß auch nicht recht hurtig fort mit ihm, so saß er doch desto fester im Sattel und dessen waren die armen Wanderer und Gutsbesitzer wenig erfreut. Es ist ein altes Sprüchwort, daß alle die, so Gott auf solche Weise wie den Herm mit dem Stummel gezeichnet hat, nicht sonders viel taugen und mag es auch lieblos sein, dem Sprüchworte überall Glauben beizumessen, so hatte es sich doch vollkommen bewährt an dem Grünscheider, der einer der verrufensten Buschflepper war. Ihm war keine Beute zu gering, kein Verbrechen zu groß, um nach jener zu langen, und wer ihm unter die Hände fiel, der hielt nichts, und wollt' er sich widersetzen, sogar nicht einmal das Leben; wo er irgend in ein Haus einbrach, da blieb nicht eines Hellers Werth; war es auch noch so pffiffig versteckt, so wußte er es doch herauszumausen, und fand er weniger, als er vermuthet hatte, so ließ er den rothen Hahn gar noch drüber krähen, d. h. er zündete das ausgeplünderte Gebäude an und immer führt' er Stahl, Stein und Zunder bei sich zu diesem Zwecke. „Er segt wie Herm der Stummel“ blieb zur Bezeichnung eines verrufenen Räubers noch lange sprüchwörtlich in der Gegend und von diesem Fegen stammt auch der Name Besenritter, wie Strauch- und Krautjunker von dem Aufklauern hinter Gebüsch und Farrenkraut; Wegschnapper, Greifer, Raubtische und Nachtbränder sind wunderliche Beinamen für so einen Edelmann aus der vielgesprochenen Ritterzeit, und doch thaten sich diese Ehrenmänner wirklich etwas darauf zu gute, unter diesen Namen gefürchtet zu sein. Dabei aber suchten sie doch ihr Wesen so viel wie möglich vor mächtigen wohlgesinnten Fürsten geheim zu halten und wenigstens ihren Mordthaten und Brandstiftungen andere Thäter unterzuschreiben, denn war auch

der Raub, besonders im Streite nicht hart verpönt, so gab es doch Fürsten, die mit Brandstiftern und Mördern nicht viel Federlesens machten, und dieselben, sie mochten auch noch so hochadelige Herren, noch so edel von Blut sein, am ersten besten Baume mit dem Strange bestrafen oder durch Henkerschwert bluten lassen. Freilich ist es merkwürdig, wie dabei lange Zeit hindurch ein solches Unwesen getrieben werden konnte, wie es der Herm mit dem Stummel verübt, zumal Graf Adolph VIII. von Berg, hohen ritterlichen Gemüthes, keine Mord- und Brandflecken an seiner Ritterschaft duldet; allein dazu muß man erstlich erwägen, daß solche hartverpönte Thatfachen bis zur Bestrafung eines Ritters sehr strenge bewiesen sein mußten, daß bei dem Beweise gegen einen Adelligen das Zeugniß der gemeinen Leute wenig galt, daß damals keine Inquisitionsgerichte bestanden, die den Verbrechern auf die Spur zu kommen suchten, und daß der hochmögende Graf, die oberste richterliche Gewalt, sich meistens in Fehden herumzuschlug, selber im Großen ühend, was er im Kleinen verpönte und was ihm keine Zeit ließ, allen Klagen sein Ohr zu leihen. Zum Andern aber muß hierbei erwägt werden, daß die Schnapphähne und Buschklepper nur verkappt, d. h. mit festgeschlossnem Bistir, von oben bis unten in Stahl und ohne ihr Wappenzeichen, oder der Täuschung halber sogar unter fremden Farben ihr Handwerk trieben und sich wohl hüteten, Leuten von Gewicht aus der Nachbarschaft, die sie kannten, beschwerlich zu fallen. Aber war der Raubritter angeklagt, so konnte er sich durch Zweikampf von dem Verdachte reinigen, und der Grünscheider war als ein starker eisenfester Raubbold gescheneet weit und breit, weshalb ihn so leicht Niemand züchtigte. Er zog oft meilenfern in Begleitung seiner Knechte und Spießgesellen umher, änderte auf jeder Wegstrecke seine Abzeichen und trieb sein Wesen bald als Wolf, bald als Geier oder Drache. Aber dem Stummel, dem scharffegenden Wesen war auch in naher Nachbarschaft eine ergiebige Nährquelle, die große Heerstraße, die er setzte; und diese damals vielbesuchte Straße zwischen Öln und Westphalen war vielleicht auch die Veranlassung ge-

wesen, daß die Burg Grünscheid entweder zum Schutz oder zur Plünderung derselben von Hermanns Vorfahren erbauet war, denn, wie im Eingange erwähnt, traf man an Heerstraßen und schiffbaren Flüssen die meisten Raubburgen, und wie jezo dort die Adler und Falken, Wölfe und Bären, Leuen und Drachen, Scorpionen und Schützen von den Wirthshauschildern herab auf die Taschen der Reisenden lauern, so thaten es damals die wunderlichen Wappenthier auf den Steinbildern über den Burgthoren. Das Eine, wie das Andere sind und waren den Reisenden gefahrvolle Klippen, beide kosten und kosteten ihm Gut und Geld, nur mit dem Unterschiede, daß die Einkehr bei ersteren wenigstens zu Trank und Speise verhilft, während in Burgen niedergeworfene Reisende bis zur Erlegung des Lösegeldes hungern und dursten mußten zwischen schaurigen Kerkerwänden.

Die erwähnte Straße, die an Grünscheid vorbei führte, war bis zum Jahre 1774, als die Chaussee über Lemmep und Wermelskirchen angelegt wurde, mit der alten Wipperführter Straße über Herborn und Herzweg die gangbarste Verbindung zwischen Cöln und Westphalen. Jetzt ist der Weg verkommen und dem Unkundigen schwierig aufzufinden; nur alte Leute noch wissen seine Richtung von der Untern Burg durch die sogenannte Rheinfurth der Wupper entlang über die Höfe Strohn und Glüder, dann die Höhe hinauf nach Schaarweg, über Herrscheid nach Martinsholz, dann hinab nach dem sogenannten Cölnischen Brünnechen auf Grünscheid, von dort hinauf gen Dierath (welche Strecke noch jetzt der Ritterpfad genannt ist), dann auf Biefenbach, wo das Alter des Weges durch die Aushöhlung besonders bemerkbar, und unsern Quetzingen hinab auf die Bürriger Haide, vor Küppersteg die Richtung der jezigen Heerstraße zwischen Mühlheim und Opladen verfolgend. Diese Heerstraße kam kein Reisender, der nicht von den Luchsangen des Grünscheiders beobachtet wurde. Die Sage erzählt, daß er in seinem Schlafgemache, wo er angekleidet und in Wasfen ruhete, ein Glöcklein gehabt, das er, sobald es dunkelte, mit Schnüren in Verbindung setzte, welche über die nur auf

Burfsweite entfernte Heerstraße gespannt waren, um zu erkennen, ob Jemand bei Nacht die Straße zog. Dann ging's sogleich hinaus mit den Knechten, gleich Adlern auf die Beute, und war es irgend ein armer Schlucker, bei dem Nichts zu holen war, so wurde er auch wohl aus Rache todtgeschlagen, weil er des Ritters Ruh um Nichts gestört. Die Leichname der in der Nähe der Burg Gemordeten soll er in einen dortigen Keller begraben haben.

Besonders die Kaufherren, die aus Westphalen nach Aachen oder Cöln zogen, mußten ihm hart herhalten. Dort hatte er seine Kundschafter, von denen er Nachricht erhielt, wann eine fette Beute vorbei zog, und war diese, wie damals häufig, durch ein reißiges Geleite gedeckt, so verband er sich mit seinen Spießgesellen aus der Nachbarschaft zum gewaltsamen Ueberfall, der dann durch Fallgruben und gefällete Baumstämme, die den Weg verammten, vorbereitet wurde. Viele solche Räuberkniffe erzählt man von ihm, lange hatte er sein Unwesen ungestört getrieben und mit rohen Gesellen vom Schweiß und Blute braver Christenleute geschwelgt und geschlemmt, ohne daß eine offene Anklage ihn getroffen. Aber lange Zeit war ringsum ein Gerede gegangen, daß es mit dem Aufwande des Grünscheiders keine richtige Sache sei, — daß verkappte Männer bei Nacht in und aus der Burg schlichen und daß die Räubereien und Mordthaten, die in der Nachbarschaft immer häufiger wurden, von dorther ausgingen. Der Name Herm Stummel war der Schrecken der Gegend, das Gespenst der Wanderer und der Kaufleute.

So war es, als einst an einem regnigten Novemberabende der Stummel unterhalb des Hofes Weidenbach, unfern dem Cölnner Pützchen, mitten in dichtem Walde auf den Fang lauerte. Er hatte Kunde erhalten, daß ein reicher Soester Kaufherr (dessen Namen leider nicht angegeben ist) mit seiner schönen Tochter, Ida geheißten, und mit vier von kostbaren Waaren belasteten Saumrossen im Anzuge sei. Derselbe kam von Cöln und gedachte auf der Neuenburg an der Wupper zu übernachten. Zur Sicherheit in der verrufenen Gegend

hatte er vierzehn Reifige im Geleite. Das war dem Grünscheider eine zu starke Huth; er mußte Helfer suchen und fand dazu einen gewissen Ritter Heribert aus der Nachbarschaft (auch dessen Geschlechtsname findet sich nicht angegeben), der ihm mit vier reifigen Knechten zuritt. Herm hatte sechs bei sich, zwei zu Ross mit Lanz' und Schwert und drei mit Spieß und Art, dazu auch einen fertigen Armbrustschützen; also waren ihrer im Ganzen zwölf. Die beiden Ritter, des Sieges und ihrer Beute gewiß, machten unter sich aus, daß letztere zu gleichen Theilen getheilt werden sollte. Dann besetzten sie die bezeichnete Stelle in tiefem Hohlwege. Des Stummels Knechte hatten Schaufeln und Hacken mitgebracht. Damit machten sie zuerst eine tiefe und breite Grube von Gleis zu Gleis in den Weg, schlugen darein dicht neben einander zugespitzte Pfähle und bedeckten diese mit umgewandten Rasen. Sodann stiegen die drei Knechte mit ihren Aexten und Spießen auf den Rand des Hohlweges, legten sich die mitgebrachten aus Hanseilen gefertigten Schlingen zurecht und duckten sich mit dem schußfertigen Armbrustschützen in die Ginstern. Der Grünscheider lauerte hinter einer Biegung des Weges, die Wanderer, sobald sie an die tückisch verborgene Pfahlgrube gelangt, mit seinen zwei berittenen wohlbewaffneten Knechten von vorn anzugreifen. Der Ritter Heribert, ein hochgewachsener schöner Jüngling, dessen schlanke Heldengestalt und männliches Antlitz unvereinbar schienen mit der eben vorbereiteten That, stellte sich abwärts im Gebüsch auf, um das Geleite des Kaufherrn, sobald es vorbei war, im Rücken anzufallen. So lauerten die Räuber, der Stummel voll Raubbegier gewohntem Trevel fröhnend, Heribert trotzenden Muthes, in jugendlicher übermüthiger Thatenlust durch das Gewöhnliche solcher Ritterzüge über deren Recht oder Unrecht nicht nachsinnend. Eben brach die Abenddämmerung herein, als von der Mühle herauf Rossgetrabe vernehmbar ward. Bald wurden die Aufdauernden auch der Männer ansichtig, die zu Zwei und Zwei, den Kaufmann mit seiner Tochter und die Saumvosse in der Mitte, dichtgeschlossen und kampfbereit heran ritten, als ob sie einen

plötzlichen Ueberfall vermutheten. Bekommen schauete die schöne Jda und faltete die Hände zum Gebet, als der Hohlweg immer tiefer wurde und ihre ängstlichen Blicke an den von grünen Ginstern überdeckten Thonwänden die freie Aussicht verloren.

„Besorgt und fürchtet nun Nichts mehr“ — rief der Führer der Reifigen dem Kaufherrn zu, indem er bergan langsamer ritt und sich mit der Rechten auf den hintern Sattel stützend umwandte: „da drunten ist es wohl nicht geheuer, aber dem Stummel war das Wetter zu schlecht, oder er ist nicht in seinem Revier, denn sonst wär' er ohne Zweifel einmal zum Vorschein gekommen, als wir an seinem Neste vorbei zogen, und hät' uns gemustert und gefragt, was wir in den Säcken führten und hät' sich darüber geärgert, daß Ihr nicht allein seid mit Eurer holdseligen Tochter und den Saumrossen.“

„Ich habe wohl von dem Stummel raunen hören“ — entgegnete der Kaufherr: „der muß ein böser Strauchdegen sein. Schande, daß dem nicht einmal das Handwerk gelegt und allem solchen Gesindel der Garaus gemacht wird, auf daß man ohne Sorge die Straße ziehen könne. Doch laßt uns von Anderem reden, denn seht! meine Tochter entfarbt sich, wenn sie von den Strauchhelden hört, sie erinnert mich an das Sprüchwort: Kennt man den Wolf, so ist er da.“ „Der wird sich hüten!“ hub der Geleitsführer in übermüthigem Tone wieder an: „der kennt meine Handschrift, die ich ihm verwichener Michelmissen mit diesem Flammberg auf den Nacken gezeichnet, daß er wohl quitt gewesen wär', hät' ein Pfuscher seinen Helmfragen geschmiedet. Da wollt' er mit zwei Gesellen einem fahrenden Spielmann drunten auf der Haide die Nähre abnehmen, aber ich kam über ihn wie der Blitz und er war froh, daß er Reifhaus nehmen konnte mit den beiden Schächern. Der Stummel wagt sich nimmer an ein festes Geleit, dazu ist ihm auch der Muth nicht gewachsen, mögt's ihm auch jeto nicht rathen, dem“ —

Da stockte er plötzlich in dem Flusse seiner Rede und stürzte blutig vom Rosse, ein Bolzen von unsichtbarer Hand war ihm unter die Pickelhaube, gerade durch eine

Augenhöhle gedrungen. Die Reifigen stuzten und der Kaufherr und seine Tochter stießen einen Schrei des Entsetzens aus. Da rasch hinter ihnen Kofshuse und Waffengeklirr; in der engen Hohlstraße konnte man nicht gewahren, wie viel der Verfolger, aber es schien der wilde Jäger mit seinem ganzen Heere losgelassen, solch ein Mordgeschrei und ein Getöse machten die Räuber, Ritter Heribert mit hochgeschwungenem Schwerte, ein gewaltiger Recke an ihrer Spitze. Vorwärts trieben die Reifigen und der Kaufherr ihre Kofse, aber diese stürzten in die verdeckte Pfahlgrube, verwundeten die Hufen und Knöchel, steigerten, stürzten und warfen die Reiter dahin. Der Grünscheider vorn und der Ritter Heribert im Rücken mit ihren Reifigen drangen ein, während die Knechte von den steilen Wänden des Hohlweges herab ihre Schlingen um die noch sattelfesten Reifigen warfen und sie von ihren Kofsen zerrten. In wenigen Minuten war der ganze Geleitshaufen entwaffnet und geknebelt. Die Jungfrau lag ohnmächtig in den Armen ihres Vaters. Auch diese beiden befahl der wilde Herr zu fesseln, als der Ritter Heribert, der lange im Anblick der wunderschönen Engelgestalt versunken gestanden, die Knechte wegstieß und schwur: den Beiden solle kein Leides geschehen.

„Was willst du, unbärtiger Knabe?“ fuhr der Grünscheider ihn an. —

„Nichts als die Jungfrau und ihren Vater für meinen Theil der Beute“ — erwiderte Jener: „nehmt Ihr die Saumkofse mit den kostbaren Seidenstoffen, nehmt die erledigten Kofse und laßt Euch die Reifigen sich lösen, aber den Kaufherrn und das Fräulein laßt Ihr mir!“ —

Die Jungfrau war eben wieder zu sich gekommen und schauete furchtsam nach dem Grünscheider, mit Besorgniß nach dem Ritter Heribert hinüber. Sie sah beide im Streit und ihr Herz sagte ihr, daß sich der schöne Ritter zu ihrem Anwalte aufgeworfen habe. Wahrlich hatte sie sich in dem Vertrauen zu Heriberts deutschem edlem Gemüthe nicht betrogen und seelenvolle Blicke lohnten ihn. Er sah einen langgeahnten Himmel in den Blicken

der goldgelockten angstbleichen Jungfrau, die ihm verkündet wie eine Heilige erschien und er hätte ihr kniefällig mit einem Handkusse seine Huldigung dargebracht, wäre der Herr, das böse Gespenst, nicht zwischen ihn und seinen Engel getreten. — „Nun nicht lange Federlesens mehr, der Graben ist aufgeräumt, Alles ist getheilt und gepackt; hier, Heribert, habt Ihr die Hälfte der Waaren und die Rosse gesammelt; die Gefangenen sind mein! Rasch den Krämer mit seiner Tochter gebunden und dann fort zu meiner Burg! Der Graf kommt vielleicht heut Abend noch den Weg herauf!“ So grollte der Grünscheider und selber wollte er die Jungfrau aus den Armen ihres Vaters reißen und beide binden, aber Ritter Heribert warf sich trotzig dazwischen und schwur bei seinem Schwerte, daß er die beiden Gefangenen nicht nach des Stummels Burg entführen ließe. „Ich bin nicht hierher geritten (sprach er), die harmlose Unschuld zu bekämpfen oder eine wehrlose Jungfrau fesseln zu sehen. Das ist unritterlich, was Jeder, der ein Schwert führt, verhüten muß. Fort, Teufel, Du hast keinen Theil an diesem Engel!“

„Bist Du toll, Bursche (rief der Stummel entrüstet), daß ich, der den Anschlag machte und von dem das ganze Unternehmen ausging, Dir den besten Theil der Beute überlassen soll? Der Alte mag morgen nach Hause laufen, aber er muß mir erst schriftlich geloben, wie hoch er die Dirn auslösen will und da wird der Geizhals wohl mehr herausklauben müssen, als der seidene Plunder dort werth ist. Dazu muß er auch ewiges Schweigen und Urpheid beschwören aufs Evangelienbuch, sonst reis' ich ihm die Jung' aus.“

„Zurück von ihr!“ schrie Heribert, „oder Du bist des Todes!“ —

„Bewegener, was willst Du mit dem Täubchen, willst Du es heimführen und kirren, Milchbart?“ fragte der Stummelfuß höhnisch.

„Frei soll sie sein (antwortete der Gegner fest und feierlich); bei dem Heile meiner Seele! frei soll sie diese Straße ziehen und ich will ihr das Geleite geben, bis sie in Sicherheit ist sammt ihrem Vater, oder hier will

ich sterben zu ihren Füßen, so wahr ich wünsche, daß Gott mir gnädig sei!"

"So geht es, wenn man Knaben mitnimmt, wohin nur Männer gehören" — hohnlachte der Räuber: "das nenn' ich doch Wahnsinn! Sperre Dich nicht, Bürsche, die Hand such' mir schon nach Deiner Kehle. Greifst an, ihr Knechte, bindet den Rasenden und werft ihn zu den Andern!" — Die Knechte wollten auf den Jüngling eindringen; aber dessen wackere Reifige warfen sich dazwischen und es setzte in der engen Gasse harten Kampf, zu dem auch der Grünscheider sein schon blutiges Schwert zog. Während dessen aber hob Heribert die Jungfrau auf sein eigenes Roß, half auch dem Kaufherrn hinauf und bedeutete sie, unter Begleitung des einen Knappen eiligst davon zu sprengen zu seiner Burg, die unfern auf der anderen Seite der Wupper lag. Dann, nachdem er selbst das Roß zur Flucht angetrieben, wandte er sich zu seinen Reifigen, die von dem Stummelfuß zurückgedrängt wurden, und ein wüthender Kampf begann. Zwei feindliche Knechte lagen schon im Blute und der Grünscheider selber war an der Schulter hart verwundet, — da warf dessen Knecht oben von dem Hohlwege die Schlinge und zog den Ritter Heribert nieder. Vorüber stürmte Herim, den Flüchtlingen nach. Auch Heribert, mit Hülfe zweier treuer noch unverwundeter Knappen rang sich los und schwang sich auf ein Roß, aber das Schwert entsank ihm, denn die Art eines feindlichen Fußknechtes hatte seine Rechte zerschmettert. Die Gefnebelten, die Todten und Verwundeten blieben allein im Hohlwege, die Uebrigen jagten Heriberten nach, ungewiß, zu welchem Ende. Rasch sprengte der Ritter rechts hin durch Berg und Thal, des Stummels Spur verfolgend, — da hörte er endlich im düstern Walde, der das große Grünscheid genannt, Hülferuf von weiblicher Stimme. Er eilte dorthin. Die Flüchtlinge waren von dem wuthrasenden Grünscheider eingeholt worden. Ihr Roß hatte er gefällt und Heriberts Reifigen erschlagen. Die Gefangenen, Vater und Tochter, hatte er mittelst Stricken, deren er am Sattelknopfe immer vorrätzig, auf des Reifigen

Kopf gebunden und wollte so mit ihnen hinweg — da er sah ihn Heribert und rief ihm drohend entgegen.

Der Unmensch, ungewissen Kampf vorhersehend, voll Bosheit, Neid und hähmischer Rachgier schwang hoch sein Schwert und rief dem Ritter, der von steiler Anhöhe nur langsam zu nahen vermochte, mit Hohnlachen entgegen: „Komm her Knabe, auf Halbpast sind wir einig geworden und von Allem sollst Du deinen Theil haben!“

— So rief er und erschlug die wehrlosen Gefangenen und hakte sie in der Mitte des Leibes durch, gefühllos, wie ein Metzger sein Schlachtvieh in Stücke haut. — Wüthend stürzte Ritter Heribert daher, aber da war nichts mehr zu retten und er selber, ohne Wehre sank unter dem Schwertschlage seines Feindes betäubt zu Boden. Sich um ihn und seine Reisigen fürder nicht mehr bekümmern, sprengte Herm der im Hohlwege verlassenen Beute zu. Alle die gefangenen und geknebelten Reisigen wurden ein Opfer seiner Wuth, vielleicht auch der kalten Vorsicht. Die lange Nacht ging dazu hin, die Gemordeten zu begraben und die Beute in Sicherheit zu bringen. Heriberts Knechte hatten ihren schwergetroffenen Herrn fortgetragen. Die Leichen des Kaufherrn und seiner Tochter Ida ließ Herm zu den Uebrigen in den Mordkeller seiner Burg vergraben und alle Blutspuren sorgfältig vertilgen, wozu denn auch der bei Nacht heftig strömende Regen Vieles beitrug. Am Morgen ritt Graf Adolph vom Berge vorüber über den stummen Schauplatz der gräßlichen Mordscene und gewahrte und ahnete Nichts von Allem, was geschehen. Keiner der Ueberfallenen war entronnen und außer dem Müller und seinem Gesinde, die von dem Stummel auf den Tod hin zum Schweigen bedrängt waren, hatte kein Unberufener von der Schandthat weder etwas gehört, noch gesehen. Die finstere Novembnacht und der Mordkeller hatten Alles bedeckt, was ein Zeugniß gegen den Frevler zu geben vermochte. Als der Graf Adolph vorbeigeritten war und Herm seinen Lehns Herrn ganz unbefangen gegrüßt und eine Wegstrecke begleitet hatte, sprach er zu seinem Vertrauten, dem Armbrustschützen: „Es wird kein Hahn mehr nach der ganzen Mordgeschichte krähen, denn der tolle Bursche

Heribert wird wohl zu Sinnen gekommen und nicht so verrückt sein, daß er plappere.“ — So sagt' er und war froh der Beute.

Ritter Heribert befand sich auf seiner Burg, die in der Nähe lag. Ihr Name, der auch wahrscheinlich der Name seines Geschlechtes, ist uns leider nicht aufgezeichnet worden. *) Lange rang der mehrfach verwundete Jüngling in heftigen Fiebern; seine Diensleute fürchteten, er sei wahnsinnig geworden; immer sprach er von der Kaufmannstochter. Oft fuhr er aus dem Schlummer auf mit dem Rufe: „Rettet! rettet! sie ist mein! der Stummel ist der Teufel, das seht ihr ja an seinem Fuß, am Pferdefuß; der Teufel hat keine Gewalt über den Engel! Rasch, alter Vater, der Rappe ist gut; gleich komm ich nach, es ist meine Braut, die ich zu dir auf's Ross hebe. Der Rapp' ist gut. Eile! ich komme sogleich nach zur Hochzeit.“ — Solches und Aehnliches rief er wie im Traume und dann sank er zurück und jammerte um seine Braut, die der Teufel Herm gemordet und fluchte diesem, daß es dem Burggesinde grausete. Diese ließen einen frommen Pater holen, der sich auf die Heilung vieler Krankheiten verstand. Der war Tag und Nacht bei dem kranken Ritter und unter seiner Pflege genas dieser, zwar mit Verlust seiner zerschmetterten Rechten und all seiner früheren Heiterkeit. Der Grünscheider kam mehrmal herzu und wollte sich mit Heriberten bereden, aber der Pater ließ ihn nicht vor und sagte: dem kranken Ritter sei das letzte Stündlein nahe, der sei nur mit ewigen Dingen beschäftigt und wolle Niemanden vor sich lassen. Dieses Bescheides war der wilde Herm erfreut, denn er dachte: wenn der Gelbschnabel todt ist, so hab' ich einen schlimmen Zeugen weniger gegen mich, und sagt er es auch dem Pater in der Beichte, so darf der um seiner Seligkeit willen Nichts verplaudern.

Dies währte bis eines Morgens frühe. Da waren der Ritter Heribert und der Pater verschwunden; Nie-

*) Wahrscheinlicher als Leienstepen war es der Ritterstiz Widdert jenseits der Wupper, unfern Solingen.

mand wußte, wohin, aber auf dem Tische, woran sie zu sitzen pflegten, lag ein großer Brief, an den jüngeren Bruder des Ritters überschrieben. Der Bruder las denselben und fand darin, daß Heribert ihm die väterliche Burg und Alles, was dazu gehörte, geschenkt habe und selber seine übrigen Tage in einem Kloster oder als blühender Einsiedler Gott weihen werde.

Einige Wochen darauf, spät an kaltem Winterabende (es war um Weihnachten) wollten einige Landleute, die von Wihhelden kamen, den Ritter Heribert in einem schwarzvermummten reißigen Hausen den Weg auf Grünscheid haben reiten sehen. Das sagten sie dem Müller, der eben vor der Thüre stand und dem ungewöhnlichen Zuge nachschauete. „Gnade Gott Herm dem Stummel!“ rief dieser und faltete seine Hände: „das sind, Gott sei mir gnädig! sind“ — — „die Rächer verborgener Frevelthaten!“ scholl es wie Hundert Stimmen zugleich aus der Ferne von Grünscheid herüber und die erschrockenen Leute stoben aus einander. Auf dem Burghügel Schrei der Verzweiflung, dann Rossgetrapp und die Nacht war stille.

Anderen Tages wurde es ruchbar, daß der Grünscheider im eigenen Burggemache von der Beszme ergriffen und hinausgeschleppt worden sei auf die Höhe zwischen Grünscheid und Dierath. Dort aber hart am Heerwege stand ein riesenhafter Eichbaum, an welchem in frühesten Zeit das Gericht gehegt zu werden pflegte. In den Stamm dieses Baumes schlugen die schwarzen Männer einen großen Nagel und erhängten Herm den Stummel daran. Seine Frau aber (und diese erscheint nur hierbei in der Erzählung und auch die Sage weiß sonst Nichts von ihr) schnitt noch bei Nacht die erstarrte Leiche los und begrub dieselbe in den Mordkeller zu Grünscheid. Den Nagel in dem Eichbaume aber versäumte sie wegzunehmen und der blieb, so lang der Baum stand, ein Mal der Strafe des heimlichen Gerichtes, und die Stelle, die früher am Dingbaum oder an der Dingeiche genannt war, heißt von jenem Nagel der Nagelsbaum bis zum heutigen Tage.

Die Sicherheit in der Gegend bei Grünscheid und die Strafe blieben nach Herms Hinrichtung ungestört. Nicht so aber die Burg, wo der Frevler gehauset, denn im Grabe fand der Bösewicht keine Ruhe und es war oft ein solcher Rumor im Hause umher, als ob eine Wildhaz darin gehalten würde mit Jägern, Rossen und Hunden. Klägliches Gewimmer scholl um Mitternacht aus dem Mordkeller und den Herrn, eine lange, etwas gebückte Gestalt, sah man bisweilen sogar am Tage durch die Pferdeställe und dann vom Söller in den Keller hinken. Manchen sonst kühnen Mann hat die Erscheinung dieses Gespenstes um so mehr erschreckt, als die Kunde von des Raubritters schrecklichen Thaten sich fortpflanzte von Geschlecht zu Geschlecht, und keine Beschwörung, kein Weihwasser eporzirender Mönche vermochten den Spuk zu bannen, der bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewährt, wie viele Augenzeugen berichtet haben und wie sich die Nachbarn noch heute erzählen. Daher kam denn die Burg und später das auf ihrer Sohlstätte errichtete ländliche Haus sehr in Verruf. — Aber auch eine Jungfrau in weißem Gewande (nämlich die von Herrn gemordete Ida, des Soester Kaufherrn Tochter) hat man oftmal aus dem Keller durch die Räume des Hauses schwebend gesehen. Vor ihr erschrak Niemand, und man sagt, daß ihre Erscheinung Glück bedeutet habe, während aber das Gespenst des Stummels Alle in bleichen Schrecken versetzte.

Viele Jahre darnach, als der Herr von dem heimlichen Gerichte den Strang zum Lohne seiner Frevlthaten erhalten, wohnte ein Eremit in dem benachbarten Walde, das große Grünscheid genannt, der sich zwischen Burg Grünscheid und der Wupper in üppiger Fülle über die Bergabhänge des obern Leichlingen hin erstreckt. Mitten in dichtem Gehölz an einem klaren Waldborn stand des Klausners kleine Hütte, wo er betete und sich aus den Wurzeln und den Waldkräutern ernährte. Im Winter brachten die Landleute ihm Nahrung, und Alle verehrten den Greis als einen überaus heiligen Mann. Er wurde ein Wohlthäter der Gegend, denn er war weit umher, sogar im gelobten

Lande gewesen und hatte Vieles erfahren, womit er den Landleuten, besonders den Kranken zu helfen stets bereit war. Am meisten aber gedieh der Segen des frommen Greises durch weisen Rath und durch Ermahnungen, die er auch ungerufen erteilte, und er wurde der Vermittler vieler Zwiste. Er war das Orakel der Gegend und sein Ausspruch galt gleich einem heiligen Befehle. Mehrmals sah man ihn zwischen Streitende treten und sein bloßer Anblick schon entwaffnete auch die wüthendsten Kämpfer. Auch von Fürsten und Prälaten wurde er oft um Rath gefragt und er erhielt reiche Geschenke, womit er meistens den Mangelleidenden beisprang. In der ersten Zeit seiner Erscheinung ließ er neben seiner Waldhütte, an der Thalsstelle, wo einst der Kaufherr mit seiner Tochter erschlagen wurde, eine Kapelle aufbauen und hier betete er alle Morgen und Abende. Woher er sei und wie sein früherer Lebenslauf gewesen, erzählte er nie, und Ehrfurcht vor dem hohen Greise machte der Neugier Fragen verstummen. Man nannte ihn nur den guten Vater Heribert, und dieser Name, sowie die Errichtung der erwähnten Kapelle und die Verstümmelung seiner rechten Hand, lassen es ohne Zweifel, daß der Greis jener Ritter Heribert gewesen sei, dessen Jugendgeschichte zwar den Landleuten aus Erzählungen ihrer Eltern bekannt war, allein Niemand lebte mehr, der ihn bis zu dem Verschwinden von der väterlichen Burg gekannt hatte. Man sagt, er sei in einem Alter von mehr als hundert Jahren gestorben, und als er in der von ihm errichteten Kapelle begraben wurde, da war Trauer in der Gegend und eine allgemeine Leichenklage gleichwie um den nächsten Verwandten. Aber auch nach seinem Tode blieb Vater Heribert ein Wohlthäter und Schirmer der Landschaft. Wer auf nächtlichen Frevel ausging und schon das Verbrechen des Raubes oder Mordes betreten hatte, dem erschien der Greis in ehrfurchtgebietender warnender Stellung und so hat er manches Böse verhindert, der gute Vater Heribert, dessen Kapelle noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Gemeinde Burscheid längst lutherisch

war, von frommen Katholiken besucht wurde. Jetzt ist das Kirchlein sammt der Klause verfallen und seit dreißig Jahren ist keine Wallfahrt mehr dorthin gehalten worden. Doch zeigt man heute noch die Baustelle und das mit Steinmauern umfaßte Waldbrunnlein, und noch heute führt die Stelle, dem Ritter zum Gedächtnisse, den Namen Heribertusplatz.

Ob der wilde Herrn Söhne hinterlassen, ist nicht bekannt. Auf dem Ritterstize Grünscheid aber wohnten noch bis ins 16. Jahrhundert Adelige dieses Namens. Dann kam es an die Edlen von Driesch und wurde im 17. Jahrhunderte erst in zwei Theile und einer davon wieder in fünf kleinere Güter zerplitzen. Die andere Hälfte blieb im Besitze derer von Driesch, bis zum Jahre 1749 diese von Johann Friedrich von Driesch auch an Unadelige verkauft und getheilt wurde.

Die hölzerne Säge.

(Eine Begebenheit aus dem 14. Jahrhunderte.)

Unterhalb dem Dünnewege liegt östlich an der Landstraße, die von Straßerhof auf Wermelskirchen führt, in grünem Thal unter dunklen Waldbergen der aus acht Wohnungen bestehende Weiler Burrekufen, ursprünglich Burghausen genannt, früher ein ansehnlicher Ritterstiz, der den Edlen von Burghausen den Namen gegeben, im Jahre 1644 aber von Gottfried Freiherrn von Steinen Herr zu Scherven und Lehrbach nebst dem dazu gehörigen Freigute Dünneweg mit Jagd und Fischerei für Neunhundert Dahler, jeden zu 52 Albus, einen adeligen Verzichtspfennig von 30 eben solchen Dahlern und eine trachtige Kuh an Degenhard Pott, einen Unadeligen ver-

kaufte wurde. Damals schon lag die feste Burg in Trümmern und jezo bemerkt man dort nur wenige Spuren der Grundmauern, der Kellergewölbe und der tiefen Burggraben, die mit Wasser gefüllt waren.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wohnte dort der ehrenfeste Ritter Bruyn oder Bruno von Burghausen, der seiner Biederkeit und Rechtlichkeit halber der Richtmann genannt war. Es war damals eine höchst traurige Zeit, wegen der vielen Räuber, die im Bergischen, sowie im ganzen Deutschland die Straßen unsicher machten, sogar die schwächeren Edelhöfe plünderten und in Brand steckten und Gräueltaten jeder Art mit der größten Kälte, Grausamkeit und Frechheit verübten. Zwei Brüder Zappen waren die frechsten dieser Räuber und trieben lange Zeit ihre Frevel, aber nicht ungestraft, denn Ritter Bruyn der Richtmann fing einen der Brüder auf seinen bösen Schlichen und erhängte ihn und mehrere seiner Raubgenossen. Auch säumte er nicht, mit anderen mannhaften Wiedermännern den übrigen Räubern überall aufzupassen und, wo er sie nur fand, ihnen den Garauß zu machen. Dies erbitterte das schändliche Gesindel aufs Heftigste und der eine Zappen sann, den Tod seines Bruders auf's Fürchterlichste zu rächen. In einer stürmischen Herbstnacht hatte er alle seine Raubgenossen um sich versammelt und es gelang ihnen, die Burg zu erklettern, ehe es im Innern derselben jemand gewähret hatte. Mordlärm schreckte den Ritter und die Seinigen aus dem Schlafe und sie Alle fielen als ein Opfer schändlicher Rachewuth unter den Schwertern der Räuber. Weiber und Kinder sogar wurden aufs Grausamste umgebracht. Doch Ritter Bruno, von den Räubern entkleidet und gebunden, starb den grausamsten Martertod. Mit einer hölzernen Säge, die man zuvor zu diesem Schandwerke geschnitzt, wurde er langsam durchsägt unter dem Hohngelächter seiner Mörder, die darauf die Burg plünderten und in Brand steckten. Solche fast beispiellose *) Grausamkeit, durch schänd-

*) David verfuhr also gegen das ganze Volk der Amalekiten. 2 Samuelis XII. 31.

liche Räuberhände verübt, hat sich von Geschlecht zu Geschlecht in der Sage uns überliefert, und es heißt, daß die frechen Mörder, die bald nach jener That sämmtlich eines gewaltsamen Todes gestorben, als nächtliche Poltergeister in der nach dem Brande wieder aufgebauten Burg umgegangen und die Bewohner geschreckt hätten. Darum haben denn auch die Herren von Steinen, die durch Erbschaft damals in deren Besitz gelangt, den Ritterstiz verfallen lassen und nicht wieder aufgebaut. Die thörichten Leute aber, die dort nach verborgenen Schätzen gegraben, wovon noch viele Sagen, sind leer ausgegangen, denn auch in damaliger Zeit war man so klug, Gold und Silber nicht unter der Erde zu verstecken.

Die Hexenfahrt.

(Bergisches Volksmärchen aus dem 15. Jahrhunderte.)

Es war vor ungefähr 350 Jahren, da noch der Hexenunfug manchen guten Christen beunruhigte, als auf einem Meierhofs zu Dingelkirchen im Bergischen zwei recht hübsche Landmädchen wohnten mit Namen Odilia und Adelhaid. Rücksichten erlauben mir nicht, den Hof und den Familiennamen der Mädchen zu nennen, und dies um so mehr, als beide noch in den Marken unseres Landes bestehen. Doch verstoßt dieses nichts in dem Verständnisse der Begebenheit, und ich erzähle weiter, daß die hübschen Kinder, einzige Töchter eines sehr wohlhabenden Landmannes, demselben in dessen Wittverstande die Haushaltung führten. Allein wie sehr auch die Aussicht einer reichen Erbschaft die Schaar der Freier ködern mag, so hatten diese Mädchen, an der letzten Gränze ihrer schönen Jahre stehend, noch keinen ernstlichen Brautbewerber nahen gesehen. Dies mag uns heutzutage wohl gar seltsam erscheinen, allein denen, die mit damaligen Zeitverhältnissen vertraut sind, darf ich nur sagen, daß die Verschmähten aus einem der Hexerei bezüchtigten Geschlechte abstammten, und sie werden darin einen hinreichenden Grund der für fast dreißigjährige Jungfrauen sehr kränkenden Zurücksetzung gewahren. Die Großmutter, sowie die Urgroßmutter und deren vier Schwestern waren als offenkundige Hexen von den hochwürdigen Herren Dominikanern bezeichnet und nach ihrem ausgefollterten Geständnisse zum Triumphe der Christenheit feierlich verbrannt worden. Die Mutter, wie sehr auch die Töchter ihren Tod als zu frühe beweinten, mochte wohl noch eben zur rechten Zeit an einer natürlichen Krankheit verschieden sein, denn man munkelte damals schon viel von ihren verbotenen Teufelskünsten, und die etwas leichtsinnige Adelhaid soll als zehnjähriges Kind einer ihrer Gespielfinnen vertraut haben, daß ihre Mutter den Absud von Kröten und Froschlaich in Heyelstroh gieße, woraus

Kaupen entständen, welche sie in die Gärten der Nachbarn trage. Auch soll sie erzählt haben, daß ihre Mutter sie schon allerlei Kunststückchen durch Teufelsmacht lehre, und daß sie schon verstehe, bei Mondschein abgefallene Birnen in langschweifige Mäuse zu verwandeln, und sie dabei nur noch nicht mit dem Geheimnisse vertraut sei, dieselben auch mit Haaren zu versehen. Solcher nackten Mäuse soll sie auch wirklich zur Belustigung ihrer staunenden Gespielinnen vor deren Augen geschaffen haben und dergl. — Als sie aber von älteren Leuten um diese Sachen gefragt wurde, läugnete sie, wahrscheinlich von der Mutter ausgescholten und belehrt, Alles, und so blieb es denn auch fortan bei zweideutigen Gereden. Selbst nachdem die rüstige Meiersfrau gestorben war, mochten etwas empfindliche Leute, die leicht Herereien wittern, den Hof nicht gern betreten, und wunderten sich auch Fremde über den guten Fortgang der Bewirthschaftung, und priesen des Meiers gesegneten Fleiß, so hieß es: „Alles hat seine Ursachen und dort sind es nicht die christlichsten, weil's nicht mit guten Dingen zugeht.“ Dabei verschob man die Schulter und erzählte von Leuten, die ohne viel Schweiß und Schwielen zu hohem Wohlstande gelangt seien; von einem Hausgeiste, von Heckethalern, von Hahnenei und dergl. Dies verfehlte denn auch insoweit seine Wirkung nicht, daß die Jungfern Odilia und Adelheid keine Freier erhielten, bis sich endlich zwei junge beherzte Bursche aus der Fremde im Kirchspiele niederließen. Diese waren Meister Peter, der lustige Schneidergesell und Johannes, der Ackerknecht. Beide sagten, man müsse den Teufel nimmer fürchten, sondern seiner spotten, um ihn vom Leibe zu halten, und so wagten sie es, die hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen hatten, mit den schönen Meierinnen, von denen sie gar wohl empfangen wurden. Bald waren die Pärchen vertraut und man sprach schon vom Heirathen. Da mußten die wackeren Bursche jeglichen Abends, wenn die Arbeit ruhete, ihre Schönen besuchen, wie es so unter dem lieben Landvolke bei Freierleuten noch jeho Brauch ist, und dann sorgten die züchtigen Mädchen dafür, daß die übrige Hausgenossenschaft

nicht Zeuge ihrer heimlichen Angelegenheiten sei, sondern schon das Pfühl der Ruhe gesucht habe. So kam denn auch die Mainacht, für welche sich die Bäuerinnen unter allerlei Vorwänden den sonst so freudenreichen Besuch verboten hatten. Die Bursche aber, weil sie nicht lassen konnten von liebgewonnener Gewohnheit, oder weil sie unheimliche Ahnungen, oder aber gar Eifersucht antrieb, eilten um gewohnte Zeit dem stillen Meierhofs zu, wo schon Alles zu schlummern schien. Sie waren rings um das Haus geschlichen, ohne etwas regen zu hören und wollten sich schon, ärgerlich geworden, entfernen, als sie in der Küche des Hauses Licht erblickten und wohlbekannte Stimmen dort flüstern hörten. Schnell stiegen sie an das Küchenfenster und bemerkten, wie ihre beiden Liebchen dort mit ihrem Feiertagschmucke beschäftigt waren, und hörten sie von den Freuden eines Festes erzählen, das sie eben besuchen wollten. Soviel konnten die gespannten Lauscher zwischen dem Lachen und Richern der Schwestern heraushorchen; allein was dies Alles nun eigentlich heißen sollte, gewahrten sie erst, als jetzt ein wohlverschlossenes Töpfschen aufgedeckt wurde, worin Dilia und Adelheid die Finger tauchten und sich dann Hals und Nacken rieben, indem sie die Verslein sprachen:

„Mit Windesbraus

„Zum Schornstein 'raus!

„In's Hexenreich

„Ueber alle Hecken und Sträuch'!“

Raum war das letzte Wort verklungen, als beide Mädchen vor den Augen ihrer erstaunten Galane sich erhoben und auf einem Besen reitend, schnell wie der Wind, durch den Rauchfang hinauf flogen.

„Das ist ein Hexenritt, leibhaftige Hexen sinds!“ rief der Ackerknecht Johannes gar unmutig. — „Laß es sein, was es will!“ sagte der leichtfertige Schneidergeselle Peter: „das Töpfslein steht noch da, ich habe den Hottuspokus gar wohl abgesehen, und jetzt ist es an uns, die Schächchen zu überraschen auf ihren heimlichen Schlichen!“ — „In's Hexenland Afrika?“ brummte Johannes: „in des Teufels Reich? Da mag der Kukuk hinreiten. Wenn mir auch nicht bang ist vor dem Teufel,

so scheu' ich doch so halsbrechende Arbeit!" — „Sei kein Dummkopf (entgegnete der Begleiter), wo's Adelheidchen ist, da ist's mir gut genug, und nun komme, Bärenbeißer, und laß dich mit der Teufelsalbe stinker machen, als du bisher warest!" — Johannes überlegte noch, allein der beherzte Peter wußte ihn durch die Geläufigkeit seiner Zunge dermaßen zu rühren, daß ihm die Zeit lang wurde, bis er Odilien gesehen; er kroch durch den bekannten Schlupfwinkel mit seinem Freunde in die Küche, und nachdem dieser ihm die wohlgerückten Ceremonieen noch mehrmals vorgemacht hatte, bot er seinen breiten Nacken willig zur Salbung dar. In Ermangelung eines Besens hatte Peter eine Ofengabel, Hans aber einen Rechen ergriffen, und nachdem sie sich genugsam gesalbt und ihre seltsamen Pferdevertreter an sich genommen hatten, sprachen sie den Hexenspruch aus, wobei sich aber der tölpelhafte Johannes im Schlusse verfah, und statt „über“ „durch alle Hecken und Sträucher“ sagte, worauf beide, von unsichtbarer Macht aufgenommen, mit Windeschnelle zum Schornstein hinaus, durch die dunkle Nacht hinschossen: Peter hoch über Land und Wasser, Hans aber durch Hecken und Sträucher, so daß er elendig von Dornen und Zweigen zerstoßen und zerkrast eben nicht die angenehmste Fahrt hatte. Zwar schützte der Ramm des Rechens, den er zum Glück über seinen Kopf hinaus hielt, ihn vor dem Schlimmern; doch gings arg genug her, und nur die Schnelligkeit der Bewegung und der Schrecken der Ueberraschung, sowie die Erwartung der Dinge, die er schauen sollte, ließen die Schmerzlaute, die sich in seiner Brust bildeten, nicht austönen. Doch aller Schmerzen vergaß er, als er sich mit Einem Male in einem großen lichterfüllten Saale sah, wo der durch keine Hecken und Sträucher aufgehaltene Genosß Peter nach dem Staunen und dem Jubel der Ueberraschung schon mit seiner Adelheid im Ringelreihen tanzte. Dort war eine Pracht und eine Lust, die sich nicht beschreiben lassen, und obgleich Alles nicht mit guten Dingen zuging, und der Teufel selber den Vortanz führte und die Gäste mit Wein und Confect bediente, so war diese Bedienung und der verbreitete Jubel doch der Art, und Alle hatte eine

solche Ausgelassenheit in aller möglichen Ergötzlichkeit ergriffen, daß auch Hans und Peter ewig dort hätten verbleiben mögen. Jedoch das Reich des Satans dauert nicht lange, und als die Mitternacht vorbei war, als der Oberste der Teufel die Morgenluft zu wittern begann — da hieß es aufgebrochen, und jedem Gaste wurde ein Thier zum Heimritte gesattelt. Johannes, der von Odilien durch Hexenkunst von den Dornstichen wieder gänzlich geheilt war, mußte sich, den Rechen statt einer Peitsche in der Hand, auf ein dreitägiges Kalb, Peter mit seiner Pfengabel auf einen dreijährigen Ziegenbock setzen, welche Thiere ihnen die Meierinnen vorführten mit der Bemerkung, daß diese Hexenpferde sie beim ersten Antreiben in drei Sprüngen würden hinbringen bis in die Küche des Meierhofes; nur dürften sie sich weder umsehen, noch ein Wort reden. Da flogen die Mädchen wie der Wind auf Fledermäusen davon, links und rechts, rund herum saufete es durch die stockfinstere Nacht von lustigen Reitern — da stießen auch die beiden Burschen ihre Thiere in die Rippen und schwangen Rechen und Gabel. Dicht neben einander gingen mit Einem Sprunge über ein großes Meer, wo erhellte Schiffe drunten in der Nacht sichtbar wurden; dann mit dem zweiten Sprunge wohl hundert Meilen über's Land, über Flüsse, Städte und Berge. Da hielten die Thiere etwas an, als wollten sie verschmaufen. „Holla!“ riefte Johannes: „Das heiß' ich aber zwei gute Sprünge für ein dreitägiges Kälbchen!“ — Kaum hatte er's gesagt, so lag er, so lang er gewachsen, am Boden — fort durch die Luft saufete das Kalb zurück, Peter vorwärts mit seinem Ziegenbocke. Der unglücksame früher wie Lazarus zerfetzte, jetzt wie Ismael verlassene Hans lag da, rings war's dicke Nacht und er wußte nicht, wo er war, noch was er beginnen sollte. Im Rausche, den er auf dem Hexenfeste sich angetrunken, schlief er ein und dachte, am Tage werde er wohl den Weg nach Hause gewahren. Der Tag kam, Johannes erwachte und sah sich in einer ganz fremden Gegend, auf hohem Berge, nur unbewohnte Höhen um sich, und tief unten im Thale einen Schaafshirten, der auf einer grünen Wiese seine

Heerde trieb. Von den seltsamsten Erinnerungen begleitet, von den sonderbarsten Vorstellungen gequält, nahete er dem Schäfer und fragte denselben um den Weg nach Dingskirchen, seinem Dorfe. Der Schäfer sah ihn stau- nend an, als ob er ihn nicht verstehe, und zuckte die Achsel. Da bat der zerzaufete Ackerknecht: der des Dor- fes unkundige Mann möchte ihm sagen, wohinaus denn die große weltberühmte heilige Stadt Cöln liege, die seinem Wohnorte nachbarlich gelegen; doch jener sah ihn wieder- um mit großen Augen an und knurrte als Jemand, den man zum Besten haben will: „Wos woaß i von Cö- len! Gang Er sain Weg und hob mi nit z'm Narr, i g'si holt gons Tyrol durichlaufa und woaß nir von ainer Stadt Cölen!“ — Wie erschrak der arme Johannes, als er hörte, daß er wohl hundert Meilen von seiner Heimath entfernt, in einem Lande sei, wo man ihm den beschwerlichen Heimweg nicht einmal zu zeigen wisse. Erst in Anspruch, das er darauf erreichte, erfuhr er die Richtung des Weges und kam endlich nach drei Monaten — die Erndte war schon vorbei — nachdem er durch Betteln sein Leben kümmer- lich gefristet, zerkumpt und abgezehrt in Dingskirchen an, wo er gleich bei seinem Eintritte erfuhr, daß sein Genos Peter das Schneiderhandwerk niedergelegt, die reiche Meierstochter Adelheid geheirathet und Alles vollauf habe. Doch als Peter seinen todtvermeinten Freund wiedersah, nahm er zum letzten Male die Scheere und Nadel zur Hand, pußte ihn, wie es einem Freier ziemt, und führte ihn der sehnsüchtigen Odilia zu. Auf dem Meierhose vergaß man über der lustigen Hochzeit bald aller Abenteuer der Mainacht, und die beiden Frauen versprachen, sich nimmer wieder mit Hexensalbe zu salben, nimmer wieder mit dem leidigen Satan zu verkehren. Dies haben sie auch redlich gehalten und sind ehrliche und christliche Bäuerinnen geblieben in langer Lebens- dauer bis an ihr seliges Ende. Auch ist es von ihren vielen Nachbarn keinem mehr eingefallen, Hexerei zu treiben, und wenn auch noch nachher im Bergischen Weib- er und Männer wegen Umgangs mit dem Teufel und abscheulichen Unfugs halber angeklagt und verbrannt

wurden, so hat sich dies Unwesen jetzt doch schon längst gelegt, und kaum weiß man nur noch zu sagen, daß diese oder jene Person aus einem Hexengeschlechte (von Hexenart) abstamme, daß ihre Großmutter des Nachbarn Kuhstall behert, des Küsters Kind verwünscht oder dem Metzger & Finnen ins Schlachtvieh gezaubert habe. Was dem heiligen Dominikus und seinen Folterkammern, seinen Blutwerkzeugen und Scheiterhaufen nicht gelang, das hat mit ihrem beseligenden Lichte die göttliche Aufklärung bewirkt: wir haben jetzt keine Hexen mehr. Mag man auch jetzt noch in unserem Lande bei so vielen hohlen Mädchen von einer Zaubergewalt sprechen, so ist nichts Satanisches darunter zu verstehen, sondern etwas Himmlisches und gar Liebliches. Solche Zaubereien verbrennen wir nicht mehr, sondern wärmen unsere Seelen an ihrem süßen Feuer.

Die Ritter zu Stammheim.

(Eine Begebenheit aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.)

Wie gottgefällig das Werk eines frommen Kreuzzuges sei, gab sich durch viele Wunder kund, die uns bis jetzt aufbehalten blieben. Der Kranke genas, für den sich ein wackerer Streiter gegen Jerusalem gelobte; die Frau desjenigen, der die Heiden zu bekämpfen nach Palästina ging, kam ohne Schmerzen nieder und manche edle Jungfrau (sagt ein treuherziger Mönch) wurde dadurch, daß sie ihren ritterlichen Bräutigam zur Vertilgung der Sarazenen als dem Mittel, ihre Hand zu erwerben, anspornete (welche hohe Gnade!), zum Heile des Nonnenlebens bekehrt. Da sah man rings viele Kreuze am Himmel; am Tage dunkel, aus Wolken gebildet, bei Nacht aber feurig

und leuchtend, gleich den Firnsternen. Alles eilte zum heiligen Kriege, was nur eine Lanze zu tragen vermochte. Wer, nachdem er das Gelübde der Fahrt gethan hatte, zu arm, zu alt oder zu schwächlich zu solcher Rüstung befunden wurde, durfte zwar gegen sonstige gute Werke daheim bleiben; der wirklich fähige Mann aber setzte sich dem Zorne des Himmels Preis, wenn er aus Furcht, Geiz oder Liebe zum Wohlleben die gelobte Fahrt nicht willig antrat.

Um diese Zeit, im Jahre 1206 wohnten zu Stammheim am Rhein in festem Ritterschlosse zwei Brüder, der ältere Hugo, der jüngere Günther von Stammheim geheißten. Beide waren wackere Ritter und mächtige reiche Herren, die ersten unter den Vasallen des Grafen von Berg. Hugo war verheirathet und hatte fünf Söhne, Günther hingegen war unvermählt, aber Bräutigam und gedachte in kurzer Zeit eine eben so schöne, als tugendhafte Braut als Gattin heimzuführen. Da wurde in Deutschland von allen Kanzeln ein Kreuzzug gepredigt, und Hugo, von dem Glende der Christen in Palästina aufs Innigste gerührt und im Zorne gegen die wilden Sarazenen, die das heilige Grab mit Schmach bedrohten, nahm gläubig das Kreuz und gelobte die Fahrt zur Vernichtung der Ungläubigen. Als aber der Tag der Abreise heran nahte, da fiel es ihm schwer auf die Seele, von Weib und Kind und trauriger Heimath sich trennen zu müssen, und er ging traurig sinnend umher, und fand keinen Vorwand, die Fahrt abzulehnen. Da wohnte aber in der Nähe ein reicher Bucherer, ein Müller, der, wie solche gewöhnlich sind, viel pfiffiger zu sein glaubte, als andere ehrliche Männer, der hatte auch das Gelübde gethan und sich mit 5 Talenten Silbers von demselben losgekauft. Er sah den Ritter Hugo eines Morgens gebeugten Hauptes und traurig vorbei reiten, und da er die Ursache dieses Trübssinnes errieth, so rief er den Ritter an und überredete ihn, wie er selber gethan, sich für 5 Talente loszukaufen, damit er bei Weib und Kind ungefährdet daheim verbleiben könne, was doch viel vernünftiger sei, als sich in fernem Land ein frühes Grab zu suchen. Kaum aber hatte der Müller diese

gotteslästerlichen Reden ausgestoßen, so vernahm man ein Geräusch in der Mühle, als ob die leeren Steine sich rieben. Der gottlose Wucherer verließ den Ritter und eilte hin. Aber da begegneten ihm zwei feuerprühende schwarze Rosse und auf einem derselben ein pechschwarzer Reiter, der ihn zwang, den ledigen Rappen zu besteigen, worauf er spornstreichs in des Ritters Anblick mit ihm zur Hölle eilte. Dort mußte er (so rief es der schwarze Reiter) in Ewigkeit auf einem glühenden Stuhle sitzen und neben ihm seine Gattin, die im Schrecken darüber, daß ihr Mann geholt wurde, hinter ihn auf das Ross gesprungen war. — Dies Alles sah, dies hörte der Ritter Hugo von Stammheim und sein ganz verzagtes Gemüth wurde dadurch noch mehr alles Trostes beraubt. Er konnte sich nicht ermannen, den gelobten Zug anzutreten, und das Gelübde zu brechen hatte er in Erinnerung an des Müllers Ausgang eben so geringen Muth. Deshalb ging er von Beichtvater zu Beichtvater und endlich gar zum Bischofe und erfuhr, daß er seines Gelübdes Lösung wohl ohne allen Schaden an Leib und Seele erlangen könne, wenn ein ebenbürtiger Ritter die Fahrt ihm zu Liebe und für ihn unternehme. Da jammerte und flehte er so lange, bis sein Bruder Günther von seinem Jammer gerührt wurde und versprach, an seine Stelle einzutreten. Frommen Gemüthes gab die Braut dazu ihren Beifall und Ritter Günther zog über Meer, der wackerste von allen Streitern Gottes. Da begab es sich, daß die unfern Edessa lagernden Christen durch den Sultan von Babylon in einer blutigen Feldschlacht hart gedrängt wurden. Ritter Günther war schwererwundet und vom Blutverluste ohnmächtig in sein Selt getragen worden. Als er zur Besinnung wieder erwachte, da hörte er immer näher dringen den Siegesjubel der Ungläubigen und bald wimmelte das Lager von Entmuthigten und von Verwundeten, die das Heil in der Flucht suchten, wo es doch nur im Kampfe zu erwerben war. Dies empörte den auf den Tod verwundeten Ritter Günther von Stammheim dergestalt, daß er sich von seinem Lager erhob und seine blutigen scharfartigen Waffen ergriff. Da sah er die bleiche Erscheinung seines

Bruders Hugo, dessen Gattin und Kinder jammernd an seinem Zelte vorüberreilen, dort in den Grund tauchen und verschwinden. Den Halbentseelten belebte plötzlich höhere Kraft. Den Schild hoch emporhaltend und das Schwert schwingend stürzte er daher, als ob ihn keine Nadelwize verlehrt habe, mitten gegen die dichteste Schaar der andrängenden Feinde und den Kreuzrittern ein fester Schutzwall, hinter welchem sie sich sammelten, schlug er die Ungläubigen nieder oder sprengte sie aus einander. Die entmuthigten Christen gewannen durch dies Wunder neue Kraft, der drohende Feind wurde zurück gestürmt und endlich vollkommen besiegt. Ritter Günther von Stammheim focht gleich einem Machabäer, seine Wunden waren geheilt und seine Kraft verdoppelte sich mit jedem Schwertstreich, der das Haupt eines Sarazenen spaltete. Da war Günther der Held des Tages und Alle naheten ihm mit Lobpreisung seiner Heldenthaten. Er aber, des augenscheinlichen Wunders und der Erscheinung seines Bruders eingedenk, gab Gott die Ehre, und war erfüllt mit Besorgniß um die theuren Angehörigen. Nachdem der Feind gedemüthigt und Jerusalem den Christen gesichert war, schiffte er sich zur Heimath ein, kam wohlbehalten an den Rhein und fragte nach seinem Bruder -- da war dieser mit Weib und Kindern verschieden an dem nämlichen Tage und in der nämlichen Stunde, als er aus dem Fiebertaumel seines Blutverlustes erwacht und zur Vernichtung des Feindes durch Gottes Wunder mit neuem Leben erstarkt war. Dies bedeutete auch die Erscheinung der bleichen Gespenster der Verbliebenen.

„Daran wird klar (sagt uns der Mönch, der dies berichtet) wie Gott beisteht denen, die seinem Rufe folgen und wie er diejenigen schlägt, die sich fürchten, für ihn zum Streite zu ziehen, denn wer sein Leben zu erhalten gedenkt, der wird es verlieren, und der es muthig dran setzt für den Herrn, der wird es erhalten.“

Ritter Günther aber führte freudiglich seine tugend-same Braut heim und pflanzte sein Geschlecht fort in der väterlichen Burg. Er lebte noch viele Jahre in ungetrübtem Glücke und sah Söhne und Töchter und deren

Kinder blühend heranwachsen. Von seinen Söhnen wurde Bruno der Mundschent des Erzbischofs von Eöln und Adolph als tapferer Truchseß des Grafen von Berg genannt (1224 — 1238). Sein Enkel Adolph, des vorigen Adolphs Sohn, war (1238 — 1276) seinem Großvater ähnlich an Muth, Mittersinn und Biederkeit. So auch machten dessen Nachkommen Adolph (1271 — 1309), Paul, Lothar und Wilhelm ihren Ahnen Ehre, bis das Geschlecht derer von Stammheim zu Stammheim erst im 16. Jahrhunderte erlosch und die Güter an die Herren von Diependahl kamen.

Der Heiligenborn und die Heiligthümer zu Gräfrath.

(Klostergeschichte und Sage.)

In dem Thaleinschnitte, der sich von Gräfrath der Heerstraße entlang gegen die Wupper hinzieht, findet man unfern von dem jehigen betriebsamen Flecken oder der sogenannten Freiheit eine starke klare Quelle, die jeho noch den Namen Heiligenborn führt. So wie von dem nachbarlichen Sonnenborn zu Somborn und dem Heidenpützchen zu Burg haben sich von diesem Waldwasser dunkle Sagen aus uralter Zeit im Volke erhalten, welche alle darauf hindeuten, daß diese Quelle ein im deutschen Alterthume den Aßen geheiligtes Wymasser war, zu welchem fromme Heiden weither waldsfahrteten, worein sie die Neugeborenen tauchten, wo sie opferten und sich mit diesem heiligen Wasser die Leibesgebrechen, wie auch die von ihren Eltern angeerbten und außer Meineid und Berrath auch die selber vollbrachten Sünden abzuwaschen glaubten. Wie aber die Christenbefehrer den

heidnischen, übrigens sehr sinnigen Gebrauch des Wywassers (Weihwassers) bei den damals mehr wie jetzt an allem Herkömmlichen festhaltenden Germanen zu verdrängen nicht vermochten, eben so unmöglich war es, den Ruf der Heiligkeit, in welchem der Ort stand, wo das Wywasser quoll, verschwinden zu machen und die Pilgerfahrten dorthin auf einmal zu unterdrücken. Sie ließen dem Volke den Glauben an die Heiligkeit des Ortes und schoben bloß christliche Legenden und Wunder sagen unter, *) wodurch die heidnischen Namen allmählig vergessen wurden. Die Sache aber blieb nach wie vor. Anfangs wurde das heilige Wasser für die Kirche auch noch aus den heiligen Quellen geschöpft und dann gesegnet; nachher jedes frische Wasser ohne Wahl zu Weihwasser gesegnet. Damals aber, im achten Jahrhundert, als die Gegend von Gräfrath für immer zum Christenthume bekehrt wurde, war dort von jetzigem Anbau noch ein gar geringer Anfang gemacht. Rings um die Quelle und wo jezo der Flecken mit seinen Gärten und Obstgärten so freundlich die Hügelabhänge bedeckt, graute finstere Waldung. Als diese allmählig gelichtet wurde und Weiler und Gehöfte fleißige Anbauer umschlossen, zählte man diese zu der Gemeinde Wald, wo schon frühe eine christliche Kirche erbauet war, über welche der Abt des Benedictinerklosters Deuz das Patronatrecht übte. Um aber dem gläubigen Vertrauen zum heiligen Born und den Wallfahrten dorthin die altheidnische Bedeutung zu nehmen und ihn zum Ziele christlicher Frömmigkeit umzuschaffen, erbauete man dort eine der Muttergottes geweihte Kapelle, die der Kirche zu Wald unterworfen blieb, wohin die Wallfahrten **) noch lange fort dauerten und wo sich die alten Wunder der Heidengötter jetzt auf christliche Weise wiederholten. Noch im-

*) So lehrten die Briefe des Bischofs Daniel von Winchester an Bonifacius und Papst Gregor den Großen.

**) Der Name Wallfahrt, deutsch = heidnischen Ursprungs, kommt nicht her von Wallen, sondern bedeutet eine Fahrt in den Wald, wo die Götter verehrt und die Heiligthümer besucht wurden.

mer blieb die nähere Umgebung der Kapelle unbewohnt, oder es befanden sich in ihrer Nähe doch nur ärmliche Hütten, die zur Aufnahme der ferneher ziehenden Pilger nicht genügten. Zu deren Bequemlichkeit aber und wegen der Heiligkeit des Ortes, die auch der Gott der Christen forthin durch Wunder bewies *), versielen fromme Leute darauf, dort ein Kloster zu errichten, und die Mönche zu Deuz und zu Gladbach suchten die reichen Gläubigen hierzu anzuregen. Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts wurde die Sache besonders in Anregung gebracht und Anfangs hieß es, die obigen Klöster und der Erzbischof von Eöln würden die Stiftung anheben, doch unterblieb es, bis die Wittve des Grafen von Molbach (in der Eifel) mit ihrer Tochter und ihrem Tochtermanne sich dem frommen Werke unterzogen und gemäß einer Urkunde vom Jahre 1177 die zur Errichtung und zur Erhaltung des Klosters nothwendigen Mittel darreichte. **) Doch der Bau unterblieb, bis im Jahre 1185 die Aebtissin Elisabeth von Biliich die Sache wieder aufnahm. Am 15. December des obigen Jahres fundirte sie die Stiftung unter Bewilligung des Erzbischofs von Eöln, Philipp von Heinsberg und des Abtes Florenz von Deuz, der zum Vortheil des frommen Werkes auf sein dortiges Patronatrecht feierlich verzichtete. ***) Der Bau begann mitten im Eichenwalde und als das Gebäude fertig, die schvesterliche Genossenschaft dareingezogen und die Einrichtungen getroffen waren, weihte der Erzbischof Philipp das Kloster sonderlich zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria, bestätigte am 31. Juni 1187 die Stiftung und unterwarf sie der Abtei Biliich, von wo sie ausgegangen durch die fromme Aebtinn Elisabeth. Das also gestiftete Kloster wuchs bald an irdischen Gütern, sowie an Heiligkeit. Es zählte über

*) Teschenmacher ann. cit. pag. 418; Gelenius vita S. Engelberti pag. 265.

**) Cremer af. Betr. cit. tom. III. p. 55.

***) Cremer l. c. pag. 58 — 60. Binterim, die Erzdiözese Eöln, Bd. I. S. 87.

dreißig bedeutende Meierhöfe, meistens Geschenke der Grafen von Berg und benachbarter Adelligen, sowie der Erzbischöfe von Cöln. So z. B. Groß-Eigen, Mönchshof, Vofert, Zurlinden, Höhe, Grünwald, Steiheck, Klusen, Hemmelrath, Heiderhof, Flockenholz, Steinsiepen u. A. — Den schöngelegenen Buchenhof an der Wupper erhielt es von Wolfgang dem Ritter von Kronenberg als Sühnopfer für dessen Nonnenraub im Jahre 1237. *) Auch standen dem Kloster mehrere Patronatrechte, wie das zu Grützen, Hornberg und Düsseldorf zu; es besaß mehrere Weinberge am Rhein und den Gräfratherhof binnen den Stadtmauern von Cöln, sowie viele Gerechtsame, worunter besonders merkwürdig das Weinschenkmonopol binnen Gräfrath, welches das Kloster anfangs selber geübt, nachher aber für jährliche 40 Reichsthaler verpachtet hatte.

Die Kleidung der Nonnen war von weißer Leinwand, die Kopfbedeckung weiß und schwarz; das Leben der Augustinerregel gemäß. Zu mehreren Malen aber wurden Reformen nöthwendig wegen Ausschweifungen, wozu leider noch in jüngerer Zeit skeletirte Beweise aufgefunden und begraben wurden. Bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts war Gräfrath ein bürgerliches Stift, von da an aber sollten blos 18 Gräfinnen oder freiadelige Baronessen, die die Adelsprobe auszuhalten vermochten, Aufnahme finden, woher es kam, daß der Convent zuletzt so dünn wurde und man der Geselligkeit halber sich wieder bequemen mußte, zu den Stiftsdamen auch Bürgerliche aufzunehmen unter dem Namen von Chorschwestern. — Besonders die Adelseigenschaft verursachte, daß es mit der Regelstrenge nicht ganz genau genommen wurde. Die Stiftsjungfrauen durften sogar selbender lustwandeln, und mit Besuchen nahm man es gar nicht genau, wovon denn noch manche Curiosität zu erzählen wäre, wenn man solche Sachen nicht lieber mit

*) Am heiligen Annatage, den 25. Juli, der, wie Katharina und St. Augustin, bis zur Aufhebung Hauptfesttage blieb. Siehe Vorzeit 1. Bd. S. 210.

Stillschweigen übergeben möchte. Dessenungeachtet hatte man das Noviziat zuletzt auf zweijährige Dauer verlängert. — Von sonstigen merkwürdigen Schicksalen des Klosters wird besonders ein zweimaliger Brand erwähnt. Bei dem ersten Brande wurden Kirche und Kloster zerstört; beim anderen blieb die Kirche stehen und die Nönnchen wohnten sieben Jahre in einem Nebengebäude, der Klosterweinschenke, bis die Abtissin, eine Gräfinn von Landsberg in Westphalen, die jetzigen Gebäude errichtete und auch an die Kirche einen unsymmetrischen Anbau machte gemäß ihrer geschmacklosen Zeit. Die übrige Geschichte des Klosters bietet wenig Anziehendes dar. Bei der Aufhebung unter der Abtissin von Possek im August des Jahres 1803 waren noch acht Fräulein und zwei Chorschwestern vorhanden, sich der langersehnten Freiheit zu erfreuen. Nach der Aufhebung war die Schule (die auch früher vom Kloster dotirt) und 17 arme Familien in dem Gebäude. Als im Jahre 1816 der Landwehrstamm dort Wohnung fand, riß man ein Drittheil des Gebäudes, den Flügel, welchen die Nonnen bewohnt hatten, ab.

Viele vornehme Damen haben sich im Kloster Gräfinrath dem Himmel geweiht, am berühmtesten aber wurde es durch die Nonne Catharina, eine geborene Gräfinn von Hüfswagen (Hoifeshoven), die im Jahre 1303 ins Kloster trat und dort im Geruche der Heiligkeit (1316 am 25. November) starb, sowie durch die vielen damals hochgeschätzten Heiligthümer, die diese bergische heilige Katharina durch eine Partikul von ihrer orientalischen Namenschwester vom Berge Sinai auf wunderbare Weise vermehrte. Die Geschichte dieser Heiligen stellt den Geist und die Wundersucht damaliger Zeit so getreu ins Licht, daß sie wohl hier eine günstige Aufnahme finden möchte.^{*)}

Die Nonne Katharina entfloß dem Glanze der Welt, legte ihre kostbaren Gewande ab, schor ihr Haupt und diente in Demuth dem Himmel bei Wasser und bei Brod, ihrer einzigen Nahrung. Ihr Bett war der harte Boden und ihr Hauptpfuhl ein Holzblock, ihr Tagewerk

*) Vergl. unter Andern Th. Ray I. c. p. 122. et p. 198.

Gebet und ihr Ergötzen die schärfste Kasteiung. Auf bloßem zartem Leibe trug sie ein rauhes härenes Gewand, an verschiedenen Stellen durch Wollfräzen noch beschwerlicher gemacht und es umgürtete die Lenden eine schwere Eisenkette, deren scharfe Kanten tief in das gequälte Fleisch drangen.^{*)} Solche harte Bußübungen vergütigte ihr Gott durch viele Wunder und Gnadenbezeugungen. Als sie, die aller Sinnenergötzung abhold, einmal durch den Gesang der Nachtigallen im Gebete gestört worden, beschwor und bannte sie diese Vöglein, daß sie den Ort bis auf die heutige Stunde meiden mußten. Größere Gnade wurde ihr im Jahre 1309 zu Theil. Da befand sie sich eines Tages in brünstigem Gebete für ihren Bruder, der, ein Ordensritter des Sanct Johannes auf Rhodus, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande angetreten hatte und flehete um dessen glückliche Heimkehr in sein Vaterland. Während sie so da kniete in himmlische Andacht verloren, da erschien vor ihr ein wunder schöner Jüngling, legte ihr ein reichverziertes silbernes Kästlein in den Schooß und verschwand dann, holdlächelnd wie er gekommen. Die Heilige öffnete das Kästchen und fand ein Beinlein nicht größer als ein Weizenkorn in demselben, dessen Bedeutung sie nicht zu erklären wußte. Doch verwahrte sie gar wohl das Geschenk des Engels und hoffte von der Zeit eine Aufklärung darüber. Einige Monate darauf kam ihr Bruder, der Ordensritter, in der Heimath an und besuchte seine Schwester. Da erzählte er ihr, wie er allerbetrübt darüber sei, daß er eine schöne Reliquie von der heiligen Katharina, ihrer morgenländischen Namenspatronin, erworben und ihr zum Geschenke bestimmt habe, auf dem Meere aber bei entstandenem Ungewitter dieselbe in die Wellen haben werfen müssen, um den Sturm zu stillen und Schiff und Mannschaft zu retten. Darauf erzählte er ferner, daß diese Reliquie, die

*) Diese Kette wird noch zu Gräfrath als eine Reliquie aufbewahrt und wurde ehemals den freisenden Frauen aufgelegt, damit sie leichter gebären sollten. Ray I. c. p. 198.

er auf dem Berge Sinai am Grabe der Heiligen von einem frommen Eremiten erhandelte, in einem Beinlein bestanden habe von der Größe eines Weizenkornes und daß dies in einem reichverzierten silbernen Kästlein verschlossen gewesen sei. Als sie nun den Ritter fragte, an welchem Tage er das Kästlein ins Meer geworfen habe, da fand sich, daß es gerade zur selbigen Stunde gewesen, als ihr der Engel erschienen war. Nun holte sie das von ihm erhaltene Geschenk und der Ordensritter erkannte es für dasselbe, mit welchem er den Meeresturm gestillt und Schiff und Bemannung errettet hatte. Es dankten beide Gott und der heiligen Katharina aus frohen Herzen und beteten an die heilige Reliquie, die ihre Aechtheit also deutlich bewiesen hatte.

Doch dies ist nicht das einzige Wunder, das die Annalen des Klosters Gräfrath von dieser heiligen Reliquie berichten. Man hat nicht nur mit großer Andacht und Bewunderung erfahren, wie das an einem seidenen Faden aufgehängte Beinlein zu gewissen Zeiten gezantzt, hin und her geschwungen hat mit ungewöhnlichem Getöse, sondern es sind demselben auch bei feierlicher Gelegenheit sieben Gaben in ein völlig trocknes Geschirre entfloßen, als Wasser, Del, Manna, Klaret, Milch, Honig und Blut, wovon viele Personen ein Zeugniß abgegeben und dies mit Brief und Siegel auf ewige Zeit bekräftigt haben. Vom Jahre 1312 bis 1323 liegen nicht weniger als zehn solcher Zeugnisse auf Pergament in glaubhafter Form ausgestellt noch jezo zu Gräfrath vor und Hunderte derselben sind durch den Brand des Klosters vernichtet. So sagt z. B. **F. Jacobus de Torri**, ein Mindererbruder aus dem Trierischen, der im Jahre 1313 am Feste Christi Himmelfahrt zu Gräfrath war, in dem über das fragliche Wunderbeinlein ausgestellten Zeugnisse: — „daß, da er an jenem Tage in der Procession in einem chrySTALLENEN Geschirre das wunder-same Beinlein der heiligen Katharina getragen, dasselbe in stäter Bewegung gleichsam auffspringend ein ungewöhnliches Getöse machte, so er für einen Vorboten eines bald folgenden Wunderwerks hielte, wie es dann auch war. Denn als er nach der Procession am Altare der

heiligen Katharinä die Messe las, hat die Bewahrerin
dieser Reliquie, Katharina genannt, gesagtes Weinlein
aus dem chrySTALLenen in ein anderes gläsernes völlig
trockenes Geschir eingelassen und nächst bei ihm auf den
Altar gesetzt. Nach seiner Messe ist dieses Geschir
mit klarem Del über die Halbscheid angefüllt gefunden
worden, zur höchsten Consolation aller Anwesenden. Ge-
geben im Jahre 1314 am Feste der hh. Primi und Fe-
liciani u. s. w.

So sind fast alle Zeugnisse, die das Kloster zu hoher
Berühmtheit brachten und ihm der Wallfahrer viele zu-
sandten, die auch in anderen unzählbaren, eben so seltenen,
als merkwürdigen Heiligthümern hinreichenden Gegen-
stand der Verehrung fanden. *) Diese Reliquien, deren
mehrere sich in einer silbernen Büste der heiligen Katha-
rina vom Sinai befanden, sind unter folgenden Rubriken
aufgeführt:

Erstens von Jesus: 1) Ein Stück von der Krippe,
worin der neugeborene Heiland gelegen; 2) desgleichen
von dem Tuch, worein Maria den neugeborenen Heiland
gelegt; 3) desgleichen vom Heue, worauf Jesus, der Welt-
heiland, gelegen; 4) vom Weisrauch der heil. drei Kö-
nige; 5) vom Gürtel, mit welchem Jesus bei der Fuß-
waschung umgürtet gewesen; 6) desgleichen vom Tische,
an welchem Jesus mit seinen Jüngern das Abendmahl
genossen; 7) desgleichen von den Stricken, mit welchen
Jesus bei seinen Leiden gebunden; 8) Koth und Haare von
dem Esel, worauf er am Palmsonntage geritten; 9) ein
Stück vom Tuche, womit Jesus bei seinen Leiden umge-
ben; 10) desgleichen vom Schweisstuche Christi; 11) Zwei
vollständige Dörner aus der Dornenkrone Christi; 12) eine
vollständige Geißel, womit er gegeißelt; 13) ein Stück

*) Diese Reliquien sind aufgezählt und ihre Aechtheit ist be-
wiesen in vielen alten Pergamentrollen aus dem 12. bis
ins 16. Jahrhundert, die noch zu Gräfrath in Kisten ver-
packt sind. Auch ist das Verzeichniß in „Fastenandacht zu den
sieben Blutvergießungen von Joh. Harspelt, Pastor in
Gräfrath, Coloniae 1728“ — und „Bruderschaftsbüchlein
der heil. Magdalena zu Gräfrath, Coloniae 1726.“ —

vom Rohr, womit sein Haupt geschlagen; 14) desgleichen vom weißen Kleid, worin er verspottet; 15) vom Schwamm, aus welchem Christus mit Galle und Essig getränktet; 16) vom Speer, mit welchem seine heilige Seite geöffnet; dann 17) schöne Partikeln vom heiligen Kreuz Christi; 18) desgleichen vom Tuche, worein sein heil. Leichnam durch Joseph von Arimathia gelegt worden; 19) desgleichen vom Grabsteine Christi; 20) vom Grunde, worauf er im Garten getreten; 21) von den Sandalen Christi; und endlich 22) auch etwas von dem miraculösen Korporal in Waldthüren.

Zweitens von der Muttergottes Maria: 1) Ein Stück von ihrem Schleier; 2) von ihrer Milch, damit der Erlöser getränktet; 3) von ihrem Pelze (de pelliceo Sctae Mariae); 4) von ihren Sandalen; 5) von ihren Kleidern; 6) von ihren Haaren, und sodann noch gar 7) das Bild Mariä, so der heil. Evangelist Lukas gemallet.

Drittens von den heil. Aposteln und Evangelisten: Von Jedem nach der Reihe etwas, Alle namentlich angegeben.

Viertens Andere Heilige u. s. w. Aus dem alten Testamente ein Stück von der Ruthe Narons und eine Sprosse aus der Jakobsleiter, dran die Engel aufgestiegen sind; sodann Gebeine oder Stücke der Bekleidung von 125 namhaft gemachte Heiligen und 72 heiligen Jungfrauen und Wittwen, wobei das letzte reichhaltigste Verzeichniß sagt: „Es sind neben obengenannten auch unterschiedliche andere Reliquien allhier, von deren vielen die Namen verloren und abkommen (vielleicht weil für die Dauer zu absurde) und einige zwar mit Namen, die aber leider Alters halber nicht mehr zu lesen.“

Doch liegt in obigem Verzeichnisse hinlänglich genug vor, um zu erfahren, wie hoch es abgeschmackte religiöse Betrügerei zu bringen vermochte. Den guten gläubigen Namen hat es wohl viele Mühe und große Kosten verursacht, alle diese Schätze aufzuspeichern, deren viele jetzt in Polterwinkeln unbeachtet vermodern. Doch zogen sie ja auch den höchsten Nutzen aus eben diesem Betrüge und das Kloster wäre ohne seine Reliquien schwerlich in

Flor gekommen. Sie haben auch den Flecken Gräfrath gegründet, und schon im Jahre 1322 stifteten Graf Adolph VIII. von Berg und Johann von Hammerstein der einzigen Reliquie zu Ehren die Sankt Katharinen-vikarie. Selbst nach der Reformation, die den größten Theil des damals schon ziemlich volkreichen Ortes der Reliquienverehrung entriß, blieben die Wallfahrten zum Kloster, die Bewirthung der Pilger und die Abnahme der Waaren durch dieselbe Nahrungsquelle und Erwerbgelegenheit für den Flecken, der jetzt durch rege Betriebsamkeit zu höherer Blüthe emporstieg, nachdem ihm jene Heiligthümer, denen er sein Entstehen verdankt, jezo durchgängig nicht einmal mehr bekannt sind.

Der Hopfa.

Eine Räubergeschichte aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Der Hopfa war ein geborener Schneiderjunge und hieß eigentlich Franz Nöthlich. Sein Vater Christian Nöthlich, ein armer Tropfen, mußte sich bald nach dem dreißigjährigen Kriege mit Scheere und Nadel gar kümmerlich ernähren und that seinen Jungen, der durchaus große Abneigung gegen die Stubenhockerei hegte, schon frühe an sein eigenes Handwerk, um sich so durch ihn zu ernähren, da er selber in der ewig rauchenden Stube sehr blödsichtig geworden war und nur wenig zu arbeiten vermochte. Da begriff der Knabe bald, daß mit der Scheere viel mehr, als mit der Nadel zu verdienen sei, und daß durch erstere die ganze Familie gekleidet werden müsse, was schon den ersten Keim zu Diebsgelüsten bei ihm hegte. Doch das Stubensitzen wurmte dem Knaben, und je mehr er erwuchs, desto verhaßter wurde ihm seine

Beschäftigung. Dazu gefiel es ihm am wenigsten in dem elterlichen Hause zu Blecher bei Odenthal, denn der Vater war daheim außer dem Wirthshause beständig übel gelaunt und benutzte die Schneiderelle meistens nur zur Strafruthe; die Mutter war frühe gestorben und bei den drei übrigen Geschwistern mußte Fränzlein, als ältester Sohn, sogar die Dienste einer Kindermagd verrichten. Dies wurde ihm für die Dauer unerträglich, und als er einmal wieder wegen muthwilliger Knabenstreiche des Vaters strafende Elle verwirkt hatte, floh er aus dem elterlichen Hause hinweg, um nimmer wieder zu kehren.

Er hatte in dem benachbarten Kloster Altenberg vielen Verkehr und der dortige Kellner, ein höchst launiger und spaßhafter Mann, hatte an dem munteren Jungen dessen witziger Einfälle und sonderbarer Anschläge wegen viel Behagen gefunden. Zu diesem ging er, klagte ihm sein Leid und bat ihn um eine Versorgung. Der gutmüthige Kellner ging zu dem alten Rößlich, fand sich mit demselben ab und ließ das aufgeweckte Fränzlein auf der Schneiderwerkstätte des Klosters arbeiten. Dies war für den ohnehin schon verdorbenen, verschmihten und boshaften Burschen eben keine Zugschule. Er übte nebst listigen Unterschlagungen und Diebereien allerlei komische Schelmstreiche, die von dem Vater Kellner und dessen Klostergenossen weidlich belacht und gefördert wurden. Fränzchen wurde der Hofnarr der Mönche und in ihrer Langeweile (die größte Plage der Klöster) drängten sich Alle um den schnurrigen Zeitverkürzer. Dies machte denselben immer frecher, je mehr ihm die Aufmerksamkeit und der Beifall der geistlichen Herren zu Theil wurde, und er verübte sogar großen Muthwillen an den ernstern Mönchen, die mit ihrer Strenge und Grämlichkeit den lustigeren Brüdern oft lästig fielen. So z. B. hatte er dem alten Prior auf dem Wege zur Kirche einmal ein buntes Schwänzlein an die Kapuze genähet, welches er den ganzen Tag hindurch zur ungemeinen Belustigung der Uebrigen getragen; einem Andern hatte er das Wehwassergefäß mit Dinte gefüllt, womit er sein Gesicht und sein weißes Habit besetzte; einen Dritten hatte er in der

Rolle eines Gespenstes fast zu Tode geschreckt, hatte einmal alle angebrannten Dochte von den Altarkerzen geschnitten und sie mit schwarzen Kohlenstäbchen vertauscht, wodurch er dem Küster vielen Verdruß bereitet; auch war er an die Mettenglocke geklettert, hatte sie umgestülpt mit Stäben festgestellt und mit Wasser gefüllt, so daß der Glöckner, als er hastig läuten wollte, gar tückisch getauft wurde — und solcher Schalkheiten mehr, die ihm viel Beifalls, aber auch viele Feinde brachten, denn wo nur ein solches Unwesen bemerkt wurde, da hieß es sogleich: „der Schneider Fränzchen hat dies angerichtet.“ Aber auch Betrügen und Stehlen lernte er immer mehr ohne sonderliche Mühe. — Wie es in Klöstern zu gehen pflegte, stahlen alle Bediente und Handwerker desselben gleich den Raben, oft begünstigt von einem der Mönche, dessen heimliche Angelegenheiten sie besorgten. Darin zeigte denn auch Schneider Franz großen Nachahmungstrieb und erlangte darin außerordentliche Fertigkeit. Sollte er ein Gewand zuschneiden, so legte er den Stoff immer doppelt und verkaufte das eine Exemplar an Hessler, die in der Nähe der Klöster nie selten waren. Aber auch andere Sachen stibitzte er und Nichts war so kostbar, Nichts so geringe, das nicht Aufnahme bei ihm fand, wenn er es nur fortzubringen und zu verkaufen oder selber zu benutzen vermochte. Dies wurde endlich ruckbar und sein Gönner, der gute lachlustige Kellner, der ihn um Alles nicht gern verlieren mochte, mußte ihn aus der Schneiderwerkstätte nehmen und bestellte ihn nach vielen Ermahnungen zum Viehhirten.

Anfangs behagte dem leichten Zeisige diese Beschäftigung unter freiem Himmel. Wenn er aber von der Heerde davon schlich, um im Kloster irgend etwas zu erwischen oder Schelmstücke anzurichten, so brachen die Kühe in Felder und Gärten ein, und dann setzte es für den Kellner Verdruß und für Fränzchen derbe Züchtigung. Da wurde letzterem diese Aufsicht ganz verleidet, und weil sein bisheriges Ansehen im Kloster sehr gesunken war, so wurde ihm auch das Kloster verhaßt und er gedachte sich anderweitiges Unterkommen zu suchen, wozu ihn auch die Drohung des Kellners, daß

er bei nächstem Fehltritte schmähtlich fortgestäupt werden sollte, noch besonders veranlaßte. Doch muthwillige Bosheit trieb ihn erst, sich an dem Vieh, das durch Ueberlaufen der Aecker ihn in seinen Lieblingsgängen gestört und verrathen hatte, zu rächen. Er schnitt sämtlichen Kühen die Sehne des einen Hinterschenkels durch, so daß sie nicht weit mehr zu laufen vermochten, und als diese nun im Nachhausegehen stuzten, stolperten und hopsten, da schlug er grausam drauf los und rief zu ihrem Schmerzgebrülle in Einem fort: „Hopfa! Hopfa! Hopfa!“ und hatte daran seine boshafte Freude. Die dies sahen und hörten dauerte das arme Vieh, das so elendig gequält wurde, und der boshafte Schelm wäre wohl nicht mit heiler Haut davon gekommen, wenn man seiner mächtig geworden wäre, allein er kamte zu wohl alle Schliche der Gebirgsgegend, er war flink genug zu entwischen und ließ seinem Gönner, dem Kellner, dauernde Vorwürfe darüber, daß er einem so nichtswürdigen Vuben Aufnahme und Vorschub verstattet habe zu des Klosters größtem Nachtheil. Selbst diejenigen Mönche, die früher ihr größtes Ergötzen an dem Schneiderjungen gefunden, fielen härbeißig über den Kellner her und der gute Mann hatte Vieles zu leiden. — Von jenem Vorfalle aber und seinem Rufe Hopfa! Hopfa! nannte man das Schneiderfränzchen forthatin den nichtsnutzigen Hopfa und diesen Namen behielt er und hat er noch bei dem Volke, das seinen wahren Tauf- und Familiennamen längst vergas. —

Zu seinem Vater durfte und mochte der flüchtige Schlingel nicht wieder heimkehren. In der Nähe war auch Niemand, der ihn aufzunehmen gewagt hätte. Seine Mutter, die aus der Gegend von Wipperfürth zu Hause war, hatte dort einen Bruder, der das Köhlerhandwerk betrieb und zu diesem eilte der junge Hopfa und fand an des Oheims Beschäftigung, der in wildem Wald die Kohlenmeizer baute, ein sonderes Behagen. Dem Köhler gefiel der stinke Nefse auch also wohl, daß er ihn gern bei sich behielt und, weil er keine Kinder hatte, an Sohnes Statt aufnahm. Der Oheim aber trieb neben dem Kohlenbrennen noch eben so lustiges, als

gefährliches Gewerbe, was dem Pflegesohne im einsamen Walde gerade das meiste Ergötzen gewährte. Er merkte nämlich bald, daß der schwarze Pflegevater ein Wildschütz war und mit mehreren Wilddieben der Gegend in genauem Verkehre stand. Im Tage zwar sah man ihn nur mit Holzbeil und Schaufel beschäftigt; in den hellen Mondscheinmächten aber, wann rings im Walde ein lautes Pfeifen vernommen wurde, zog er seine Kugelkinte aus dem Versteck eines hohlen Baumes hervor und dann gings mit finsternen Genossen auf den Anstand an die Waldbäche, und schwere Beute wurde oft in den unterirdischen Versteck der Köhlerhütte geschleppt. Wildfleisch gab es alle Tage in der Köhlerhütte zu speisen und dies behagte dem entlaufenen Schneider = Viehhirten besser, als ein Paar schale Rüben oder Kartoffeln, womit des Vaters Tisch bestellt war, wenn er gleich die fette Klosterküche entbehrte, was er aber gern that gegen die Freiheit, deren er im Walde genoß. Weil er große Lust an des Oheims nächtlichen Abentheuern äußerte, so machte ihn dieser mit den Schlupfwinkeln, den Pfiffen und Kniffen, mit allen Anzelegenheiten und Gelegenheiten der Wildschützen bekannt und brauchte ihn Anfangs zum Lauscher gegen die aufpassenden Waldförster, wobei er so viel Geschick zeigte, als ob er zu einem solchen Handwerke geboren sei, und bald gab ihm der Oheim eine Flinte, lehrte ihn schießen, zeigte ihm die Fährten des Wildes und dessen Eigenschaften, unterrichtete ihn in der Fertigung und Anlegung von Schneusen und Schlingen und sandte oder nahm ihn mit zur nächtlichen Jagd. Der gelehrige Bursche wurde in kurzer Zeit der glücklichste Schütze und gewandteste Spitzbube, der alle Pässe und Schliche in den Waldgebirgen kannte und die Wildschweine, Hirsche und Rehe der Gegend aufzuzählen wußte, als ob es die Viehherde des Klosters wäre, zu deren Hüter er bestellt.

Das Treiben des Köhlers und seiner nächtlichen Gesellen war lange ohne Anstoß geblieben, bis es endlich zu einem feindlichen Ueberfalle kam, bei welchem Hoppja's Oheim durch einen herzoglichen Förster erschossen

wurde. Damals ging es mit den Wilddieben hart her, man sah den unberufenen Erleger eines Hirsches für verruchter an, als selbst den Mörder, der Menschenblut vergossen hatte, auf die Wildschützen wurde Jagd gemacht, wie auf Wölfe und Bären, und wo man sie fand, wurden sie niedergeschossen. Die Wildschützen aber thaten an den Förstern ein Gleiches. Rings in den Wäldern um Bensberg sieht man noch viele bemoosete Steinkreuze, die den Ort bezeichnen, wo ein Wilddieb oder Förster bei solcher Pürsch gefället wurde und auf den Kirchhöfen weiß man noch viele solcher Gräber zu zeigen. Allein auf dem Friedhofe zu Heumar sollen bei fünfzig erschossene Förster und Wilddiebe begraben liegen. Diesmal, als der Köhler mit seinen Genossen die nächtliche Pürsch hielt, und eben ein Hirschkalb niedergeschossen hatte, traf ihn die Kugel eines aufdauernden Försters, der zu seinem Unglücke nicht ahnete, daß der schwarzen Gesellen noch mehrere umher standen. Kaum aber hatte er den Köhler gefällt, so scholl ringsum ein furchtbares „Halt an!“ und zu allen Seiten sah er im hellen Mondescheine die Mündungen auf ihn gerichteter Büchsen. Der Hopsa, seines Oheims Tod auf's Furchtbarste zu rächen, hielt die rohen Gesellen davon ab, den Förster sogleich zu erschießen, oder, wie es in damaliger Wildschützen-Sprache hieß: ihm das Licht auszublafen. Nachdem der Unglückliche vor der Uebermacht Gewehr und Hirschfänger abgelegt hatte, band ihn der Bursche an einen Eichenstamm und dort diente er zur Zielscheibe der grausamen Wilddiebe. Beinahe zwanzig Streifkugeln zerfleischten ihn und doch hatte er, zwar gänzlich zum Krüppel geschossen, keine tödtliche Verletzung, denn die Schüsse waren absichtlich so gerichtet worden, und es gilt als ein Beweis für die Geübtheit der nächtlichen Waidmänner, keine Kugel fehl zu schießen und doch nicht zu tödten. So verstümmelt verließen die Unmenschen den überall blutenden Förster, der von seinen Kameraden, die auf jene Schüsse herbei eilten, aufgefunden und nach Hause gebracht wurde. Er hatte den Köhler und seinen Lehren erkannt; dies wußte Lehnerer und mußte über die Landesgränze flüchten.

Der Hopsa ging über den Rhein, wo er vor allen Nachtstellungen gesichert war, und ließ sich dort als ein Schneidergeselle nieder. Dies hielt er aber, weil er die unstätte Lebensweise liebgenommen hatte, nicht lange aus. Jede Nacht war er zu ähnlichen Abenteuern, wie er sie diesseits getrieben, auf den Beinen und daher hatte er am Tage keine Lust zur Arbeit. Und als es im Dorfe verlautete, daß der Nachtvogel nicht bloß nach verliebten Abenteuern ausfliege, sondern im Verkehr stehe mit verdächtigen und gefährlichem Gesindel, da jagte ihn sein Meister fort. Er hatte sich (gewiß nicht auf die ehrlichste Weise) so viel erworben, daß er einen gefüllten Trödelkasten zu kaufen vermochte und mit diesem zog er darauf von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hofe und verkaufte und stahl bei Arm und Reich, bis sein Treiben ruckbar wurde und er auf's Neue flüchten mußte. Da kam er wieder in's Bergische, wo man seiner bereits vergessen hatte. Er war schon in dreißigjährigem Alter und hatte sein Aeußeres so verändert, daß ihn Niemand, der ihn bloß vor seiner Flucht über den Rhein gekannt, wieder zu erkennen vermochte. Einige Stunden unterhalb Wipperfürth kaufte er ein kleines Gütchen, das fern von andern Wohnungen auf einsamem Waldberge lag, und fing dort sein Schneiderhandwerk, verbunden mit einem kleinen Kram wieder an. Seine Püschbüchse aber hatte er im Versteck im Walde und an Pulver und Blei mangelte es ihm bei Nacht so wenig, als bei seinen Mahlzeiten an Wildpret. — Allein wie schlau und verschmitzt der immer mehr gewitzigte Hopsa sein heimliches Gewerbe auch trieb, so hangte er doch selber dafür, daß er es hinter Scheere, Nadel und Trödelkasten für die Dauer nicht werde verstecken können, und weil er denn doch einmal ein verruchter unchristlicher Bursche war, an dem Nichts zu verlieren, und der um Seel' und Seeligkeit sich eben nicht viel kümmerte, so legte er sich mit den Schwarzkünstlern an und erlangte durch die Macht des Bösen, daß ihn nie ein Häfcher zu fangen und keine Kugel zu verwunden vermochte. Der Teufel machte ihn hieb-, stich- und schussfest und lehrte ihn, sich in einen Wachholderstrauch so täuschend zu verwandeln, daß er jedem Häfcher da-

mit entkommen könne, und daß kein Mensch vermögend sei, in der Verwandlung etwas Anderes zu sehen, oder nur zu ahnen, als blos einen wirklichen Wachholderstrauch. Ferner lernte der Hopsa durch die Schwarzkunst auch das Festmachen, das im Christoffelbuche satzsam beschrieben ist. Damit vermochte er jeden Menschen in der Stellung, worin er sich gerade befand, kraft weniger Worte so zu bannen, daß er kein Glied zu rühren mächtig war und so stehen, sitzen oder liegen bleiben mußte, bis er ihn durch gewisse auf eigene Weise ausgesprochene Worte wieder erlösete.

Durch diese Künste, die er auch außer Noth zu seinem Ergötzen und zur Neckerei an seinen Mißgönnern fleißig übte, glaubte sich der Hopsa vor den Nachstellungen der Gerichtsboten, Landreuter und Waldförster hinlänglich gesichert und lange trieb er sein Unwesen ohne Störung. Da er mittlerweile Lust zum Heirathen bekommen, würde es ihm nicht schwer geworden sein, eines der reichsten und bravsten Bauermädchen zum Weibe zu erlangen, denn er war ein derber rüstiger Bursche, stand im Rufe der Wohlhabenheit und nichts Böses verlautete damals von ihm in der Nachbarschaft. Jedoch in seiner Herzenswahl bewährte sich oder führte ihn das alte Sprichwort: „Gleich zu Gleichem gesellt sich gern,“ und er nahm zur Ehe eine Zigeunertochter, die Wittve eines hingerichteten Spitzbuben, die in der Schwarzkunst und Wahrsagerei sowohl, als auch in allen Diebskniffen einen hohen Grad der Meisterschaft erlangt hatte. Sie lebten mehrere Jahre in vergnügter Ehe zusammen und zeugten Söhne und Töchter. Uebrigens blieb Schneider Franz Nöthlich der alte Hopsa und der alte Fuchs, dessen Höhle doch endlich in Verruf zu kommen anfing, denn fast jede Nacht hörte man dort umher schießen, die Förster richteten ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise dorthin und fanden oftmals das Ausgeweidete des Wildprets, erfuhren auch, daß der Hopsa mit verdächtigem Gesindel verkehre, daß er die Nächte selten zu Hause zubringe und sich fast ausschließlich von Wildbraten ernähre mit Weib und Kind. Weil dies einmal ruckbar wurde, so schien es leicht, den Wildschützen auf frischer That zu ertappen. Ein großer

Schwarm Förster fand sich zusammen und umstellte den Wald, in welchem der Schneider Franz, durch seine geheimen Künste kühner gemacht, sogar am Tage mit Hund und Waidtасhe offenbar jagte. Es war dieser Wald das sogenannte wüste Herrscheid, unfern welchem des Wildschützen Wohnung stand, und welches damals viele Hirsche, Rehe und Wildschweine nährte. Die Förster hörten einen Schuß fallen, und als sie darauf zueilten, gewahrten sie den Hopsa mit dem Ausweiden eines Zwölfinders eben beschäftigt. Seine Büchse stand an einen Baumstamm angelehnt und sein Hund hielt die Wache. Doch sobald der Bracke anschlug und Hopsa die nahenden Förster erblickte, so nahm er seinen Hund in die eine, seine Büchse in die andere Hand und machte sich zum Strauche. Die beständig mit ihrem Gewehr nach ihm zielend keinen Blick von ihm gewandt hatten und ihn doch so plötzlich verschwinden sahen, rieben sich die Augen und vermeinten in der Täuschung, daß er sich hinter den Wachholderstrauch geduckt habe oder hinter eine nahe Eiche gesprungen sei. Die eilten dorthin, allein sie fanden zu ihrem Befremden Niemanden und hezten rechts und links ihre Hunde, damit diese die Spur des Flüchtlings auffuchen sollten, da sprangen die Hunde gegen den Wachholderstrauch und bißen darein, aber die Wachholdernadeln stachen sie in die Schnauze, daß sie heulten und brummten, und weil sie dem Hopsa, den sie wohl erkannten, der aber vor den Augen aller Menschen verborgen blieb, doch etwas Unangenehmes erzeigen wollten, so hoben sie Alle eines ihrer Hinterbeine auf und pisseten in den Strauch und scharreten Nasen und Sand darein, daß es dem Hopsa in die Augen flog. Die herzoglichen Waldknechte aber trieben die Hunde hinweg und durchsuchten Berg und Thal nach dem Hopsa vergeblich. Des Geredes von dessen Waldfrevel aber wurde immer mehr.

Einige Tage nach der Strauchgeschichte sah ihn ein Förster, der auf einer Anhöhe stand, drunten eine Schlucht mit Flinte und Hund ausspüren. Der Waldknecht rief ihm zu, er solle stehen bleiben und sich verantworten über die Befugniß, ein Gewehr zu tragen in herrschaftlichem Wildbann. Drob lachte der Hopsa laut und entgegnete

ihm, daß er einer so unhöflichen Anfrage keine Rede stehe; der Förster möge den Hut abnehmen und ihn artig anreden, dann wolle er ihn auch gleicher Weise bescheiden. Statt dessen erhob jener den Kolben seiner Büchse, jedoch ehe er zu zielen vermochte, schoß Hopsa ihm den Hut vom Kopfe, ohne ihn sonst zu beschädigen und fing so gleich wieder an, sein Gewehr zu laden. Weil es also Ernst geworden schien, schoß auch der Förster ohne Hut; die Kugel aber fing der Hopsa mit der Hand auf, zeigte sie dem erschreckten Manne und gebot ihm, auf der Stelle zu weichen, denn diesmal solle ihm sein Leben geschenkt sein, wenn er sich in Zukunft nur höflicher gegen die Wildschützen benehmen wolle. Da zog der herzogliche Waldknecht ab.

So war der Hopsa auch einmal unterhalb Bensberg auf der Jagd gewesen und hatte sich, da ihm einige Förster aufstießen, zum Strauche gemacht, sein Hund aber, der gerade Wildspur verfolgte und zu fern war, als daß er ihn in den Strauch aufzunehmen vermocht hätte, lief einen der Förster an und dieser lag schon im Anschlag, um den Bracken zu fällen, da sah es der Hopsa frühe genug und machte den Spruch, der den Waidmann feststellte im Anschlag, so daß er regungslos stehen bleiben mußte vom Morgen bis an die Abenddämmerung. Die Kameraden des Försters kamen herzu und versuchten ihn fortzureißen, aber nicht einmal ein Glied vermochten sie an dem Festgebannten zu bewegen und mußten ihn stehen lassen im dichtesten Regen, bis der Hopsa ihn wieder gehen hieß.

Daran hatte der Hopsa ein groß Ergötzen, allein daß ihm neulich die Försterhunde seine Beine bewässert und ihn als Wachholderstrauch mit Sand überscharret hatten, dies konnte er dem Teufel nicht vergessen. Derselbe hatte ihm versprochen und einen schriftlichen Vertrag mit ihm dahin abgeschlossen, daß ihn Niemand in der Verwandlung erkennen sollte. Nun aber klagte er gegen den Teufel und beschwerte sich darüber, daß dieser den Vertrag nicht gehalten habe. Der Teufel aber läugnete den Grund der Klage und die Sache ging zu Proceß. Um Mitternacht wurden der Schultheiß zu Bens-

berg und sämtliche Gerichtschöffen vom Satan in den Amtsaal des alten Schlosses geholt und vor wohlgehegtem Gericht brachte der Hopsa seine Klage an. Jedoch der Teufel legte den geschriebenen Vertrag vor und der Richter und die Schöffen, die es mit dem Teufel hielten, behaupteten, der Vertrag sei durchaus nicht verletzt worden, weil die Hunde den Kläger erkannt hätten, sintemalen unter dem „Niemand“ im Vertrage keine unvernünftigen Hunde, sondern Menschen zu verstehen seien; Kläger müsse, so lange er nicht beweisen könne, daß Menschen ihn im Strauch erkannt hätten, von der erhobenen Klage abstehen und pro termino die Kosten bezahlen. So lautete das Urtheil. Das ging dem Schneider Franz Nöthlich nahe und er würde dem Schultheisen, der das Urtheil publicirte, die Zähne eingeschlagen haben, hätte ihn sein Schirmherr, der Teufel, nicht davon abgehalten. Die Gerichtskosten aber blieb er schuldig zur Rache, und wenn sie die stiegende Gegenpartei nicht abgetragen hat, so stehen sie noch heute offen im Sportelbuche.

Dieser Vorfall aber und die fortwährende Wilddieberei brachten es zu Wege, daß bei dem lange verdächtigen Hopsa eine förmliche Haussuchung nach Wildfleisch beschlossen wurde. Der Schultheis, die Schöffen und mehrere handfeste Förster und Amtsjäger gaben sich auf den Weg durch das wüste Heerscheid und kamen in die Wohnung des Hopsa, als er gerade beschäftigt war, einen abgezogenen Hirsch zu zerlegen. Seine Frau hatte einen Kessel mit Wasser an dem Heerdhaken aufgehängt und schürte das Feuer, die verbotene Speise zu bereiten. Da wurde sie des Gerichtspersonals ansichtig und raunt es ängstlich ihrem Manne zu, doch der ließ sich nicht stören und sagte: „desto besser, so hab' ich Gelegenheit, dem saubern Gericht heut die Hölle heiß zu machen, laß sie nur ruhig heranwackeln!“ Die Angekommenen, von der Fußreise ermüdet und vom Regen durchnäßt, setzten sich um den Heerd, und der Schultheis wollte sofort anheben, den verschmiht lachenden Wildschützen zu inquiren, als dieser die Herren allesammt auf ihrer Sitzbank fest bannte und schwur, sie für ihren neulichen Nichtspruch tüchtig schweizen zu lassen. Darauf schürte er das Feuer mit

trocknen Reißigbündeln, daß die helle Lohe hoch aufschlug und die Flammen weit umher züngelten, daß den Festgebannten Kleider und Haare versengten und der Schultheis laut aufschrie vor Schmerz. „Das ist dafür (rief der Hopsa), daß ihr es neulich mit dem Teufel hietet und nun sollt ihr Alle des Teufels werden!“ — Die Gerichtsherrn und die Waldwarter jammerten, sie beschworen den Hopsa und versprachen ihm alles Mögliche, wenn er sie nur abziehen lasse in Frieden. Doch der wilde Hopsa, der wohl einsah, daß jeho seines Bleibens nicht länger sei in der Waldhütte, suchte seine beste Habe in der Eile zusammen, nahm seinen Trödelkasten auf den Rücken, zündete dann sein Haus an allen vier Ecken an und wanderte mit Weib und Kindern hinaus in die weite freie Welt. Den Bitten der Festgebannten ließ er kein Gehör und schien sich um dieselben nicht zu bekümmern, bis er auf eine Höhe gelangt, von wo aus er seine verlassene Wohnstätte überschauen konnte. Da wandte er sich um und sah das ganze Gebäude in lichten Flammen. Schnell sprach er das vom Bann erlösende Wort und hinaus durch Dampf und Flammen stürzten die versengten Förster und Schöffen mit noch brennenden Gewanden, schweißtriefend und im Gesichte glühend, als ob sie die Hölle angeblasen hätten. Der Schultheis kam zuletzt ganz in Flammen mit brennender Perücke, deren feurigen Schweif er gleich einem Kometen nachzog. Und wie sie nun auf ihren verschrumpften und zerbröckelten Schuhen umherhüpften vor Schmerz und bemüht, die Flammen der Gewande zu löschen, da hohnlachte der Hopsa und rief: „Hopsa! hopsa! frisch auf, ihr Herren und nehmt den eingebrannten Denkjettel für Euer Urtheil mit.“ Weil die Arggequälten aber weder Macht, noch Muth hatten, den Gauch zu verfolgen, so entkam er ungefährdet mit Weib und Kindern. Die andern dachten nur an das Nothwendigste, an Brandsalben.

Hopsa's Schelmstreiche aber, deren er viel mehr verübt hatte, als eben erzählt sind, wurden jetzt überall ruckbar, er wurde für vogelfrei erklärt (geächtet) und man versprach eine große Summe Geldes demjenigen, der ihn todt oder lebendig der Obrigkeit überliefere. Doch den

Hopsa zu ergreifen, war auch für den geschicktesten Häschler eine eben so schwierige, als gefahrvolle Aufgabe, denn der ehemalige Schneider Franz Nöthlich war ein durchaus verschmitzter Bursche, er kannte alle Schliche und Schlupfwinkel des Landes, hatte fortwährend Viele, die es mit ihm hielten und vermochte durch seine Teufelskünste die Verfolger zu täuschen und selbst aus den festesten Banden, aus Thurm und Mauer sich loszuwinden. Er hatte es in seiner Schwarzkunst so weit gebracht, daß die Eisenfesseln um Mitternacht abfielen und die Riegel der Verliese sich öffneten, wenn er dieselben unter gewissen Worten berührte. Aber bei dem Allen mußte er auf dem Boden stehen, daß der Satan ihm helfen konnte. Denn der Teufel vermag nicht, denen zu helfen, die von oben schwebend erhalten werden, wie aus den alten Akten der Hexenprocesse hinlänglich zu ersehen.

Man wußte im Bergischen lange Zeit nicht, wo der Hopsa sich aufgehalten, fast war er verschollen — da erschien er zuerst wieder in seinem Geburtsorte Blecher mit Weib und Kindern. Dort hielt er sich einige Zeit hindurch seßhaft, allein verschiedener Diebstähle halber kam ihm die Polizei wieder auf die Spur, er mußte sich entfernen und blieb fortan in unstätem Lebenswandel, in beständiger Flucht vor den Häschern, vielen Landleuten, die sich vor seinen Drohungen fürchteten, ein höchst unwillkommener, aber wohlbewirtheter Gast. So lag er die Sommernächte hindurch meistens auf dem einsamen Hofe Pilzenberg (Bölzberg) bei dem Halsmanne des Klosters Altenberg mit Weib und Kind und andern sogenannten Gänglersleuten (Bagabunden) in der Scheune. Die Bäuerinn brachte ihnen Trank und Speise und den Kindern Bedeckung. Dagegen bedachte Hopsa die Küche seines Wirthes reichlich mit Wildbraten, denn ein alter Bracke, ein alter Wildschütz und ein alter Fuchs, diese drei können des Jagdgelüstes sich nimmer entschlagen. Dies Alles aber blieb nicht verschwiegen und der Halsmann wurde von der Obrigkeit bedräuert, daß er dem Hopsa fürder kein Obdach mehr gebe. Der Bauer aber sagte, daß er dessen nicht umhin könne, wenn er nicht den rothen Hahn auf Haus und Stallung schauen wollte.

Er verschwieg dem Hopsa diese Bedrängung des Richters der Herrschaft Odenthal. Die Bäuerinn aber, wie Weiber einmahl sind, konnt's nicht lang auf dem Herzen behalten und erzählte dem Hopsa gleich des nämlichen Abends, daß er verrathen sei und die Hausleute in großen Schaden bringen werde, wenn er länger verweile. Da zog der Hopsa mit der einen Hand ein Messer, mit der andern ein Pistol aus dem Gürtel, hielt beides der verzagten Bäuerinn auf die Brust und vermaß sich mit gräßlichem Fluche, sie zu entleiben, wenn sie ihm Verräther und Bedroher nicht augenblicklich entdeckte. Dies that die schreckensbleiche Frau in ihrer Todesangst so gleich und der Hopsa betheuerte, daß er dem Ersten, der die Hofshaltung um seinetwillen in Schaden bringen werde, er sei Amtmann oder Schultheis, das Messer im Leibe herumdrehen und ihm den rothen Hahn aufs Haus stecken werde, so wahr er der alte Hopsa genannt sei. Er paßte auch dem Richter auf, da dieser auf der Jagd eben sein Gewehr abgefeuert hatte. Da sprang er hinter einem Baum hervor, zog sein Messer heraus und schnitt dem bestürzten Gerichtshalter einen Knopf vorn vom Rocke, den er ihm vorhielt, indem er sprach: „Seht, so schneid' ich Euch den Hals ab und schneid' Euch auf Riemen hernach, wenn Ihr Euch wiederum beigeßen laßt, die guten Hofleute da droben um meinethwillen zu bedrängen!“ -- Der Richter, der froh war, daß er mit ein wenig Schrecken und mit Verlust eines vergoldeten Rockknopfes davon gekommen, sah nun wohl ein, daß der einsam wohnende Bauer blos darum keine Fehlerschuld trage, weil er dem wilden Hopsa eine Herberge einräume und daß er dies wohl aus Zwang thun müsse ohne alle Weigerung. Der Hopsa aber ließ sich auch mehrmals von dem Gerichtsboten dem Patrimonialgerichte zu Odenthal freiwillig einliefern und in den Stock schließen. Doch am andern Morgen fand man Verließ und Ketten immer wieder leer. Dies vollbrachte er durch Teufelskunst mit Kreuzwurzel und Christoffelbuch und noch in der nämlichen Nacht stahl er denn jedesmal dem Häfcher das Fanggeld wieder ab. Leuten, die ihn nicht gutwillig aufnahmen oder Speise reichten, machte er die Brunnen trocken, verdarb ihr Vieh, bestahl sie,

oder senkte ihre Behausung in Brand. Die ihn aber aufnahmen, wurden nie geschädigt und nimmer bestohlen. — So war er lange Zeit der Schrecken der Gegend, fest vor Hieb und Stich, unergreifbar, und selbst wenn er freiwillig in die Banden gegangen, sogar im festesten Verliese nicht verwahrt. Doch man erdachte endlich ein Mittel ihn festzuhalten für immer, denn als er sich einmal wieder hatte einfangen lassen, da zog man ihn im Burgverliese zu Strauweiler mit den Ketten vom Boden in die Höhe und band ihn also, daß er über dem Boden schwebend baumeln mußte. Da konnte ihm seine Schwarzkunst nicht mehr loshelfen und er wurde, da man in Düsseldorf neugierig war, den berühmten Gauner zu sehen, nach dieser Hauptstadt abgeliefert. Dort ließ man einen Eisenkäfig machen, sperte ihn darein und hängte diesen vor dem Rathhause dem Volke zur Schau. Als aber der Tag nahete, daß er peinlich verhört und zum Lohne seiner Verbrechen hingerichtet werden sollte, da fand man ihn frühmorgens todt in dem Käfige liegen mit solchen Zeichen, als ob er über Nacht gewaltsam erwürgt worden sei. Einige vermutheten, daß dies böse Leute gethan, seine Zuhälter, die von seinen Geständnissen fürchteten; Andere aber, seiner Schwarzkunst eingedenk, wollten es behaupten, daß ihm der Teufel selber den Hals gebrochen habe, welches auch nach Verbürgung der ganzen Geschichte und jener höllischen Künste hier das Wahrscheinlichere bleiben muß.

Nach Hopsa's, des ehemaligen Schneiders Franz Nöthlich Tode war die Gegend seiner Heimath von einem sehr gefährlichen Verbrecher erledigt und der bösen Diebstahle und Beschädigungen geschahen weniger. Seine Frau und zwei Söhne starben auch in der Haft; eine Tochter aber blieb zu Blecher wohnen. Alte Leute haben noch Lebenden erzählt, daß sie diese unter dem Namen: die Hopsas Liese gekannt hätten. In der alten Burg Strauweiler aber zeigt man noch jetzt das Verlies, wo der berüchtigste aller hiesigen Gauner eingekerkert gewesen, und im Volksmunde leben Hopsa's Thaten, sein Prozeß mit dem Teufel und seine Strauchverwandlungen fort

und fort. Sogar sprüchwörtlich ist sein Name geworden, und will der bergische Landmann einen recht wilden verkehrten Menschen bezeichnen, so nennt er ihn so wild und so nichtsnußig, wie der Hopfa.

Das Johannisopfer.

(Eine Begebenheit aus der Mitte des 11. Jahrhunderts.)

Von dem Zusammenflusse der beiden Bergschwestern Sülz und Agger hinauf zieht sich zwischen beiden rings von düstern Wäldern und Haidbergen umgrauet die Scheidehöhe, eine der anmuthigsten und fruchtbarsten Hochebenen unserer Heimath. Reiche Fruchtfelder werden von Weilern und Gehöften unterbrochen, denen die Ackerschaft Wohlstand verleiht und es mangelt dieser Landschaft eben so wenig an Getreide, als an Holz und den tieferen Schätzen der Berge. Daß diese Gegend schon in sehr früher Zeit bewohnt gewesen, bezeugt uns der ehemalige freiadelige Rittersitz Schoinrath, jetzt in den Händen von Ackersleuten in viele Splisse zertheilt, mit geringen Spuren der ehemaligen Auszeichnung. Doch war es noch vor wenigen Jahrhunderten eines der festesten Schlösser des Landes. — Dort haufete in den guten Zeiten des Grafen Gerhard I. von Berg der Ritter Hansen von Schoinrath, ein reicher angesehenener Freiherr, ein glücklicher Vater und Gatte. Seine geliebte Gemahlinn, Agnes von Wilkerade, hatte ihm drei Söhne und zwei Töchter gegeben, alle blühende, vielversprechende Kinder. Der älteste Sohn, wie sein in der bergischen Landesgeschichte als tapferer Ritter und bergischer Truchseß hochberühmter Großvater, Keiner geheißten, war als Edelknappe im Gefolge des Herzogs Gerhard, die beiden

jüngeren Knaben, sowie die Töchter befanden sich noch in dem Schlosse unter der Pflege ihrer frommen und ehrenfesten Eltern. Ein schönes heiteres Frühjahr hatte eben seine Blumen und Freuden verspendet und der St. Johannistag (24. Juni) war mit seiner Lust und Angst genahet. Die Lust nämlich bestand in dem schönen Sommerfeste, das damals in ganz Deutschland, wie jetzt noch in Schweden, wo sich deutsches Alterthum erhalten hat, hoch und herrlich gefeiert wurde, und dabei gab es zu Schoinrath zwiefache Feier, denn eine große Procession oder Gottestracht, zu der sich die nahe liegenden Gemeinden vereinigten, zog durch die reichen blühenden Fruchtfelder der Scheiderhöhe, mit Priestern, Kreuz und Fahnen stattlich geschmückt, betend und singend in die Kirche zu Altenrath und dann wurde auf dem Burghofe zu Schoinrath, den der Feierzug berührte, eine Kaste, d. h. ein Altar im Freien aufgerichtet, wo der die Heiligensahrt führende Priester das Allerheiligste niedersetzte und dem Volke den Segen spendete. Wer, wo solche Processionen und Kasten noch bestehen, diese glanzvolle Feier von Kind an jährlich an dem schönsten Tage des Jahres erscheinen sah, wer mit frommen Kindeshänden bis an die Jünglingsjahre hinauf solche Altäre bauen half, oder Maien und Blumen herbei holte zum Schmucke der Kaste und des Weges, der dem Feierzuge vorgezeichnet ist — wer dann im Anblicke des so reich gezierten Altars unter Gottes freiem heiterem Himmelszelte in Kindesentzückung freudiger unter den frommen Schaaren betete, weil er durch seine Bemühung der Feier Glanz erhoben sah, der wird die Johannistage zu den erhabensten Stunden seines Lebens zählen und dem fröhlichen Feste mit frommer Sehnsucht entgegen schauen; es wird ihm in der Erinnerung der schönste von allen Jahresfesttagen bleiben, wenn nicht gerade andere durch freudige Lebensepochen mit stärkerem Lichte hervorleuchten. So war es wenigstens damals auf der Burg zu Schoinrath, wo der St. Johannistag mit hoher Lust die Herzen von Jung und Alt belebte. Doch auch geheimnißvolle Schauer, Angst und trübe Ahnung brachte dieser frohe Tag. Einer alten in Deutschland damals allgemeinen Sage gemäß,

die auch jezo noch in einigen Gegenden, wenigstens in unserer Heimath fortlebt, heißt es: der heil. Johannes der Täufer, der durch Weiberränke den Tod des Schweres gestorben, fordere an seinem Jahrestage ein dreifaches Todtenopfer; jedesmal erfahre man, daß an diesem Tage drei schuldlose Menschen verunglücken, und zwar Einer im Wasser, der Andere auf festem Boden und der Dritte in der Luft (d. h. durch einen Sturz). — Auch jezt noch ist der Glaube an diese Sage noch nicht ganz zerstoßen und Mancher, von diesem Sagenschauer gedrängt, meidet dann Gefahren mehr als jemals, auf daß er nicht zum Opfer werde, und alte Leute wissen noch aus jedem Jahre, soweit ihr Gedächtniß reicht, drei am Johannis-tage Verunglückte zu nennen. Vor fünfhundert Jahren aber, in der Zeit, von welcher ich hier erzähle, war man von der Wahrheit der alten Sage noch allgemein überzeugt und Jeder fürchtete für sich und die Seinigen.

Unglücklich hatte Frau Agnes von Schönrath ihre Kinder ermahnt, sich an diesem Tage doch nur keiner Gefahr auszusetzen, denn ein düsterer Traum hatte ihr die Schrecken des Johannisopfers noch näher vor Augen gestellt. Zwar gingen die Kinder, wie sie gewohnt, hinaus, um die frischen Blumen zum Schmucke des schon errichteten Altares in der Morgenfrühe zu suchen, allein sie hatten versprechen müssen, sich nicht über den Gesichtskreis der Burg hinaus zu entfernen. Beide Mädchen gingen den Feldrand hinauf und zogen die blauen Cyanen aus den Roggenfeldern, die Knaben aber, die den Thauregen der bewegten Sträucher weniger fürchteten, suchten die schönsten Aquilegien und die Glockenblumen aus dem Rain des Hochwaldes, der sich dicht oberhalb Schönrath die Hügelkette hinaufziehet. Da rauschte ober ihnen von einer hohen Eiche ein gewaltiger Flügelschlag, und als sie aufblickten, da flog ein Adler von dem Neste, wo er eben seinen Jungen Nahrung gebracht hatte, denn die Knaben sahen die Köpfe der Brut sich über das dürre Reißig des Nestes bewegen. Da wurde rasch berathen, rasch gehandelt. Die muthige Jugend vergißt die ängstlichen Lehren der Alten nur zu bald. Trotz dem ängstlichen Rufen der Schwestern kletterte der älteste Bruder

empor, um die Brut auszuheben; des Kletterns kundig, freuete er sich schon im Voraus des Triumphes, wenn er die jungen Raubvögel mit nach Hause bringe, und dazu war es wahrscheinlich, daß die jüngst vermifsten Tauben und Küchlein dieser Brut zur Nahrung waren geraubt worden. Aengstlich sahen es die Schwestern, wie der Knabe den Gipfel einer jungen schlanken Buche erkletterte und sich dann mit demselben an die untern Nester des höheren Eichbaumes schwang. Doch der muthige Knabe steht in dem Schrecken seiner Zuschauer nur die Bewunderung seines Wagesstückes und dies spornt ihn zu Gefahrvollerem. Ist auf Ist erreichte der Kletterer mit der größten Sicherheit, bald vermochte er den Hauptstamm der Eiche zu umfassen, schon wurde er dünn wie ein Stab — da hörte er, wie er schon die Hand nach dem Neste ausstreckte, die Geschwister ängstlich schreien. Eine Wölfinn war durch den Roggen geschlichen, war dem Walde zugesprungen, hatte den unter der Eiche zum Bruder erwartungsvoll emporblickenden siebenjährigen Knaben ergriffen und zur Nahrung der Jungen fortgeschleppt. Der Kletterer sah des Bruders Gefahr, er sah das Raubthier mit ihm im Dickicht verschwinden und Schmerz- und Angstgestöhn schollen um Hülfe empor. Der Kletterer war des Alderestes vergessen, aber auch der Vorsicht. In unbewusster Hast wollte er hinunter klettern, aber es wurde dunkel vor seinen Augen und zerschmettert lag er am Boden. Heulend stürzten die Mädchen der Burg zu. Die gute Mutter, von Ahnungen gedrängt, stand vor dem Gitterfenster des Wohngebäudes, sie sah die Kleinen und rief ihnen zu. Doch diese, betäubt vom Schrecken und von Wölfen sich verfolgt wähnend, vergaßen zum sicheren Wege an das Burgthor umzubiegen, sie eilten dem Rufe der Mutter blindlings entgegen und stürzten sich in den tiefen Wassergraben, der die Burg Schöinrath umgibt. Die Gitter des Fensters wandten größeres Unglück ab. Der Vater aber kam mit seinen Dienstleuten für eine der Töchter zur Rettung zu spät. Sie ward schon das dritte Opfer des Tages; die andere erholte sich wieder, um den Eltern Grausiges zu verkünden.

Die zweite Leiche fand man bald, die dritte aber erst

mit vieler Mühe, nachdem die Gottestracht in eine Wolfsjagd war umgewandelt worden. Nur wenige Tage vermochte die Mutter den Schmerz eines so grausenhaften Anblickes und solcher Verluste zu tragen, sie wurde zu ihren Kindern zu Grabe gebracht. Der Jammer hatte auch des edlen Ritters Hansen Kraft und seinen Lebensmuth gebrochen. Das einzige, was er noch in der Welt that, war die Errichtung einer Kapelle in dem Walde, wo die zerfleischte Leiche seines Sohnes in einer Wolfschlucht in tiefem Dicht, unfern dem Feienberge gefunden wurde, und wo er für die Todten eine allwöchentliche Messe stiftete. Dann entfloß er, wie es nach solchen Vorfällen in damaliger Zeit gewöhnlich, der Welt, und beschloß im Kloster Bödingen an der Sieg *) seine gramverdüsterten Tage, die dem Gebete für die verlorenen Theuren und für das Glück seines noch einzigen Sohnes Keiner geweiht waren.

Keiner von Schoinrath wurde ein wackerer Ritter, dessen Name besonders in der Schlacht bei Cleverham (7. Juni 1397) rühmlichst genannt wird. Leider hatte dort der von Berg glorreich errungene Sieg traurige Folgen. Denn in dem Jubel des Triumphes wurden die zur Verfolgung des geschlagenen Feindes aufgelöseten Fähnlein von den Bundesgenossen der Clever überrascht und mußten aus dem Felde weichen. Da war Keiner von Schoinrath unter den Gefangenen, die sich mit großen Summen lösen mußten.

Die von Ritter Hansen von Schoinrath gestiftete Kapelle und sein Eintritt in das Kloster gaben Veranlassung, daß die Kunde dieses Johannisopfers vom Jahre 1358 bis auf uns gekommen. Von dem darauf folgenden Jahre aber, vom 24. Juni 1359 ist uns ein mehr bekanntes Unglück aufbewahrt, das auch, wie viele Klosterschriften sagen, durch furchtbare Vorzeichen und Gesichte im Lande Berg vorherverkündet war. Es war

*) Die interessante Entstehung dieses Klosters im Jahre 1345 und dessen Geschichte werden im dritten Bande dieses Werkes erzählt werden.

dies das traurig berühmte Tournier zu Schleiden in der Eifel, das Herr Johann zu Schleiden gehalten. Als dort Gerhard, Erbprinz zu Jülich und Graf von Berg gegen Arnold von Blankenheim in die Schranken ritt, trieb beide längstgenährter Hader so hart gegen einander, daß des Blankenheimers Spieß Gerharden mitten durch den Leib fuhr und jener auch eine tödtliche Wunde in der Seite erhielt, worauf Herr Johann von Schleiden, Gerhard's Freund, im Zorn über dessen Fall dem todtwunden Arnold das Haupt zu Thal schlug. Darauf blieb's aber nicht bei dreien Opfern, denn auf diesen Vorfall nahmen Alle Partei und aus dem Tournier wurde, wie oft geschehen, ein allgemeiner Kampf, daraus nicht mancher Ritter heil hervor trat und der manchem getreuen Knappen an's Leben ging. Solche Vorfälle haben denn den Glauben an die Sage vom Sanct Johannisopfer aufrecht erhalten und auch aus heutigen Tagen hört man noch Belege. So ereignete es sich unter den Augen des gegenwärtigen Erzählers, daß am St. Johannistage 1824 ein Knabe, der geladenen Jagdflinte unkundig, seine eigene Schwester erschoss und daß im nämlichen Dorfe zur nämlichen Stunde ein Kind von dem Rade eines Wagens zerdrückt und getödtet wurde. Das dritte Opfer, einen Ertrinkenden zog der Erzähler aus dem türkischen Waldbache, in welchem sich der Jüngling hatte baden wollen, doch raffte ihn ein Bluthusten dahin. Wunderbar wenigstens sind, neben die bestimmte Sage gehalten, auch diese Zufälligkeiten und da jene kein Raum umgränzet, innerhalb welchem die Opfer fallen sollen, so wird sie, fast jährlich genährt, sich noch lange erhalten.

Daß die Sage aber im deutschen Heidenthume fuße, ist unbezweifelt. Wie allen altheidnischen Festen ein christliches unterschoben wurde, so wurde dem germanischen Sommerfeste die Verehrung Johannis, des Täufers untersezt und die früher dem Wodan geschlachteten Menschenopfer blieben den Neubekehrten so lange erinnerlich, bis sie sich zur dunklen Sage gestalteten. Die drei deutschen Hauptgötter waren sobald noch nicht vergessen, und als man ihnen die Opfer nicht mehr schlachten durfte,

kam das Volk, durch Zufälligkeiten verleitet, in den Wahn, daß sie selber diese holten. So Hērtha im Wasser, Wodan (Tan, Fan) über der Erde und Thor auf der Erde. Daß die Namen der Götter, von denen die Christen wie bekannt noch lange als von Teufeln geängstigt wurden, in die Kalendernamen des Tages, woran sie früher ihre Opfer erhielten und abholten, verschwanden, liegt nahe und beruht auf der durch Vergessenheit entstandenen Verwirrung.

Adolph von Wiehl,

der

wackere Ritter und gottselige Klosterbruder.

(Eine Legende aus den Jahren 1230 — 1280.)

Klein war die Burg des Ritters Adolph von Wiehl, seiner Knechte war eine geringe Zahl und seinen Burgbann unfern der Agger vermochte ein Blödsichtiger zu überschauen; doch war darum er nicht minder geliebt von seinem Lehnsherrn und nicht minder gefürchtet von den Gegnern wegen der Kraft seines Armes, der Tapferkeit im Streite und ob seinen klugen Rathschlägen. Es war damals um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts so recht die Zeit der Turniere und des Faustrechts, wo der Mann nur nach seiner körperlichen Kraft und seiner Kühnheit geschätzt wurde. Adolph hatte bei seiner Riesenkraft eine große Gewandtheit in allen ritterlichen Uebungen erlangt; in einem Turniere zu Worms, wo nach den Kampfbedingungen das Kopf des Besiegten dem Sieger anheim fallen sollte, gewann er zwölf Köpfe nach einander und ihm wurde unter den dort turnirenden Rittern, die den Kern des deutschen Adels ausmachten, der

dritte Preis zugestanden. Adolph der Sechste von Berg, mit dem Beinamen der Lange, machte den Ritter von Wile zum bergischen Truchseß und als solcher focht er unter seinem kriegerischen Fürsten (1255) in der Schlacht bei Wolfskamp in Westphalen. Nach dem tragischen Ende seines Lehnherrn, der um Ostern des Jahres 1257 auf dem Turnier zu Neuß^{*)} umkam, setzte ihn dessen Nachfolger, der ritterliche Adolph der Siebente zum Vogte über die zu Berg gehörige Grafschaft Windeck, die Adolphs VII. Mutter, Margaretha von Hochsteden zum Wittthum überlassen war. Durch strenge Gerechtigkeitsliebe und durch feste Treue zu seinem Lehnsherrn zeichnete sich Adolph in diesem Amte rühmlichst aus, bis seine Vogtei durch die Heirath der Wittwe Margaretha mit dem Grafen von Hüfeshoven erlosch und die Burg und die Grafschaft Windeck dem Grafen Heinrich von Berg, Adolphs jüngeren Bruder zu Lehen gegeben wurde. Adolph von Wiehl tritt nun als ein Vasall des Grafen Heinrich in der Fehde mit dem Erzstifte Cöln und mit vielen unruhigen Dynasten der Heimath, welche in der vielbewegten Zeit des Faustrechts den Frieden des Landes ungestraft zu trüben vermochten, weil das deutsche Reich damals ohne Oberhaupt und überall die größte Unordnung eingerissen war. Auch eigener Fehden mit unruhigen Nachbarn hatte der Wiehler mehrere zu bestehen, die er aber alle siegreich ausfocht, da sein Arm in dem begonnenen Streite mehr that, als ein Haufen Reislüger. — So vom Ruhme begleitet und trotzend auf eigene Kraft zog er einst aus seiner Burg, um auf einem Turnier, das in Boppard am Rhein gehalten werden sollte, neue Lorbeeren zu erfechten. Doch das Ziel seiner Reise änderte sich bald.

Er war bis über die Gränzen des Landes hinauf geritten, dort wo das Siebengebürg und andere Hügel rheinaufwärts unzählige Burgen trugen, die von Edelleuten bewohnt waren, unter denen Viele sich ein Geschäft

*) Siehe 1. Band der Vorzeit S. 88.

daraus machten, Vorüberreisende mörderlich anzufallen, die Kaufleute und Klostertransporte, um deren Gut zu erschnappen, fahrende Ritter aber, um sich Ruhm im Kampfe mit ihnen zu erfechten. Herr Adolph ritt dort bloß von zweien Knechten begleitet, als er auf dem Wege einen vom Haupt bis zu den Fußsohlen geharnischten Ritter erblickte, der ihm entgegen rief: mit ihm um Roß und Waffen zu streiten auf Tod und Leben. Herr Adolph war gezwungen, der Aufforderung des verkappten Ritters zu willfahren, denn dieser hatte seine Lanze schon eingelegt und wollte, den breiten Schild vorhaltend, eben dem Rosse die Sporn geben. Aber Adolphem schüchtern ein Solches nicht, er war ja hinausgezogen zu kämpfen und fand schon hier auf dem Wege, was er ferne suchen wollte. Mit verhängtem Speer rannten sie ohne weiter ein Wort zu verlieren gegen einander, daß beide sammt den Rossen zu Boden stürzten; der fremde Ritter rücklings, von dem Speere Adolphs durchbohrt, und dieser zur Seite, von dem Stoße seines starken Gegners bloß betäubt. Als nun die beiden Knechte des Ritters von Wehl herbei sprangen, ihrem Herrn wieder aufzuhelfen, da flohen die Knappen des auf den Tod getroffenen fremden Ritters auf's Eiligste davon. Bald erwachte Herr Adolph wieder, aber mit starrem Entsetzen sah er auf den Erschlagenen und schien der Beute gar nicht erfreut. Schnell bestieg er sein Roß und lenkte es den Weg, den er eben gekommen, zur Verwunderung der Knechte, deren Siegesruf das veränderte Antlitz ihres Herrn verstummen machte. Er sagte ihnen nicht, wohin er wolle und wollte nicht, daß sie ihn begleiten sollten. Er schenkte ihnen die erorbene Beute und trabte dem Siebengebürge zu, dorthin, wo hinter dem Stromberge in tiefem Bergkessel das Kloster Heisterbach in düstern Mauern graute.

Der hochgelahrte heilige Mönch Casarius von Heisterbach, durch dessen Schüler einen uns auch die Geschichte Adolphs aufbehalten blieb, sagt hinsichtlich der von uns jetzt oft bestaunten Geistesumwandlung eines Ritters jener Zeit: „Die besonderen Ursachen, weshalb ein Ritter dem Kloster zueilt, sind diese zehn Stücke:

Die Anhörung der Wunder, die den Orden verherrlicht, eigene Bußfertigkeit, Worte vom Himmel, Erscheinung eines Heiligen, liebevolle Ermahnungen der Muttergottes, Krankheit, Schmach, Schaam, Gefangenschaft und Vision der Hölle.“ — Etwas dem Letzteren Aehnliches hatte auch jetzt Adolphs Weg entschieden. Denn als er durch den Speerstoß des Gegners in Betäubung lag, dünkt es ihm, als ob der gefällte Ritter von einer Menge schwarzer Gesellen überfallen und zur Hölle geschleppt worden wäre. Dorthin folgte ihm sein Blick tief durch die Mitte der Erde in die grausige Kluft der Verdammniß. Er sah, wie der Gegner den brennenden Schwefelpfuhl hinabgestoßen wurde, sah die schenßliche Freude von Tausenden höllischer Dägelgeister und erkannte unter den Legionen Gepeinigter viele seiner ehemaligen Freunde. Dort sah er alle die Ritter, die bei Turnier und Fehden umgekommen waren, Alle, die dem Steigreif bis an ihr unbußfertiges Ende gehuldigt. Als er aber sich wandte von dem unerträglichen Anblicke der Hölle, da schauete er mit flüchtigem Blicke hoch droben in den Saal der Seligen. Da saß in seiner Herrlichkeit auf seinem Wolkenthrone, die Füße auf die Kugel des Weltalls gestützt, das Scepter der Allmacht in seiner Rechten, Gottvater unter dreifacher Papstkrone; zu seiner Rechten Gottsohn, das Kreuz statt des Scepters haltend, über ihnen der Geist, die heilige Taube; rechts neben dem Sohne knieete dessen glorreiche Mutter, für einen bekehrten Sünder stehend. Unter diesen durch leichten Gewölkboden geschieden rechts die Seraphim und andere Erzengel und Engel von Geburt, links die Apostel und Evangelisten; allein von dem Himmelsglanze geblendet sank tiefer des Hellschenden Blick auf den Boden des Saales, wo die Seligen sich ihres Lohnes erfreuten und durch zwiefaches Wolkenfachwerk aufschauerten, Alle verklärt in himmlischer Freude, allein unter ihnen weder Panzer, noch Helm oder Waffen, nur einige Harnische mit dem Zeichen der Kreuzfahrer bezeichnet, fast Alle in Gewändern heiliger Mönchsorden oder mit Inful und Bischofsstäben und durch die eben geöffnete Thüre

wurden die Himmelsleiter hinauf nur Glazen und Kapuzen sichtbar.

Dies war das Gesicht des edlen Ritters Adolph von Wiehl, als ihn die Knechte empor hoben und er aus seiner Betäubung erwachte. Der Verdammniß, die er so lebhaft vor Augen gehabt, zu entfliehen, eilte er dem Kloster zu und schon pochte er ungestüm an das Thor des stillen Gotteshauses zu Heisterbach, als der Pförtner ihn nach seinem Begehren fragte. „Rasch! (entgegnete er) laßt mich ein, auf daß ich ein Mönch werde und an mich nehme den heiligen Orden, der zur Seligkeit führt!“ — Der gute Pater Ostiarius bedeutete ihn, daß man mit Harnisch und Sporn nicht in's Habit komme und daß dazu ein bußfertiges Leben mit Entsagung alles Irdischen gehöre. Darüber aber kam der Abt Hermann herzu, und als dieser des Ritters Gesinnen und dessen Gesicht von ihm selber erfahren hatte, nahm er ihn in's Kloster auf. Adolph schenkte sein Roß zum Dienste des Pfluges und auf den Altar des heiligen Bernhard legte er nieder Helm, Harnisch und Waffen, zum Zeichen, daß er aufgehört habe mit weltlichen Dingen zu streiten und forthin dem Himmel einzig dienen wolle. Er trat in den Orden ein und wurde der frömmste Bruder des Klosters. In Allem that er es den Uebrigen zuvor und der Ruf seiner Gottseligkeit erscholl rings umher. Als aber seine Freunde und ehemaligen Wassengenossen seinen Eintritt ins Kloster erfuhren, da zogen sie reichgeschmückt und mit reißigem Zeuge heran. Sie wollten ihn bereden, den Orden zu verlassen und boten Alles auf, ihn wieder zurück in die Welt zu nehmen, malten ihm alle Freuden da draußen mit den herrlichsten Farben vor und boten ihm reiche Geschenke an, wenn er mit ihnen ziehen wollte. Adolph schilderte ihnen dagegen die ewige Verdammniß und erzählte ihnen, was ihm begegnet, als er auf dem Ritte gen Boppard den fremden Ritter gefallt hatte. Da verlachten die Freunde seine Vision als einen albernen Traum und tadelten die unbequemen Einrichtungen des klösterlichen Lebens. Besonders aber hoben sie hervor, wie die Mönche von den Flöhen und anderem ekelhaften Ungeziefer, in der wollenen Kleidung, die nie

gewechselt und damals selbst bei der Ausbesserung nicht abgelegt werden durfte, bei Nacht und Tage unsäglich gequält würden. Doch der gottselige Adolph widerlegte auf's Kräftigste ihre blinden Weltansichten und sagte unter Andern: „O Schmach über den tapfern christlichen Ritter, der da nicht banget in teuflischem Schlachtfelde dem ehernen Stachel des Todes zu begegnen und im Kampfe für den Heiland die kleinen Insekten fürchtet! Wahrlich, sag' ich Euch, krabbelte auch das gesammte, euch ekelhafte Ungeziefer aller Mönche der Welt an meinem Leibe, so sollt' es mich doch aus dem Orden nicht heraus beißen, mit Freuden wollt' ich es hegen in meiner Kutte, denn so erlangt man die himmlischen Wonnen. *) So sprach er in heiligem Eifer und ermahnte sie ernstlich, das eitle Treiben der Welt zu verlassen, er beschwor sie, mit ihm das Kloster zu theilen, denn sonst würden sie in Kurzem zu denen gelangen, die er in dem schrecklichen Schwefelpfuhle als seine ehemaligen Freunde erkannt hatte. Doch so wenig sie vermochten, ihn den geweihten Hallen zu entfremden, so wenig gelang es ihm, die eiteln Ritter den Ergößlichkeiten der Welt abzuwenden zur heiligen Betrachtung. Sie verließen ihn mit Spott, er aber betete für sie und nicht lange darnach kam die Nachricht, daß Alle, wie er vorhergesagt hatte, bei Fehden und Turnieren unbusfertig umgekommen seien.

Adolph von Wiehl aber diente noch als frommer Greis eifrigst dem Himmel, und als er sein Haupt zur ewigen Ruhe neigte, da umflogen nicht Raben und Geier (die höllischen Geister, welche, wie Cäsarius ironisch sagt, des verruchten Raubritters Seele zu den höllischen Freuden abzuholen kommen) sein Sterbelager, sondern holde Himmelsengel flogen mit der Friedenspalme sichtbarlich herab und trugen unter entzückenden Ge-

*) O! fortem militem, qui in bello diaboli non timuit gladios in militia Christi timere debet pediculos! Auferrent tibi nunc pediculi regnum coelorum. Crede mihi, et hoc pro certo scias, quia si essent omnes pediculi omnium monachorum in meo corpore, non me de ordine morderent! etc. Caes. H. I. IV. c. 48.

sängen die Seele des Gottergebenen himan, dort wo er die Mutter der Reinheit zu des Heilands Rechten für ihn den Sünder hatte stehend geschaut und wo sie dem Befehrten jetzt huldreich entgegen lächelte. Auch Wunder verherrlichten ihn noch im Grabe und bezeigten des Himmels Wohlgefallen an seinem Wandel, der noch viele Jahre hindurch den Mönchen zu Heisterbach als Muster der Nachfolge aufgestellt wurde von ihrem ehrwürdigen Abte.

Der spukende Ober.

(Ein bergisches Volksmärchen aus dem vorletzten Jahrhunderte.)

Es sagt ein altes allbekanntes Sprüchwort: „Mit Latein kommt man durch die ganze Welt!“ gerade als ob in dem Lateinverstehen die größtmögliche Geistesgewandtheit versteckt liege. Doch mit dem Latein alleine ist's nicht abgethan, und wenn Jemand noch ein halb Duzend Sprachen dazu verstünde, so möchte er dennoch wohl mit all diesem Sprachballaste von einem gesunden Mutterwize aus dem Sattel gehoben werden.

So war auch ein Herr Pfarrer im Bergischen ein tüchtiger Lateiner, aber sein Küster war ein feiner, pffiffiger Schalk. Die Pfründe des Pfarrherrn, der dazu auch ein Dechant, war sehr einträglich und dies besonders in dem guten Fruchtjahre Anno — es mögen jetzt gerade 200 Jahre sein — brachte der Zehnte so viel ein, daß Scheune und Fruchtboden all den reichen Segen zu fassen nicht vermochten. Als der Pfarrherr deshalb in nicht geringer Verlegenheit war, trat ihn der Küster an und machte ihn aufmerksam, daß über dem Kirchengewölbe

ein großer unbenutzter Raum sich zum Fruchtaufschütten eigne. Der Herr Dechant meinte, weil der Zehnte zur Kirche gehörig und eine durch die Bibel begründete Abgabe, so könne dabei von einer Entheiligung der Kirche keine Rede sein und Niemand ein Aergerniß daran nehmen und ließ aufschütten, so viel da war. Doch der Küster holte sich tagtäglich beim Läuten der Morgen- und Abendglocke davon den Sackzehnten und setzte diesen Diebstahl unbemerkt so lange fort, bis sein Prinzipal auf's Gewölbe kam und den Verlust bemerkte. Der gute Pfarrherr eiferte sich unsäglich über diesen Kirchenraub, wie er's nannte, und weil er den Küster als alleinigen Bewahrer der Kirchenschlüssel in Verdacht nahm, so schalt er ihn einen ungetreuen Dieb. Der Küster aber hatte von seinem Pfarrherrn viele fromme Redensarten gelernt, er spielte den Gerechten, rief die Muttergottes sammt allen Heiligen zu Zeugen seiner Unschuld herauf und gab vor: daß ein gespenstiges Ungethüm oft auf dem Kirchensöller wüthe und unbezweifelt auch diesen Schaden verursache, wohl aus keinem anderen Grunde, als zur Strafe der Entweihung des Gotteshauses, das der Herr Dechant zu einem Fruchtspeicher benutzt habe; er behauptete, dieses Gespenst fast bei jedesmaligem Läuten der Morgenglocke rumoren gehört zu haben und versprach, sobald es sich wieder vernehmen lasse, den Herrn Dechanten zu selbsteigener Augenscheinahme herbei zu rufen. Der Herr Dechant, obwohl er unterweilen ungläubig mit dem Kopfe wackelte und seiner Gewohnheit nach mit den Lippen schnalzte, vermochte das Gegentheil nicht zu beweisen und wollte wenigstens abwarten, was der Küster ihm zeigen werde. — Dieser aber war in nicht geringer Berlegenheit, wie er bei der leichtfertigen Be-theuerung bestehen möchte. Er sann, und fand bald, was er suchte.

Ein Nachbar Geizhals hielt ein großes Eberschwein von schwarzer Rothfarbe und scheußlichem Aussehen, das durch die Hagerkeit dieses Thieres noch erhöht wurde. Sein eigner Herr gab ihm Nichts zu fressen, es mußte seine Nahrung selber zu erwerben suchen und lief nun durch's ganze Dorf umher zu rauben und zu

wühlen, überall verhaßt, geheßt, verjagt und verwünscht. Daher lernte es, von Fleisch und Fett unbelästigt, dem schnellsten Hunde zuvor laufen, lernte klettern gleich einer Katze, und bald waren sogar die Söller nicht mehr sicher vor seinen Räubereien, weil es die Stiegen hinauf lief wie auf ebenem Wege. Das scheußliche Aussehen aber wurde an Scheußlichkeit noch übertroffen von einem wüsten Grunzen, das aus dem hohlen ausgehungerten Leibe furchterregend hervorscholl, so daß schon Mancher bei Nacht dadurch erschreckt wurde. Dies sollte auch dem Herrn Dechanten gelten und den Küster aus der Klemme ziehen. — Nachdem dieser erst noch eine Masse Getraide fortgeschleppt, so viel er zu tragen vermochte, köderte er die ausgehungerte Fressmaschine mit einer vorgehaltenen Rübe, lockte das Scheusal noch vor Morgendämmerung über Kirchroster und Kirchentreppe herauf und schloß es auf dem Fruchtboden ein, wo es sich in Roggen und Weizen hineinwühlte und hineinfraß wie eine Raupe. Dann lief er zum Pfarrhause mit der Anzeige, daß das Ungethüm jeho auf frischer That zu ertappen. Um aber den Herrn Dechanten noch ängstlicher zu stimmen, theilte er ihm die Vermuthung mit, daß er das Gespenst für die verlorene Seele eines jüngst verstorbenen Gottverächters halte, dem der Pfarrer keine Seelenmesse habe nachlesen wollen, und der dieses pflichtwidrigen Versagens halber vom Satan die Macht erhalten habe, den Seelsorger an dem eben nicht kirchlichen in der Kirche aufgeschütteten Gute zu schädigen.

Es war nämlich einige Tage zuvor ein Mann aus der Gemeinde begraben worden, der Sonntags die Kirche nicht einmal ansah, geschweige noch ihre heiligen fünf Gebote hielt, der an Nichts glaubte und verstockt und verblindet sogar sich geäußert haben soll: „es gäbe keine Auferstehung, wo der Baum falle, dort bleibe er liegen, und so sei es auch mit dem todten Menschen rein zu Ende.“ — Alle Bekehrungsversuche des Pfarrherrn waren an dem verlorenen Sünder gescheitert, was jenen nicht wenig erbittert, und als der Gauch nun todt war und seine Anverwandten die Seelenmessen des Fegfeuers halber bestellten, da wollte der Geistliche sie nicht lesen und

sagte: bei dem, der doch an keine Auferstehung geglaubt habe, sei dies ganz vergeblich, und man dürfe keine Perlen vor die Säue werfen. — Zwar bat einer von den Leidtragenden: „der Pfarrer möchte das dar- gebotene Seelengeld doch verdienen, und wenn der Ver- storbene durchaus nicht auferstehen wolle, so könnte er ja doch auch dann noch immer liegen bleiben, so lange ihm gefällig.“ Drauf aber hatte der Herr Dechant voll heiligen Eifers nicht eingehen wollen und hatte das Sprüch- wort wegen der Säue wiederholt, weshalb der Küster äußerte, der todte Spatz könne wohl ihm zur Strafe in eine Sau verwandelt, jeho die Frucht auf dem Kirchen- söller aufspeisen, denn da droben habe er ein entsetzliches Schnaufen vernommen, gleichwie von einer Sau. — Ueber diese Auslegung des Küsters gerieth der Herr Dechant in nicht geringe Verlegenheit. Die beim Exorcismus auf- geschlagene römische Agende, die Stola und ein großes Kreuz, noch größere Angst aber nahm er mit und folgte dem Küster in die Kirche, wo dieser den Weiskessel nebst Zuhörhör faßte und dann dem Fruchtboden zueilte. Also mit heiligen Dingen zum Kampf mit dem Aergsten ge- rüstet, horchten beide an der Thüre und vernahmen ein Geräusch wie von gierig geschäftigen Zähnen, dazwischen Schnaufen und Brummen. „Schließ auf und weih!“ sprach der Pfarrer, in der Sorge um sein Getraide aller anderen Angst vergessend, und der Küster öffnete die Thür und weihete, während der wohlbeleibte Dechant mit weitausgespreizten Beinen mitten auf der Schwelle stehen bleibend und so den Ausgang mit Unbedacht ver- sperrend, das „Vade immunde Spiritus!“ zu mehreren Malen wiederholte. Sobald aber der Küster mit dem Weihwedel, wie's Brauch ist, schlenkerte, so fuhr das Eberschwein, das die Gebärde des Worfens unter die- ser Bewegung verstand, erschrocken auf und schnurrte zur Belustigung des Küsters zwischen den Getreidehaufen um- her. Doch als dieser immer heftiger weihend auf das Ungethüm eindrang, lief es den Rückweg suchend zwi- schen die aus Vorsicht weit ausgespreizten Beine des Pfarrherrn, der jeho der Agende vergaß und dem Küster ängstlich zurief: er solle weihen so viel er

zu weihen vermöge! Da schleuderte der unlateinische Küster das messingene Weihbecken nach dem geschreckten Thiere. Dieß riß den Dechanten rücklings nieder, schleppte ihn noch einige Schritte Rücken auf Rücken mit, ward dann des schwerfälligen Reiters ledig und kollerte mit furchtbarem Getöse die Treppe hinunter. Der Wurf mit dem Weihbecken aber hatte den Pfarrherrn selber getroffen und ihm eine Rippe entzwei geschmettert. Da fing der Küster seine Schalkheit, die für seinen guten Herrn so schlimm ausschlag, zu bereuen an und laut jammerte er über die Verletzung, das eigene Ungestüm verwünschend. Doch der Pfarrherr tröstete ihn und pries sich glücklich, in der Meinung, daß er lieber mit einer zerbrochenen Rippe so bösem Handel entkomme, als daß er vom Teufel ganz geholet werde.

Alt: Bernsau an der Agger.

(Eine Volksfage aus dem zwölften Jahrhunderte.)

Es gibt keine lustigere Zeit im Jahre, als die des Pfingstfestes: dann mischet sich alle Frische des Frühlinges mit der Fülle des Sommers; Rosen und Nachtigallen, Wiesenblumen und Anseln sind dann von den Gewittern noch nicht fortgeschuchet, nicht verdorben; die Tage sind lang und hell genug, Alles weit umher zu betrachten, sich recht lange zu freuen, und die kurze milde Ruhennacht rollt ihren Schleier nur deshalb herab, um am Morgen Alles noch verschönet wieder erscheinen zu lassen. Wer wohl mag sich dieser Tage erinnern, ohne dabei an das schönste Angebinde, an die herzinnige Freude, die sie ihm brachten, dankbar zu gedenken. Aber wie viele Millionen lebensfreundiger Menschen auch eine heit're Mai-

sonne begrüßten, so sah sie dort nie ein glücklicheres Paar, wie damals, als sie im Jahre 1170 über Bensberg aufging und Graf Engelbert vom Berge an der Hand seiner Gemalinn, der schönen Grita von Geldern, von drei fröhlichen Kindern umspielet, den Waldhang zur Sülze hinab lustwandelte. Herrliche Ritterthaten, Treue und Biederkeit hatten den Grafen berühmt und geehrt gemacht im ganzen Reiche; er hatte die Achtung und Liebe seines Kaisers, des großen Friedrichs Barbarossa erworben, und sein Land blühte im Frieden, während er fern die unruhigen Vasallen der deutschen Krone besiegen half. Doch süßere Freuden als auf den Bahnen des Ruhmes genoss der Graf in stillerem Kreise, und wie er jezo der Liebe seiner Gattinn und der blühenden Kleinen gedachte, da mochte er in der Fülle seines Glückes wohl vergessen, daß er ein Sterblicher sei, dessen Blindheit den Fall aus der höchsten Freude in die tiefste Trauer, selbst in der größten Nähe, nicht vorzuschauen vermag.

Während die beiden Söhne des Grafen, Adolph und Engelbert, den bunten Schmetterlingen nachhüpften, suchte das fünfjährige Töchterlein Jutta eben die schneeweißen Maiglöckchen, sie zu würzigem Strauße zu winden. Siehe, da kam eine zottige Bärrinn hinter dem Gesträuche hervor gesprungen. Kaum hatten die bestürzten Eltern die Gefahr ihres Kindes gewahret, als dies auch schon von dem rauhen Ungeheuer ergriffen und in eiligem Laufe davon getragen wurde. Das ängstliche Hülfegeschrei des Kindes verhallete bald in der Ferne; der nacheilende Vater verlor die Spur des Raubthieres; er sah die Gattinn bewußtlos hingefunken und trug sie vor den weinenden Söhnlein hinauf in die Burg. — Da saß der treue Burgvogt Rüdiger auf mit seinen treuen Knechten und sprengte, die schnöbernden Rüden vorauf, hinab in den Wald.

Zur Angst erwachte Grita und fiel vor dem Bilde Mariens, der allliebenden Mutter, stehend nieder. Glaube, Angst, Vertrauen, Schmerz und Verzweiflung kämpften in ihrem Busen — da riß sie das Jesuskind herab aus den Armen des Marienbildes und rief: „Bist

du die liebende Mutter, so fühle, wie es thut, ein Kind zu missen; fühlst du Erbarmen, so gib mir das meinige wieder! das deinige erhältst du nicht, bis du mir meine Jutta wieder gibst!' — So sprach Girit a im Wahnsinne ihres Schmerzes und hielt das Bild des Jesusknaben fest umklammert, — da scholl ein heftiger Donnerschlag, und sie zweifelte nun nicht mehr an der Gewährung der Bitte, an der Rettung ihres Kindes.

Wenige Stunden darauf kam der Burgvogt Rüdiger mit freudigem Zuruf eingeritten, die kleine Jutta gesund und blühend auf dem Arme. Wunder war, was er verkündigte. Er hatte die Spur des Raubthieres aufgefunden und dieselbe die Agger hinauf verfolgt. Dort hatte er auf der todthingestreckten Bärinn das Kind schlafend gefunden, und dies ihm beim Erwachen erzählt: es habe ihm geträumt, es sei von der Bärinn zerrissen worden und todt gewesen, allein die Muttergottes habe es wieder erwecket. Wirklich sah man auch an seinem zarten Halse röthliche Narben, als ob sich dort scharfe Zähne tief eingegraben hätten; allein Alles war geheilt und das Kind wieder so gesund, wie vorher. Da wurde das Walten der Gebenedeiten offenbar! Auf der Mutter verzweiflungsvolles, aber doch vertrauendes Gebet hatte der Donner die Bärinn erschlagen und die Gebenedeite das schon zerfleischte Kind wieder geheilt. Da priesen die Eltern und Alle, welche das Wunder vernahmen, die Güte der Gebenedeiten und das Kind wuchs heran und ward eine herrliche Jungfrau. Doch deren Herz wendete sich zu ewigen Dingen, sie brachte der himmlischen Mutter ihr Leben in Demuth und Keuschheit dar und starb als Aebtissin des Frauenstifts zu Essen im Ruße der Heiligkeit. — An dem Orte aber, wo Burgvogt Rüdiger die kleine Jutta wiedergefunden hatte, auf einem blühenden Wiesenplane an der Agger, ließ der Graf Engelbert eine Kapelle bauen, und nicht fern davon zur Sicherung der Gegend eine Burg auf festem Felsnhügel. Diese Burg gab er Rüdigers zum Lehen und nannte sie zur Erinnerung an den abenteuerlichen Vorfall die Bärenau, welcher Name noch heute an den Ruinen des Schlosses haftet, und welchen auch Rüdiger und

seine Nachkommen noch lange trugen, bis ihr Geschlecht ausstarb und die Edlen von Koll und die von Wilk-rath zu dem Besitze der Bärenau gelangten. —

Längst sind die gefährlichen Raubthiere aus diesen Gegenden vertilgt, und es weiß uns jetzt kaum noch Jemand zu sagen, wo der Name Bärenau (Bernsau) herstamme. Darum möge denn gegenwärtige Kunde, die uns der Lebensbeschreiber von Jutta's Bruder Engelbert im Jahre 1208 aufzeichnete, diesen Aufschluß ertheilen und zugleich ein Beleg sein zu dem Glauben jener fernern Zeit an abenteuerliche Wunder, die, wenn sie jetzt auch Mancher bezweifeln sollte, in ihrer eigenthümlichen Naivität doch Aufzeichnung verdienen. Wahrheit daraus zu schöpfen ist leicht dem Zeitkundigen.

Der Jagdstreit zu Diependahl.

(Eine charakteristische Scene aus dem freiadeligen Zunkerleben zu Anfang des 18. Jahrhunderts.)

Die Jagd, als eine Gerechtigkeit, auch auf dem Eigenthume Anderer Thiere zu tödten und ihre Leichname sich zuzueignen, eine der seltsamsten und wunderlichsten Einrichtungen des Abendlandes, ist dem Gottlob nun verschollenen Lehenwesen lediglich entsprossen. Die Jagd ist alt und reicht, als Nahrungsquelle, sowie als Wegräumung schädlicher Thiere bis in die Urzeit der Menschen, als dieselben noch keine feste Wohnsitze hatten. Da durfte ein Jeder, wo er nur wollte, dem Wildpret nachlaufen und dasselbe fällen. Als es aber feste Wohnplätze für Menschen, und Grundeigenthum gab, da war des Eigenthümers Alles, was auf dem Boden wuchs und sich davon ernährte. Juden, Griechen und Römer

hatten dies einzig vernünftige Jagdgesetz und so auch die Deutschen nach Carl dem Großen. Die Saliſchen, Ripuarischen und die Westgothiſchen Geſetze ſowie ſpäter Friedrich I. Verordnungen, der Saſenſpiegel, der Schwabenspiegel und das Schleiſiſche Landrecht erlaubten ſowohl dem Bettler auf ſeiner Huſe Landes eine Sau, einen Bären oder ein Kaninchen zu erlegen, als auch der Gemeinde binnen ihrem Weichbild und dem Fürſten in ſeinen weitläufigen Dammforſten. Jagen war aber die Luſt des Adels und ſein Zeitvertreib. Es bildete ſich nach dem dreizehnten Jahrhundert die Anſicht, daß die Jagd ſo edel ſei, daß Unadelige ſie durch Ausübung ſchändeten. Man entriß in den folgenden beiden Jahrhunderten allen Unadeligen das Recht zu jagen. Man zählte das Wildpret nach römiſchem Rechte zu den herrenloſen Sachen und dann nach einer Vorausſetzung des deutſchen Rechtes zog der Landesherz die Jagd als ein Hoheitsrecht an ſich und gab ſie theilweiſe an adelige Vaſallen zu Lehen.

Nun gab es eine Menge theils lächerlicher, theils ſchanderhafter Jagdgeſetze, Pechwolken einer finſteren Zeit. Nur der Adel durfte jagen, der unadelige Gutsbeſitzer, der doch das Wildpret ernährte, durfte es weder zu ſeinem Nutzen tödten, noch aufſchrecken zum Nutzen ſeiner Felder. Während die Geſetze dem Hauſhern erlaubten, den nächtlich eindringenden Dieb zu erſchießen, durfte er das Wild, das ihm das Getreide (oft mehr wie Hauſrath) raubte, nicht ſchädigen. Der Genius der Menſchheit weinte. Doch damit nicht genug. Die ſinnreichſten Todesſtrafen, oft zur Beluſtigung der rohen Jagdherren, trafen den Wildfrevler. Selbſt der, welcher ein Wild auf eigenem Acker aufſcheuchte, wurde härter geſtraft, als ein Mörder. Rechtslehrer des vorigen Jahrhunderts, noch Karpzow, Kramer, Eſtor und Conſorten vertheidigen die Todes-, und ſonſtigen Luſtſtrafen der Wilddiebe mit einer Saftigkeit, als ob ſie gegen Brudermörder oder Landesverräther redeten, ja als ob das Wohl des Reiches und die Volkſkraft hauptſächlich in Haſen und Säuen geſuht hätte. Statt, wie früher, das Wild zum Nutzen des Ackerbaues und zur allgemeinen Sicherheit

zu vertilgen (Der einzige vernünftige Zweck der Jagd) war man nur auf Vermehrung dieses schädlichen Großungeziefers bedacht, damit man desto baß seiner adeligen Mordlust und Hundelust fröhnen könne. Das Wild wurde gehegt und im Winter fuhr man ihm Fourage zu in den Wald, ganz Deutschland wurde eine Menagerie. Uebrigens preiswürdige Fürsten setzten ihr Land dadurch in Noth; die Saaten des armen Ackermannes, von welchen alle Staatslasten zu bestreiten, wurden erst vom Wilde abgeweidet und dann von ungethümern Hatzschwärme mit Rossen und Hunden verheert. Der Bauer selber, als Jagdfrohner, mußte seine eigene Erndte zerstören helfen. Das raubte ihm Zeit und Möglichkeit zum Broderwerbe, Thakraft und Arbeitslust erstarben, wie ein Verzweifelter im Schiffbruche schauete er in ein Meer von Dürftigkeit, und erst als Wildfrevler, dann als Räuber versank er in einen Abgrund von Verbrechen und Lastern. Solche waren die deutschen Jagdgesetze, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu ihrer höchsten Ausübung gelangten. Schon hundert Jahre früher sagt ein deutscher Dichter von seinem Landesherren:

„Derselbig führt zwar keine Pracht,
Bleibt bei der gewöhnlichen Tracht,
Aber seine unterthane Leut
Waren seiner wenig erfreut;
Er höret nit ihr Wort und Klagen,
Wartet sein Waidwerk und Jagen,
Jing Kaninchen, Hasen und Reh
Und sonst viel anderes Wildpret meh,
Als wär er umb ein großes Geld
Für einen Jägermeister bestellt,
Oder mit Nebukadnezar
Verdammt zu der Bestien Schar
Und nit gesezet zum Landesherren
Seine Leut zu regieren mit Ehren,
Zu befördern Gesez und Recht,
Zu schükken den Herrn und den Knecht!“

Also trieben es die Fürsten, und der niedere Adel äßte ihnen im Kleinen nach, und sogar Bischöfe, Weltgeistliche, Weiber und Mönche fröhnten der Jagdlust wie Unsinige. Besonders die adeligen Domherren und Pfürnderverzehrer waren leibhaftige Nimrode und von ihren schellenbehangenen Falken und Hunden vermochten sie sich selbst in der Kirche nicht zu trennen. Im Chor saßen die Falken (das Federspiel) neben ihnen und auf ihren Schultern und sie spielten mit den Schellen aus Langerweile im Gottesdienste; die Hunde des Junkers heulten in den Gesang der Gemeinde, es war ein großer Unfug, von dem ein damaliger Dichter sagt:

„Man darf nit fragen, wer sie sein,
Bei denen die Hund' in der Kirche schrei'n,
So man Meß hält, predigt und singt,
Oder bei dem der Habbicht schwingt,
Und thut sein Schellen also erklingen,
Daß man nit beten kann, noch singen.
Was soll man von den Thumbhern sagen,
Die in den Chor ihr Vögel tragen
Und meinen es sollt schaden neut,
Weil sie sind geboren Edelleut.
So steht dem Adel gar viel zu
Dran er billiglicher denn Andre thu.
Doch die Natur gibt Jedem ein,
Nartheit will mit verborgen sein.“

Die Territorialherren, sagt ein Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, legen den Klöstern und Weltgeistlichen die Verpflichtung ob, ihre Hunde und Falken zu ernähren und machen die geistlichen Herren zu ihren Hundezungen. Ein deutscher Bischof aber hielt so viele Jagdhunde, daß er sie in Schaaren theilte und ihnen Ober- und Unterbefehlshaber gab. Manchem Fürsten kosteten Jagdapparate mehr als alle Verwendungen für das Landeswohl.

Der Landjunker lebte und dachte nur in Jagd und Jagdlust. Mit Verachtung aller wahren wissenschaftlichen Bildung, die solchen edlen Waldmenschchen zu niedrig und bloß bürgerlicher Canalje zusagend, trieb er sein

Waidwerk nach eigenen Jagdregeln, die sich vom Aufsuchen des Wildprets bis auf das Abhäuten und Auswaiden desselben erstreckte. Die Schriftsprache war nicht edel genug, die hochadelige Jagdkunst zu bezeichnen, es mußte noch eine eigene Kunstsprache erfunden werden, die sich noch bis jetzt mit all ihren Barbarismen bei vielen Busch- und Thiermenschen forterbte und den Namen Waidmanns Sprache führt, sowie es auch eine damals entstandene Ganner-, Schinder-, Handwerksburschen- und Studentensprache gibt. Nicht genug! Bei jedem Sprunge des Wildes mußte der ausgebildete Edelmann ein Kernsprüchlein zu sagen wissen. Unsinniger gibt es nichts, es gibt keine größere Chifane auf Menschenverstand und Sprache als diese Jagdverselein, von denen man noch Foliobände voll findet und mit denen ehemals die hochadeligen Köpfe gefüllt waren. Auch hiervon eine kleine Probe:

„Und so der Hirsch dann fleucht, so ruft
der Jäger = Jüngling:

„„Jun — Jun — Junch! hehe d' Hund her, Zungen
zu Alten,
Edelfrauen und Herren laßt Gott walten;
Hehe further Schirm und Schall
Juch! Juch! die guten Hund all!““

„Nun blas't der Hatzjäger in's Horn und
hält mit dem Jägerjüngling folgenden
Dialogum:

- A. Hochda! ho! denn! denn! do! Gesell,
Gott uns ein Edelwildlust bescheren wöll.
- B. Da lauft der Edelhirsch, Jägerwehr,
Gut Hund, gut Gesell lauf hieher.
- A. Da lauft er noch Jagerei, sicherlich
Es ist ein Edelhirsch, das weiß ich.
- B. Da lauft er widerloß wanks und schwanks,
Seiner Mutter Sohn uns heut undanks.
- A. Da fleucht der Edelhirsch über den Haag,
Daß Gott meines schönen Buhlen heut pflag.
- B. Da fleucht der Edelhirsch über Straß und Herd,
Das hat Gott heut manchem Edelhirsch gewehrt.

- A. Da lauft der Edelhirsch, Wasser und Grund,
Mich freut meines Bulen rother Mund.
- B. Da lauft er waldwärts, Wasser und Griesß,
Wie gern der Edelhirsch heut genesß wer ihn ließ.
- A. Da lauft der Edelhirsch, Berg und Thal,
Gott grüß meinen schönen Bulen überall.
- B. Da lauft der Edelhirsch, Wasser und Bruck,
Das thut er sammt Widerloß und Ruck.
- A. Da lauft der Edelhirsch, Führer und Hund,
Das ist heut allen Geylen ungesund.
- B. Da lauft der Edelhirsch über die Haide
Liebhunden zur Luft und ihme zu Leide.
- A. Da lauft der Edelhirsch über die Stroße,
Ich wollt, ich läg mein'm schön Buhlen in Schooße.
- B. Da flucht der Edelhirsch durch den Thau,
Wie gern ich meinen schönen Buhlen anschau.
- A. Da lauft der Edelhirsch über die Zeit,
Gott grüß mein schön Buhlen im schneeweißen Kleid.
U. s. w.

So hatte der Adel die Courtoise von den Turnieren auch in die Jagd übertragen, und wie man früher der Minne zu Lieb einen Speer brach, so that man jetzt zum Ergötzen der holdseligen eine Sau oder ein Hirschtalb ab.

Wie früher die jungen Edelleute zur Heeresfolge und zur Ausbildung in ritterlicher Uebung als Edelknappen an die Fürstenhöfe zogen, so sah man sie jetho (im 16., 17. und 18. Jahrhunderte) dort das Waidwerk regelrecht erlernen, und dort stiegen die Adepten dieser edlen Geheimnisse vom Hundejungen bis zum vollkommenen Jagdjunker und Jägermeister empor. Es ist besonders ergötzlich zu vernehmen, wie die Edelknaben oft Bekanntschaft machten mit der Hezpeitsche des Oberjägers, wenn sie fehlgeschossen, einen Jagdspruch zu sagen vergessen oder sonst einen Berstoß gegen die Jagdregeln gemacht hatten, und endlich ein fertiger (fermer) Waidgesell zu werden und als solcher auch vom Handwerk kunstgerecht zu plaudern, war ein so hoher Gipfel aller junckerlichen Vollkommenheiten, daß man sich solche hündische Erniedrigung unter Hunden willig gefallen ließ, während man alle

wahre Geistesbildung für pöbelhaft hielt. *) Hatte nun ein solcher Junker seine Jagd = Stage an irgend einem Hofe glorreich vollendet, so machte er erst seine sogenannte Junkerreise nach Wien oder Paris, oder gar nach Italien und zog dann heim auf seine freiadeligen Güter, dort sein edles Waidwerk mit Stolz und Selbstgefallen zum Schaden seiner armen Bauern und zum Untergange seines eigenen Hauswesens zu üben. **) Des Ovid Metamorphose des Alkäon (sagt Hans Sachs) war eine Prophezeiung für den deutschen Strauch = und Jagdjunker, der selber zum Thier geworden, von seinen eigenen Hunden und seinem Federspiel (Falken) recht im eigentlichen Sinne des Wortes aufgeessen wurde.

Weil aber die Jagd für so hoch, hehr und heilig gehalten wurde und jeder Edelmann von ächter Art so eifersüchtig war auf die Erlegung eines Stückes Wildpret, so kam es, daß häufige Jagd = Streitigkeiten vorkamen, nicht allein mit Bürgerlichen und Ackerleuten, die das ihnen zum Schaden gehende Wildpret verletzt oder getödtet hatten, ***) sondern auch mit edlen Jagdnachbaren. Wildfolge, Koppel = und Vor = Jagd, †) sowie auch nicht genugsam bestimmte Jagdgränze gaben hier des Streitens Anlaß, und selten sind Schlägereien so blutig, selten Prozesse so erbittert geführt worden, als um ein lumpiges Stück Jagd oder um ein erlegtes unschuldiges Häslein. In jedem Bergischen Amtsgerichte lagen Haufen von Jagdproceßakten und die Düsseldorfser Hofkammer, das

*) Der Edelknabe mochte unter der Heckeitsche des Oberjägers nicht selten Zammerslaute wimmern und daher das plattbergische Wort junkern für wimmern, welches junkern auch einen Grad von Fäulniß bedeutet, in welchem Junker das Wildpret zu speisen pflegten.

**) Um Dekonomie kümmerte sich der Adelige nicht, Jagd und Vogelzug ließ ihm keine Zeit. Seine von ihm so genannten Bauernlümme, Baurenkefel, oder das Bauernvieh besorgte die Bewirthschaftung.

***) Nicht einmal mit oben zugespizten Pfählen durften die Felder umwehrt sein, damit sich das Wild daran nicht verlege.

†) Ein dem jus primae noctis ähnliches Institut.

Reichskammergericht in Wezlar mußten bei jeder Generation aufräumen, sonst wäre keine Registratur groß genug gewesen, alle die Aktenstöße zu fassen. Viele Adelfamilien sind um so läppischer Dinge willen verarmt und mancher derartige Proceß war von Urgroßelternvater auf den Uruvater vererbt und noch lag seine Entscheidung in unabsehbarer Ferne.

Ein solcher Rechtsstreit um eine Koppeljagd, welcher den Rittersitzen Grünscheid und Diependahl anklebte, war aus dem 16. in das 18. Jahrhundert hinübergegangen und noch war die Jagd = Befugniß beider Theile nicht gehörig begränzt. Das Haus Grünscheid lag bekanntlich in der untern Gemeinde Burscheid, nahe dem Murrbache, auf einem mäßig hohen Hügel zwischen überragenden Waldrücken; Diependahl, in dem Kirchspiel Leichlingen, an demselben Bache eine Viertelstunde abwärts in tiefem Wiesenthale von Wassergraben umgeben. Zu Grünscheid wohnten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Edlen von Driesch, die von der längst zerstörten Burg Driesch in Steinbüchel abstammten. Ein Sprosse dieses Edelgeschlechtes, Johann Friedrich, wanderte im Jahre 1749 nach Nordamerika aus und mit Franz von Driesch zu Cleff in Dabringhausen erlosch diese ehemals reiche, aber später durch Jagdproceße gänzlich verarmte alte bergische Adelfamilie. — Auf dem Hause Diependahl wohnten seit 1580 die von Burg Katterbach in Paffrath stammenden Edlen von Katterbach, früher mächtige reiche Herren, die außerdem Rheindorf, Bornheim und Leichlingen besaßen, sich im Kriege auszeichneten und sehr ehrenwerthe Aemter bekleideten. Durch Proceße, Kaufereien, Jagd und tollen Aufwand war aber ihr Wohlstand so heruntergekommen, daß sie das einzige schuldbelastete Diependahl behielten; doch ihr Cavaliertolz erlosch erst mit ihrem gänzlichen Aussterben und Streitsucht und Kauferei hatten sich bis zum letzten Sprossen vererbt.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts besaß Diependahl der Edle Franz Gerhard von Katterbach, gleich seinen Vorgängern übel berüchtigt wegen seiner Jagd = Kaufereien mit seinen adeligen Nachbarn zu Forst,

Dyhofen, Nesselrode, Hohenscheidt, Herrscheidt, Landscheidt, Roithinghofen und Steinbüchel. Zu Grünscheid aber haufete damals der Freiherr Johann Heinrich von Driesch. — In einem frühen Herbstmorgen, Tags vor Allerheiligen im Jahre 1737, ließ der gestrenge Herr Johann Heinrich von Driesch sein Jagdhorn auf dem sogenannten Mühlenberge, westwärts von der Grünscheider Mühle dem Murrbache entlang erschallen. Der Freiherr hatte früher an dem Hessischen Hofe *) das edle Waidwerk gar wohl erlernet und war nicht nur der beste Fährkundige und sicherste Schütze, sondern auch der trefflichste Waldhornist der ganzen Gegend, in welcher sich die Bewunderung für diese seltenen Fertigkeiten des Freiherrn in vielen Sagen noch bis heute erhalten hat. Jetzt aber, als der Junker in Gesellschaft seines Sohnes Johann Friedrich, eines blühenden Jünglings von zwanzig Jahren, mit Hund und Feuerrohr den Mühlenberg zur Morgenjagd empor gestiegen war, mochte er wohl dem Katterbacher zum Hohne seine ganze Kunstfertigkeit im Hornblasen entwickeln und sich mit Fleiß dort droben recht bemerkbar machen, denn seit dem Jahre 1720 nahm der Raufbold Katterbach nebst anderen lange streitigen Jagdtheilen auch das Jagdgerechtiam auf dem Mühlenberge für sich allein in Anspruch. Die Sache war zeither an den Gerichten anhängig gewesen und der Diependahler hatte noch im vorigen Jahre den Berg mit großem Geräusche bejagt. Jetzt galt es bei Eröffnung der Jagd das alte Recht darzuthun und wenigstens den Besitz zu ergreifen, ehe die Gegenpartei zuvorkam, die bis dahin verreislet und erst seit einigen Tagen heimgekehrt war. Drum schallte nach damaliger Jagd Sitte das Horn so früh und hell. Da blieben die fern vorübergehenden Leute lauschend stehen und, die drunten in der Wiese mit dem Spätgrummet beschäftigt waren, horchten, auf ihre Rechen gestützt und riefen einander fröhlich zu.

*) Der Freiherr Franz Gerhard von Katterbach hatte in seiner Jugend in Baiern seine Jagdschule und eine Reise nach Italien gemacht, die ihm 1400 Thaler kostete.

„Hört ihr den Grünscheider, unsre Herbstnachtigall wieder im Allerheiligenommer? Da wird sich der lange Diependahler ärgern, wenn er den Schall vernimmt, denn sein Horn klingt dagegen wie eine rostige Gießkanne, mit der man einem armen Burschen das Thier jagt. Der Reidhart möchte jedesmal vor Aerger plahen, wenn er unsern guten Junker blasen hört.“ — „Ja wahrlich (entgegnete ein Anderer), der Junker Hans Heinrich bläst, als wollte er die Hofkammer zu Düsseldorf aus ihrem Schlafe wecken, daß sie ihm zu seinem Rechte verhelpe gegen den ungefügen Nachbarn. Der Holofernes macht es doch wahrlich zu arg mit seinem Umgreifen, und hangt mit aller Welt in Hader. Denen zu Roikinghoven hat er gestern auch die armen Hündlein todtgeschossen, dem alten ledernen Caspar das Gewehr abgenommen und dem jungen Franz die Nase plattgeschlagen mit dem Kolben. Der ungeschlachte Holofernes und Whitophel hat keinen Respekt und kein menschlich Gefühl im Leibe!“ — „Rede mir von keinem Menschengefühl bei so einem Rangem (nahm jetzt ein Weibsbild das Wort); es sei Gott geklagt: die Jagdherren denken und treiben Nichts, als daß sie unseres lieben Herrgotts unschuldige Geschöpfe todt machen; das Morden ist ihre Seligkeit und je länger sie ein armes Geschöpf bei der Haß quälen können, je mehr sie uns armen Leuten verderben können, desto größer ist ihre Lust. Sie sind gewohnt nur mit der Haßpeitsche ihre Zärtlichkeit auszudrücken, wild wie die Wölfe. Der Pfarrer hat es ihnen vergangenen Sonntag in der Predigt auch noch einmal tüchtig eingetränkt; aber der Diependahler sitzt auf dem Vogelheerd, wenn er Gottes Wort anhören sollte. Mir bangt, unser Junker ruft ihn mit seinem Blasen noch zu früh auf den Mühlenberg, denn er will den allein bezagen; es setzt gewiß noch Händel da droben.“ — „Da mag der Diependahler schlecht wegkommen“ — rief ein Anderer: „der Hans Heinrich ist umsonst nicht so lange Lehrjunker gewesen in Hessen und ist herum gequält worden, daß sich eine Christenseele billig darüber erbarmen muß; er hat mir oft im Vertrauen erzählt, daß er für jeden Fehlschuß mit der Hundspeitsche traktirt wurde, und weil ihm dies Gericht so übel

auffieß, hat er sich dermaßen angegriffen, daß er dem Diependahler ein Knöpfchen von der goldbordirten Weste schießt, wenn's darauf ankommt, geschweige denn seinen Hund verfehlt.“ — „Ja! es ist den Junkern angeboren“ — fiel der Erste wieder ein: „ich möchte ihnen auf dreihundert Schritte nicht herhalten, nicht einmal dem Junker Fritzchen, sie sind mit dem Schießen und Reiten fertig, wie die kleinen Entchen mit dem Schwimmen. Doch sieh! da kommt der Diependahler mit seinem Rangen herauf, gerade auf den Mühlenberg zu. Der lange Eisenfresser sieht so grimmig aus wie ein gespießter Dachs, und sieh! auch dem Jungen ist der Kamm geschwollen wie einem Hahn, der Knoblauch und Essig gefrühstückt. Das wird nicht glatt ablaufen droben. — „Hab ich Dir's nicht gesagt? (raunte der Zweite) er bläht sich den Teufel auf den Hals; nun mag er sehen, wie er ihn wieder hinwegbläst. Es waren von jeher gewaltige Käufer die Katterbache Alle, Alle Leute wie die Eichbäume und mit der Faust so schnell wie mit dem Maule!“ —

So sprachen die Leutchen drunten in der Wiese, da waren beide Katterbache, Vater und Sohn, in dem Walde des Mühlenberges verschwunden. — Während der junge von Driesch dort den beiden spürenden Hunden nachging, blies der Vater gar lustig fort, in froher Erwartung baldiger Beute, denn damals war die Grünscheider Jagd nicht so wildarm wie heute, und es gab damals mehr Rehe dort als jetzt Hasen und Eichhörnchen. Da fiel dicht neben dem Hornisten ein Schuß. In der Meinung, seinem Sohne sei eben ein Wildpret angelaufen, eilte von Driesch auf den Knall zu, aber zu seiner größten Enttäuschung gewahrte er den jungen Katterbach, der eben mit einem zweiten Schusse seinen (des Driescher) Lieblingshund niederstreckte; der andere Bracke wälzte sich schon, von dem alten Katterbache getroffen, heulend im Todeskrampfe heran. Ohne nur einen Laut von Mißbilligung zu vergeuden, erhob von Driesch mit der Linken das Horn, seinen Sohn herbeizurufen, mit der Rechten spannte er das Rohr und schon wälzte sich der eine Bracke des von Katterbach wim-

mernd im Blute. Dem herbei eilenden Sohn die Flinte entreifend fällt er auch den zweiten. Da sprang ihn der riesenlange Freiherr Franz Gerhard von Katterbach an: „Ihr habt es heut früh auf edles Wildpret abgesehen, das soll Euch theuer zu stehen kommen“ — brüllte er, seinen Gewehrkolben schwingend.

Zum großen Glück waren alle Flinten leer (damals bediente man sich der Doppelläufe noch nicht so häufig wie jetzt), und die Herren trugen gerade keine Jagdmesser. Der wackere Grünscheider, des Anblicks unerschreckt, kehrte gleichfalls seine Flinte um und schien bereit, jede Art von Begegnung zu erwidern. „Ihr habt angefangen und seid dazu im Unrecht, entgegnete er; Ihr hättet das Gericht die Sache sollen ausmachen lassen; da Ihr hier blos auf Koppeljagd ansprechen könnt, so steht Euch kein Recht zu auf meine Bracken!“ — „Die Flinten abgelegt, Wilddiebe seid Ihr, Strauchdiebe, keine Cavaliere; Ihr habt meine Hunde zusammen geschossen (wiederholte er, alles Andere überhörend), das geht Dir und deinem Jungen an den Hals, so wahr ich ein Edelmann bin und Ehr im Leibe habe!“ — „Hättest Du die,“ rief von Driesch heftiger werdend, „so würdest Du uns hier nicht überfallen wie ein Buschklepper; Dir und deinen Hunden ist Recht geschehen, die Bestien waren den Schroot kaum werth, sie waren des Stricks nicht werth, an dem man sie ersäufte und die meinigen kannst Du mir damit nicht bezahlen. Die That soll Dir so wenig Ehre bringen, als jener Stich mit dem Waidmesser, mit dem Du dem Nesselroder Jäger den Garaus gabst. Bisher habe ich den Vorfall verschwiegen, aber ich will's nicht länger, und da magst Du denn sehen, wie Du Dir daraus hilfst!“ — Diese Worte übten auf den zornsprühenden Katterbach eine wunderbare Wirkung; er ließ die noch immer drohend erhobene Kolbe sinken und schien in düsteres Nachsinnen zu verfallen; während von Driesch ihm eine Menge wenig erbaulicher Dinge vorhielt, und besonders sein Unrecht bei gegenwärtigem Vorfalle darthat. Des jungen von Driesch Besorgniß um den bedrohten Vater und seine friedensvermittelnde Dazwischenkunft schien ganz überflüssig zu sein. In dem Blute der Hunde und in

einem Strome von Verwünschungen, von Schimpfworten schien der sprühende Zorn der Gegner abgewaschen. Schon verwünschte der Diependahler seine eigene Hiße, nannte den Driesch seinen ehrenfesten Better und die Versöhnung schien nicht fern. Doch während die beiden Freiherrnsöhne sich ein Weniges von der Stelle entfernt hatten, um bei einem im Dickicht heulenden, verwundeten Hunde nachzusehen, und der von Driesch auf die vor ihm liegende Leiche seines Lieblingshundes gar traurig herab sah, ergriff der Diependahler diese Gelegenheit unedler Rache und schmetterte den in trübes Sinnen Verlorenen rücklings mit dem Gewehrkolben nieder. Mit dumpfem Gestöhn frachte der am Haupt Getroffene zusammen und lag für todt. Doch sein Sohn hatte die verrätherische That gewahret und seine Rache begann an dem jungen Katterbach. Schnell sein Gewehr umwendend, traf er ihn an die Stirne, daß er in die Ginstern fiel, so lang er gewachsen war, und hämmerte nun auf alle Glieder herab, in seiner Wuth kein Maß kennend. Der alte Katterbach eilte dem weherufenden Sohne zu Hülfe; es gelang ihm, denselben so lange zu decken, bis er aufspringen und entfliehen konnte; aber vor dem zornrasenden Junglinge, der seinen Vater erschlagen vermeinte, vermochte der Riese bei all seiner Kraft und Käufergewandtheit nicht Stand zu halten. Voll blauer Male, blutend und zerquetscht von schnellen Kolbenstreichen, floh er dem entsprungenen Sohne nach, von Steinwürfen und Verwünschungen verfolgt. So floh einst vor dem jungen David das grimmige Edom und Amalek. Doch der ruhmwürdige Sieger gedachte seines Vaters. Er fand ihn im Blute liegend, schwach athmend, und kaum eines Wortes mächtig. Der gewaltige wohlberechnete Schlag mit dem umgekehrten Gewehre hatte ihn betäubt, der Stein des Schlosses hatte bis auf den Schädel geschnitten und die Hahnschraube den Schädelknochen selbst verletzt. Auf des Jungherrn Hülfesruf eilten einige Leute aus der nahen Mühle herzu und nun wurde der Schwerverwundete nach Hause getragen.

Lange mußte von Driesch das Bett hüten. Ein heftiges Bundfieber vermehrte die Schwachheit und die

gewaltige Hirnerschütterung enthielt ihm sein Bewußtsein. Da waren denn die nachbarlichen Zungen geschäftig. Bald zweifelte man an der Wiedergenesung, bald hieß er schon todt, und weil alle diese Gerüchte auch an den Diependahler kamen, so fing diesem in Ernst zu bangen an. Sollte der Verwundete sterben, so mußte er, um der Strafe des Mörders zu entkommen, auf eine Zeitlang landflüchtig werden und darum stand er beständig auf der Lauer und auf dem Sprunge. Man brauchte damals nur bis über den Rhein zu flüchten, um wegen solcher Dinge gesichert zu sein. Da ihm aber viel an der Sache liegen mußte, so scheuete er nicht Mühe und Gefahr, selber zuzuschauen und schlich deshalb an jedem Abend um die Fenster des von Driesch, zu erlauschen, wie es dort aussehe. — Das Haus Grünscheid war mit keinen Graben umwehrt, so daß er bei dunklem Herbstabend unbemerkt und bequem bis an die mit äußerem Eisengitter bewehrten Fenster des Erdgeschosses zu gelangen vermochte. Weil dies aber wiederholt geschah, so hatte ihn das Gesinde gewahrt und dem jungen von Driesch diese günstige Gelegenheit, dem Späher Eins zu versehen, zugerannt. Friedrich von Driesch ergriff dies mit dem größten Eifer, und kaum brach die Nacht herein, so stellte er sich unfern dem Bohnstubenfenster draußen hinter ein Bienenhaus auf die Lauer. Ein sogenannter Zingbaum, ein gewaltiger Christoffelstab, an welchem man die schweren Wasserkübel selbänder vom Brunnen zu tragen pflegte, war seine Waffe, die mit seinem Zorn gegen den Diependahler im Verhältniß stand. — Er mochte ungefähr eine halbe Stunde so auf seinem Wachtposten gewesen sein, als er leise Schritte hörte und gegen das erschellte Fenster sich eine hohe Gestalt bewegen sah, die nur dem Katterbach angehören konnte. Leise schlich er nach mit immer hochgeschwungener schlagfertiger Keule. Da steht er, wie der verhasste Lauscher bis zum Fenster heranschleicht und zum Horchen seinen Kopf bis an die Ohren durch die engen scharfeckigen Eisenstübe durchzwingt. Dies konnte er recht gut gewahren, weil er gegen das Licht der Wohnstube sah; dem Katterbach aber, von diesem Lichte verwöhnt, lag vom Hause abwärts

undurchdringliches Dunkel. Da hatte der junge von Driesch Zeit genug, sich zum allerwirksamsten Schlage vortheilhaft aufzustellen, und nun schwingt er seine Keule in weitausgeholtem Kreise über den Nacken des Feindes, daß dessen Kopf und Hals durch den gewaltigen Stoß, nicht ohne Quetschung, bis an die breiten Schultern durch die engen Eisenstangen an die Fensterscheiben fährt. Da saß der Wolf in der Grube. Sich ganz durchzuwängen in die Wohnstube war unmöglich und eben so wenig gelang es, sich den Engpaß zurück zu erringen, welchen er eben mit Hilfe des Schlages gekommen. Betäubung, Schaam, Zorn, Verlegenheit, Schmerz, Rache, Haß und Furcht ließen den eingeklemmten Freiherrn nicht zur ruhig-besonnenen Anwendung der Mittel gelangen, die ihn wohl aus der Falle hätten ziehen können. Seine sträubenden Bewegungen waren alle ungeeignet, ihn los zu machen, und während er zähneknirschend, stöhnend und ächzend mit Macht zerrte und zappelte gleich einem Hecht am Angel, gleich einem Habicht im Drathkäfige, so schädigte er nur sein Haupt. Bald würgte er sich am Halse, bald quetschte er sich die Nase, bald schund er sich das Kinn, bald klemmte er den Hinterkopf, bald die Kinnbacken an den scharfen Kanten der Eisenstäbe, und während dessen flog die Keule des ergriminten Jünglings in schnellen Schwingungen auf die zappelnden Glieder da draußen; innen aber öffnete sich das Scheibfenster und sprühete Guß auf Guß von unangenehmen Flüssigkeiten in das schweiß- und bluttriefende, verzerrte und jammernde Antlitz. Hohngelächter und Verwünschungen ringsum, Schmerzgestöhn, Mühekeuchen, Laute des Grolls, verworrene Bitten und unterbrochene Flüche mischten sich zu einem Chaos, der von dem Hundegeklaffe nicht einmal übertönt wurde.

So tobte es um einen Wolf, der lange die Gegend geschreckt und nun in dem Halseisen des Jägers zappelnd von den langerbitterten Hirten umringt wird, die eine Lust darein sehen, ihn mit Hohn und Mißhandlungen zu überhäufen. Da hört er alle seine Verbrechen ausrufen und ein Jeglicher will seine Rache sättigen an dem Mörder, der alle vernichten möchte in ohnmächtigem Grimme,

aber sich von den festen Eisenstangen, die den Gebrauch seiner Waffen hindern, vergeblich loszuwinden sucht. Lange zappelte so der Katterbacher in der entsetzlichsten Leibes- und Seelenfolter. Es war eine Scene zum Lachen und zum Bejammern. Da rief der alte von Driesch, der von seinem Lager im Zimmer Alles mit ansah: man solle dem eingepferchten Judas eine Glaze scheeren und die Ohren ein wenig stutzen, damit er von Allen den Schimpf ärndte, den er verdiene.

Diese Drohung, mit welcher es vielleicht nicht einmal Ernst war, rief in dem Aermsten alle Kräfte zum Losringen an. Mit beiden kräftigen Armen gegen das Gitter, mit den Knien gegen die Fensterböschung gestemmt, spannte er alle Sehnen an, zog und zerrte nach vielem Drehen und Wenden schmerzverachtend den Kopf zwischen den Eisenstangen heraus, rücklings über die Erde kollernd. Kinn, Kimbacken, Backenknochen, Nacken, Nase, Hals und Ohren hatte er sich jämmerlich geschunden; sein Rücken und alle Glieder waren von dem jungen Driesch und dem Hausgestüde mit Prügeln und Peitschen schrecklich zerbläuet und zersezt worden. Da war dem Uebelgezeichneten die Eile nicht zu verdenken, mit der er sich aus der unangenehmen Gesellschaft zu entfernen suchte. Allein sein gewaltiges Zappeln und die Mißhandlungen hatten ihn dergestalt an Kräften herunter gebracht, daß er einem höchst lästigen Geleite, den Peitschenhieben und Würfen erst fern im Dunkeln zu entkommen vermochte. — Das war eine königliche Genugthuung für den verwundeten Hans Heinrich von Driesch und wahrscheinlich hat solches zu seiner Wiedergenesung Vieles beigetragen, wenigstens verließ er bald darauf das Lager und erholte sich so an Kräften, daß er bald wieder umher gehen und das edle Waidwerk pflegen konnte. Der zerbläute halbgeschundene Katterbach mußte noch lange das Haus hüten, denn Schaam hielt ihn vor den Augen Anderer zurück. Doch wie sehr er auch für seine dem von Driesch bewiesene Tücke gezüchtigt war, so begnügte sich des Letzteren Nachelust doch so wenig damit, daß er auf dem Schwure: den bösen Nachbarn todtzuschießen, beharrte

und sich durch keine Vorstellungen seines Sohnes davon abreden ließ.

Am einem hellen Mondscheinabende, als er sich mit seinem Sohne in der Wohnstube allein befand, und die Rede war von dem tückischen Katterbach, da übermannte ihn der Zorn gewaltig, er riß seine scharfgeladene Büchse von der Wand, gebot seinem Sohne, ihm zu folgen und schritt in schweigsamem Zorne dem Murrbache entlang, dem Hause Diependahl zu.

Dem Sohne ahnete wohl, was der Vater vorhabe und er beschwor ihn, sich durch keine Bluttthat in namenloses Unglück zu stürzen. „Schweig!“ sagte der Vater: „ist dir bange, so gehe heim und verstecke dich am Heerd; ich aber werde dem bösen Nachbarn thun, was er mir zudachte, ich werde ihm das Licht ausblasen, so wahr ich ein Edelmann bin und zu Gott hoffe!“ — Jemanden das Licht ausblasen aber ist bekanntlich ein alter ganz gewöhnlicher Ausdruck für Todtschießen. Daß der Vater von dem, was er einmal geschworen hatte, nicht abzubringen sei, wußte der Sohn nur allzu gut, und schritt in bangem Schweigen hinter ihm die wohlbekanntten Stege. So waren beide bis an die tiefen Wassergraben des Hauses Diependahl gekommen; sie bemerkten Licht in der Wohnstube, und da das Fenster keine Holzladen hatte, sahen sie die ganze freiherrliche Familie zum Abendessen um den Tisch versammelt, auf dessen Mitte, wie gebräuchlich, eine große Wachskerze die Gruppierung beleuchtete. Da nahm der alte von Driesch seine Büchse von der Schulter und zielte auf den Burgherrn drinnen, aber der Sohn fiel ihm in den Arm und beschwor ihn nochmals, sich und seine Familie durch eine vorsätzliche Mordthat nicht in's Unglück zu stürzen. — „Meinen Schwur muß ich halten als Cavalier,“ sagte der Vater nach einigem Nachsinnen: „ich habe geschworen, ihm das Licht auszublasen und vergeblich will ich nicht hierher gekommen sein. Sieh dort die Kerze, die will ich auf's Korn nehmen, der ganzen Sippschaft will ich das Licht ausblasen und dennoch kein Tröpflein Blutes vergießen. Es ist ein Meisterstück diesseits und jenseits der Tafel zwischen den Köpfen durchzukom-

men; das mag ihm wurmen!“ Zitternd trat der Sohn zurück, während der Vater erst links und rechts, um der Kugel eine freie Richtung zu suchen. Endlich schlug er an, zielte und drückte los. Hier draußen Knall und Blitz, dort im Zimmer Schrei und Dunkelheit waren Eins. Dicht unter dem Flämmchen hatte die Kugel die Kerze zerschmettert und war dann hart an dem Ohre des Katterbach vorbei in die Wand gepfiffen. Das mag da schön durcheinander gepurzelt sein an dem freiherrlichen Tische. Der Burgherr war wohl nicht lange zweifelhaft, aus weissen Rohr die tödtliche Hummel gesummt. Selbiges Abends sah man kein Licht mehr in dem Gemache und anderes Tages kam der Schreiner und fertigte recht derbe mit Eisenplatten beschlagene Fensterladen, die man keines Abends zu schließen vergaß. Das Gerede aber von dem Abenteuer im Fenstergitter und dem Lichtausblasen, dem größten Meisterschusse, von welchem man je im Bergischen gehört hatte, war bald in Aller Munde, zum höchsten Lobe des alten von Driesch, zu Schmach und Hohn aber dem tüchtigen händelsüchtigen Diependahler. Jener hatte sich vollkommene Genugthuung verschafft, dieser aber, der gewaltige Goliath, fürchtete fortan, sich an dem Gegner zu reiben und beschränkte sich darauf, seinen Unmuth als ein rechter Bramarbas im Poltronieren auszulassen.

Doch wie der Ruf des Diependahlers durch jene Vorfälle gelitten hatte, so trug die Schädelverletzung des von Driesch traurige Folgen. Kaum war die Wunde vernarbt, so stellte sich ein oft sehr heftiger Kopfschmerz ein, und als der Freiherr im Herbste des folgenden Jahres in's Märkische gereiset war, seine Schwester, dortige Aelbtissinn, zu besuchen, so verschlimmerte sich sein Zustand dermaßen, daß er auf's Krankenlager sank. An den Folgen jenes Jagdabenteuers starb er, gerade ein Jahr nach der Verletzung, am 29. September 1738, 53 Jahre alt. Seine Leiche wurde in die Heimath gebracht und in der Familiengruft, in der Kirche zu Burscheid (er gehörte zur lutherischen Confession) beigesetzt, wo noch jetzt über dem Grünscheider Kirchensitze an der Wand das Wapen mit der Umschrift:

Der hochwohlgeborene Freiherr Herr Johannes Henricus Carolus von Driesch, Herr zu Grün-scheid, aetatis 53, den 29. Sept. 1738. zu sehen ist.

Der Freiherr Franz Gerhard von Katterbach starb in einem Alter von 92 Jahren am 22. November 1775. Zum Beweise obiger Bemerkung, daß auch noch die letzten Sprößlinge von Katterbach gleiche Streitlust beseelte, mögen zur gleichzeitigen Charakteristik des damaligen Landjunkerlebens folgende That-sachen hier Platz finden.

Der Freiherr Franz Gerhard hatte sechs Kinder. Die älteste Tochter Charlotte wurde Aebtissin im Kloster Königsdorf, wo sie in hohem Alter verschied. Der älteste Sohn Andreas Philipp, churpfälzischer Hof-rath und dessen Schwester Maria Anna Josefa be-wohnten bis zu ihrem Ende die väterliche Burg. Ein zweiter Sohn Heinrich, ein sehr schöner Mann, starb als churpfälzischer Lieutenant noch vor seinem adelstolzen Vater, der ihn (1740) wegen einer Lieb-schaft mit einer Bauerdirne zu Kucken-berg, die ein Kind von ihm er-warb und die er zuletzt zu heirathen gedachte, todt schies-sen wollte. Der Vater drückte los auf den Sohn, aber das Gewehr war vernünftiger und versagte. — Der dritte Sohn, Franz Carl, erst churpfälzischer Lieutenant, nach-her durch Heirath Herr zu Beek, Barlo, Wedan &c., wohnte im Jülich'schen, jenseit des Rheines. Susanna, das jüngste Kind, ein bildschönes Mädchen starb unver-mählt im zwanzigsten Jahre ihres Alters. Der Pastor Christian Birkenbusch zu Lüzenkirchen, der bei ihrem Begräbniß die Leichenrede hielt, begann dieselbe mit dem Ausrufe: „O du Tod! Du Knochen-Tod, welcher du die schöne Juffer (Fräulein) zum Diependahl mit deiner kalten Sense nieder mähetest, würdest du nicht besser die alte trübsägige Käsundbrods-Tring *) genommen haben, die doch keinen Menschen mehr froh macht und

*) Tring, plattdeutsch für Katharina, Käsundbrod eine Ortschaft bei Lüzenkirchen.

die lange genug über schlechte Zeiten geschmäht und gekeift hat!“ --

Der Hofrath Andreas Philipp, der Letzte von Katterbach zu Diependahl, war ganz das Ebenbild seines Vaters Franz Gerhard. Ein baumstarker großer Mann, im Hause schmutzig und dürftig in Allem, draußen aber voll Cavalieranstand in rothem goldbordirtem Rocke stolzte er einher, und wehe dem Bauern, der die Mühe nicht sogleich vor ihm abnahm: ein derber Faustschlag schmetterte den armen Schelmen sammt seiner Mühe zu Boden. Das nannte er gebührenden Respekt erhalten unter dem Bauernvieh, unter den Bauernflegeln, für die er auch die sonderbarsten Einzel-Epithnamen ersann. Geheirathet war er nie in seinem Säculumsleben, hielt aber große robuste Mägde, mit denen er vertraut lebte. Schlimm berathen war der Nachbar, der ihn zu beleidigen das Unglück hatte. Nach Vieh und Menschen schlug und schoß er und den Bauern insbesondere verdarb er das Getraide durch Hunde, die er zusammengekoppelt hindurch jagte. Niemand wagte es, sich zu rächen. *) Der Hofrath war ein eifriges Mitglied der Schützengesellschaft zu Lützenkirchen und ließ in den Jahren 1772 und 1784 das Vogelschießen mit 24 Musikanten zu Diependahl halten. Unter freiem Himmel wurde dort geschmauset, gebechert und getanzt. Die benachbarten Kirchspiele waren dort vereint. Doch aus Witzhelden waren Wenige bei dem Feste und der Hofrath ließ verlauten, daß er es den Witzheldern gedenken werde. Als nun die Jagd aufging, so zog er großen Jägerschwarm an sich und trat den Bedroheten Getraide und Gemüse nieder, schoß ihnen Hunde und Katzen todt. —

Zu Neukirchen hatte früher auch ein Vogelschießen bestanden, das der Hofrath wieder in Gang bringen wollte, das der Prediger und die Gemeinde aber wegen der dabei gewöhnlichen Ausschweifungen unterdrückt hiel-

*) Da es so noch im 18. Jahrhunderte stand, wie mochten erst im Mittelalter die Bauern behandelt werden.

ten. Katterbach procedirte (1750 — 1754) unter allerlei Vorwänden mit der Gemeinde um den silbernen Vogel und verlor den Proceß, worauf er die Schöffen nach der Reihe durchprügeln ließ und dies Geschäft zum Theil auch in eigener Person übte. Dem Prediger zu Neufkirchen, der den Vogel in Verwahr hatte, wurde in diesem Streithandel (1752) Nachts durch's Haus geschossen und schreckliche Drohbrieife ihm auf die Thür angeschlagen.

Ein Schäfer zu Haswinkel, ein höchst spaßhafter Gesell, hatte es im Hornblasen so weit gebracht, daß er die Jagdsignale der Diependahler täuschend nachzumachen vermochte. Damit irrete er Hunde und Jäger und war schlau genug, sich von den aufgebrachten von Katterbach nicht erwischen zu lassen. Als einst (1752) die drei adeligen Brüder sämmtlich zu Diependahl waren, drohten sie den Hirten droben blasen; sie eilten mit ihrer streitbaren Schwester Josina hinauf, umzingelten den Necker und gedachten ihn derb abzuprügeln. Doch der pffiffige Schalk bemerkte das Anrücken und durchbrach die feindliche Linie auf dem schwächsten Punkte. Er rannte nämlich die edle Amazone Josina zu Boden und lockte der Heerde, die im Trabe über die betäubte, übel zugerichtete Jungfrau ihm nach trollte. So entwischte er glücklich, verließ aber, der Freiherren Rache fürchtend, die Gegend und suchte neuen Dienst fern genug.

Fräulein Maria Anna Josina ehelichte in drei- undfünfzigjährigem Alter (7. Febr. 1773) den Freiherrn Friedrich Joseph von Nagell. Schon in den Flitterwochen prügelten sich die Eheleute, und weil der männliche Hofrath seiner Schwester beistand, so wurde deren Gemahl bald aus dem Hause geprügelt. Die Gatten sahen sich darauf nicht wieder. Als der Herr von Nagell aber gestorben, verhehelichte die Wittwe sich (4. Febr. 1787) mit dem Kanzlei-Advokaten Ferdinand Ignaz von Woringen aus Elberfeld, damals wohnhaft zu Bruchhausen in Lützenkirchen. Dieser von Woringen verbesserte die bisher vernachlässigte Bewirthschaftung des Rittergutes, er war überhaupt ein vernünftiger Mann, und kam deshalb mit seinem Schwager in Händel, welcher der mittelalterlichen Meinung war, daß die

Obforge für Landwirthschaft einem Adelligen Schande bringe. Weil Woringens Stammbaum auch nicht so alt war als der Katterbachische und der Advokat es für thöricht hielt, seinen Adel erneuern zu lassen; so wurde er von dem Hofrath schon deshalb sehr schändlich behandelt. Anfangs hielten die Gatten zusammen, nachher aber schlugen beide Geschwister auf den Woringen los, der sich aber nicht so leicht vertreiben ließ wie der Freiherr von Nagell, und dem Hofrath manche Niederlage beibrachte. Zu seinem Stücke war die gnädige Frau zu Zeiten gichtlahm und er war bedeutend jünger und flinker als der Hofrath, hatte auch den Jäger auf seiner Seite, der den altersteifen Niesen manchmal niederrannte.

In dieser Noth wandte Andreas Philipp sich an seinen jüngeren Bruder, den erwähnten Herrn Franz Carl Katterbach zu Beek, auf daß er mit Helfern daher komme und den Eindringling Woringen aus Diependahl vertreibe. Franz Carl, auch selber ein tüchtiger Schläger, warb zu dieser Fehde fünf handfeste Kaufbolde an und versprach ihnen sämmtlich eine recht gute Anstellung auf dem väterlichen Schlosse, zu dessen Eröberung sie ihm beistehen sollten. Den Einen versprach er zum Jäger, den Andern zum Pfortner, den Dritten zum Kammerdiener u. s. w. zu machen. — Am 16. April des Jahres 1794 kam er, bald nach dem Mittagessen, vor Diependahl an und die Einnahme begann sofort. Die Thüre stand offen; der Freiherr stellte seine Mannschaft im Vorderhause in Schlachtordnung und trat allein in die Wohnstube, wo von Woringen dicht an der Thüre sein Mittagsschläfchen hielt. Auch der Hofrath schnarchte in einer Ecke des Gemaches und nur die Gnädige Frau hatten Gichtschmerzen wachend erhalten. Der Freiherr Franz Carl trat zu seiner Schwester mit den Worten: „Guten Tag ma soeur, jezt bin ich da!“ — Die Thüre, die sich nach innen öffnete und die er nicht wieder verschlossen hatte, hielt den Kanzlei-Advokaten vor ihm verborgen, welcher jezt, sich die Augen reibend, an dem Grusse den Kaufhelden erkannte, von dem ihm der Schwager drohend vorhergesagt hatte. Rasch war der Flinker zur Thüre hinaus und an den fünf Kaufern

vorbei aus dem Hause. In der unscheinbaren Kleidung ward er von diesen nicht als der Hausherr erkannt, dem ihre Reife gegolten. Die Gnädige schrie, ihre Brüder tobten, der Flüchtling aber war gerettet.

Während nun der Hofrath und seine Schwester den Angekommenen ein Mahl bereiteten und hinaus sandten, daß Bier für dieselbe geholet werde, wollte sich der zum Halsmann entschlüpfte Hausherr zum Richter nach Schleichrath aufmachen und bei demselben Schutz nachsuchen gegen die frevelhafte Störung. Es fehlten ihm zu solcher Wanderschaft aber Hut und Stock und ein untadelhafter Anzug, denn im Hausrock, Schlafmütze und Pantoffeln war er den Feinden entsprungen. Die ihm nothwendigen Kleidungsstücke aus der von den Gegnern besetzten Burg zu holen, war aber keine leichte Aufgabe; jedoch der ihm treugesinnte Jäger Johann Adolph Schultes und dessen Sohn Wilhelm waren zu diesem Wagestücke bereit. Sie traten kühn hinzu, aber vor der Thür stand Franz Carl von Katterbach, einen Zingbaum in der Hand und fragte nach ihrem Begehren. Kaum hatte dies der Jäger offenbaret, als der Freiherr die Riesenwaffe erhob und ihn zu Boden würde geschlagen haben, wenn der flinke Sohn den Schlag nicht mit seinem guten Mispelstocke aufgefangen, dem Freiherrn die Stange entrungen und ihn selber damit niedergeschmettert hätte. Einem gefällten Eichbaum vergleichbar krachte der am Haupt getroffene Katterbach zusammen und nun prügelten die beiden, Jäger und Sohn, auf die fünf handfesten Käufer los, deren Muth aber durch den Fall ihres Führers schon bedeutend erschüttert war. Drei derselben nahmen augenblicklich die Flucht zur Thüre hinaus, der Vierte flüchtete schwergetroffen auf den Speicher, der Fünfte hielt sich tapfer auf dem Estrich. Der Hofrath und die gnädige Frau, beide der Klopftecherei kundig, kamen auch herzu, ihren todt vermeinten Bruder, der noch immer athemlos zu Boden lag, zu rächen. Doch der Erstere fiel nach einigen Stockhieben des Jägers im ersten Anlaufe fluchend darnieder und die gichtlahme Gnädige, die ihre Krücke vergebens als Waffe schwang, wurde von den Kaufenden umgestoßen. Endlich stürzte

auch der letzte Kaufheld und er wurde mit dem auf den Speicher Geflüchteten zum Gefangenen gemacht. Da riß er sich tapfer wiederum los und entsprang. In der Nachbarschaft wurde Lärm und vom Hölzersthal herauf liefen viele Leute zum Beistande des wohlgelittenen Kanzlei-Advokaten herzu. Sie trafen auf die vier flüchtigen fremden Käufer, und weil diese nicht Stand hielten, warfen sie nach denselben, wobei Einer ein Auge verlor. Der stieß ein entsetzliches Geschrei aus. Auch der Hofrath und die Gnädige, die beide auf dem Estrich zappelten, machten einen großen Mordlärm. Es war ein fürchtbares Zetergeschrei, ein Fluchen und Toben, das die ganze Nachbarschaft herbei lockte.

Da trat der besonnene Worringen herzu: seine Gattin und der Hofrath wurden in die Lehnstühle, der hart verletzte Schwager Franz Carl aber ins Bette gebracht und die Sieger verzehrten das Mahl und tranken das Bier, das für ihre Feinde bereits aufgetischt war. Franz Carl von Katterbach mußte im Hause des Halbmannes sechs Wochen lang das Bette hüten unter ärztlicher Behandlung. Da verstimmten seine gewohnten Prahlworte. —

Der Kanzlei-Advokat aber brachte den Vorfall vor Gericht und das Endurtheil der Düsseldorfer Hofkammer vom 13. Juli 1795 lautete unter Anderem:

„Auf Ersehung des Verfolgs und darüber erstatteten Vortrages in Sachen fiskalischen Anwalts gegen den Franz Carl von Katterbach zu Beek und Petern Lungstraf et Consorten ein und anderen Theils ist zu Recht erkannt: daß dem Franz Carl von Katterbach zu Beek wegen auf sich geladenen schweren Verdachtes, daß er am 16. April v. J. bei Betretung des Hauses Diependahl die Absicht gehabt habe, mit Hülfe seines Bruders und mit noch fünf Anderen mit ihm nach Diependahl gekommenen Leuten, seinen Schwager, den Advokaten von Worringen von diesem Hause eigenmächtig zu vertreiben, und wegen dem hierauf gefolgten Streit und Schlägerei gegebenen Anlasses und gemachten Anfang die hierbei erhaltenen und sich zugezogenen Wunden und ausgestandenen Schmerzen, zum Theil der Strafe anzurechnen,

benebens aber noch mit einer Brüchten von sechs Reichsthaler. Der ältere Katterbach aber von der Beschuldigung einiger Theilnahme an diesem Streit frei zu sprechen u. . . den Franz Carl von Katterbach nebst den sich selbst zugezogenen Kurkosten in alle übrige Kosten auf 26 Rthlr. 14 Stbr. gemäßigte Untersuchungs- und in $\frac{3}{4}$ der Beurtheilungs- und Kanzleikosten u. verurtheilen u. u. Auch solle der Franz Carl von Katterbach noch zur Zeit bei der mittelst der gedachten Verordnung vom 28. April und 19. December v. J. geschehenen Untersagung des Zutritts auf das Haus Diependahl belassen sein u. s. w.

So war denn der Hausherr im Besitze gesichert, jedoch kein Frieden im Hause. Der Kanzlei-Advokat wurde seiner Frau und seinem Schwager immer mehr verhaßt. Jede gute Bewirthschaftungseinrichtung, die er traf, wurde getadelt; es verging kein Tag ohne Zank, keine Woche ohne Prügelei. Der Kanzlei-Advokat aber behielt immer das Wort und die Macht. Da verband sich der alte Hofrath enger mit seinem Halsmanne und dessen fünf ungerathenen Söhnen. Die verworfenen Menschen versprachen dem Hofrath, ihn von seinem lästigen Schwager zu befreien. Am 25. März 1798, an einem Sonntage, wollte der Letztere in Begleitung eines Knechtes nach Lützenkirchen in die Hochmesse gehen, als er des Morgens gegen 9 Uhr unfern Diependahl in einem Walde zwischen Hölzersthal und Romberg von den fünf auflauernden Söhnen des Halsmannes überfallen wurde. Die beiden jüngeren Brüder hielten den Knecht durch ihre vorgehaltenen Flinten beschwichtigt und gebannt, während die drei älteren von Woringen mit Prügeln zu Boden schlugen. Dessen entsetzliche Mißhandlung endigte mit dem Versuche, ihm die Augen auszustechen. Erst als er sich todt stellte, verließen ihn die Mörder — um in der Kirche zu Lützenkirchen die Messe zu hören. — Als die Mordgesellen sich entfernt hatten, rief der Knecht Hülfe aus dem nahen Hölzersthal herbei, um den todtwunden Herren nach Hause zu bringen. Dort starb er unter unfäglichen Schmerzen zwei Tage darauf, am 27. März. Die Mörder waren sogleich bekannt; die drei

älteren Brüder wurden landflüchtig, das Gericht vermochte nur der beiden Jüngeren habhaft zu werden. Der Eine davon starb im Gefängnisse, der Andere alterte darin und kam wieder in die Heimath, wo er bis vor einigen Jahren als Ackerer lebte.

Die gnädige Frau erfreuete sich ihres Wittwenstandes nur bis ins folgende Jahr; sie starb am 7. Januar 1799. Mit dem Hofrathе Andreas Philipp erlosch am 12. März 1802 das Geschlecht derer von Katterbach, das schon im Jahre 1222 in der Landesgeschichte und zwar ruhmwürdig auftritt. Sein Bruder Franz Carl hatte eine Tochter hinterlassen, die ihrem Gemahl, dem Freihern Joseph von Zandt das nun sehr verringerte und verschuldete Rittergut Diependahl zubrachte. Dieser verkaufte es schon im Jahre 1803 an die Wittve des Kaufmannes Brögelmann zu Ratingen; ein Nachkomme derselben aber (1823) an Heinrich Leopold Dligschläger, Kaufmann zu Paris, der das Rittergut noch jezt zum Sommeraufenthalte besitzt. Die alte Burg wurde im Jahre 1806 abgebrochen und der Platz, wo sie gestanden, in einen Garten verwandelt. Vergeblich sucht man in dem gewerbreicheren und mehr bevölkerten Theile des Bergischen Ruinen der Vorzeit, denn das rege Leben gönnt ihnen keinen Platz, und selbst das alte Steinmaterial wird zur Nothdurft der Gegenwart verwendet. Im engen Wiesenthale steht von dem ehemaligen Ritterstze jezt nur noch das Haus des Halfmannes.



Der Pfarrer Johann von Leunenschloß zu Solingen.

(Ein Beitrag zur bergischen Reformationsgeschichte.)

Unter allen Männern, die in Solingen heilbringend gewirkt haben, hat Keiner mehr Dankbarkeit seiner Stadtgenossen auf alle Zeit verdient, als der Prediger Johannes von Leunenschloß. Sein rastloses Wirken, seine Unerstrockenheit bei allen Gefahren seiner Stellung und die Lauterkeit seines Strebens, das nur nach Licht und Wahrheit rang, hatten ihm auch bei seinen Feinden Achtung erworben. Solingen aber wird den Namen seines ersten reformirten Predigers, der ihm sein ganzes Leben widmete, nur mit Liebe und Ehrfurcht nennen.

Solingen war nicht unter den bergischen Städten, wo die Reformation zuerst Wurzel faßte; denn das Kloster Altenberg, welches bekanntlich die Pfarrerstelle der Stadt zu vergeben und durch seine dortigen Güter starke Hand hatte, wußte den aussprießenden Keim einer kirchlichen Neuerung lange zu ersticken. *) Dem Kloster war sehr daran gelegen, eine ihm so gefährliche neue Kirchenordnung nicht aufkommen zu lassen, und es sorgte für Prediger, welche die durch Luther und andere Reformatoren ausgebreiteten Lehren und Auslegungen verkehrten. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts aber wurde das Verlangen der Solinger Gemeinde nach einer Verbesserung des Gottesdienstes und Reinigung der Lehre so groß, daß die Pastore Gerlach Katerbach und Johann Rolandseck, Mönche aus Altenberg, mit Bewilligung des Abtes Winand Duzmann, dem Wunsche des Volkes nachgaben, das Abendmahl in beiderlei Gestalten austheilten und das mehrmals unterlassene Messopfer mit Predigten und Gebet ersetzten. Als aber der

*) Nähere Nachrichten darüber im 1. Hefte zweiten Bandes des gegenwärtigen Werkes unter der Abtreibe von Altenberg.

Convent von Altenberg, ungehalten über die Fortschritte der Kirchenreform, mehr papistisch gesinnte Geistliche nach Solingen sandte und diese Alles wieder in's alte Geleise zu bringen versuchten, da wandte sich die Gemeinde von ihnen ab, besuchte den römischen Gottesdienst nicht und ging nach Wald, Gräfrath, Kronenberg, Mettmann und noch anderen Orten, dem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen. Auch wurde nach dem Beispiele der bereits reformirten Gemeinen ein Consistorium in Solingen gebildet, das der bergischen Synode beitrug, und der Heidelberger Katechismus wurde überall eifrig verbreitet. Da begann das Kloster in Furcht, die Gemeinde zu verlieren, nachgiebig zu werden, und Abt Anstel, ein sehr friedliebender Mann, gab dem bisherigen Pastor von Neuserath, Adolph Erkrath, der evangelisch lehrte und gegen das römische Eölibat eine Frau mit fünf ehelichen Kindern hatte, (1589) die Collocation der Solinger Pfarrei, und Erkrath, obwohl im Gewande eines römischen Priesters, lehrte nach dem Heidelberger Katechismus. Als ihm aber die Gemeinde einen schwarzen Talar verehrte und Erkrath jezt im Gewande eines reformirten Predigers erschien, so verbot ihm das Kloster, um des Gewandes willen, die bisherige Lehrart, und die Stadt, die der römischen Lehre abhold war, erklärte bei seinem Weggehen (1611) die Pfarreigüter für ihr Eigenthum. Dies gab Zernwürfnisse, welche aber ein Vergleich mit dem friedfertigen Anstel (24. Juli 1613) dahin beilegte, daß die Gemeinde gegen Entrichtung von 300 Gulden im Besitze des Pfarreigutes blieb. Da berief die Gemeinde Solingen im Jahre 1614 den reformirten Prediger zu Heinsberg bei Aachen, Herrn Johannes von Leunenschloß an ihre Kirche. Dieser Mann stammte aus einer adeligen Familie aus Frankreich, die wegen ihres Glaubens mit den Hugenotten nach Deutschland ausgewandert war, und ihren französischen Namen mit einem ähnlich klingenden deutschen vertauscht hatte.

Johannes ab Leunenschloß war im Jahre 1583 zu Sonnborn bei Elberfeld geboren, wo sein Vater Caspar von Leunenschloß als Prediger stand, hatte sich

schon frühe dem Predigeramte gewidmet und stand in dem Rufe eines tugendhaften und hochgelehrten Mannes. Markgraf Ernst von Brandenburg, der Statthalter von Berg, war ihm gar hold gesinnt, und auf dessen Empfehlung erging an ihn der heimatliche Ruf. Am 13. Juli 1614 hielt er in Solingen seine Antrittsrede mit vielem Beifalle und trat in den unbestrittenen Besitz des Pfarreigutes, das die Abtei Altenberg nach obigem Vertrage der Stadt überlassen hatte. Doch weil der lutherische Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, um in dem cleve-jülich-bergischen Erbfolgestreite die Hilfe der Oestreicher und Spanier zu erlangen, am 15. Mai 1614 in der großen Kirche zu Düsseldorf öffentlich zum römischen Glaubensbekenntnisse zurück getreten war, so vergaß das Kloster Altenberg seines Vertrages mit der Gemeinde Solingen, forderte unter neuburgischem Schutze Kirche und Pfarreigut zurück und übertrug die Pfarrstelle einem Messpriester, Johannes Campen mit Namen. Doch blieben die Reformirten einstweilen im Besitze der Kirche und der Messpriester hielt auf dem Rathhause seinen Gottesdienst, dem nur die neuburgische Einquartierung, aber kein Solinger Bürger beiwohnte, denn die Lehre im Munde des Predigers Leunenschloß fand bei allen Solingern eine solche Aufnahme, daß sie nie einer andern begehrten und fest verharreten bei der reformirten Aegende. Dies brachte der Stadt vielen Druck von der katholischen Regierung; die neuburgischen Truppen übten großen Muthwillen und zwangen die Reformirten sogar, den Messpriester zu unterhalten. Dazu kam eine große Sterblichkeit, so daß im Jahre 1615 über 1800 Menschen aus der Gemeinde verblichen, wobei der Pfarrer Leunenschloß unermüdlich war in der Tröstung der Sterbenden und Aufmunterung der Gemeinde. Wie sich nun auch der gelehrte Abt Peter Roderkirchen bemühet, den Reformirten die Pfründe zu entreißen und obgleich der Pfalzgraf die Collation für den Messpriester Campen mit Gewalt in Vollzug zu bringen erklärte, so wußte sich Leunenschloß dennoch durch brandenburgischen Schutz im Besitze zu erhalten.

Nach vielen Mißhelligkeiten endlich gelang es Campen in Verbindung mit dem Jesuitenpater Wilhelm de Bois im Januar 1626 in die Kirche zu dringen, und dort wurde im Schutze neuburgischer Dragoner das Jahr hindurch Messe gelesen, bis am 27. November die Truppen der Generalstaaten Solingen einnahmen und die Neuenburger sammt den Mönchen daraus vertrieben. Dies entrüstete die Neuenburger gegen die Stadtbeamten, weil diese den Campen nicht geschützt hatten und schätzten die Stadt nachher auf 4125 Reichsthaler. Dazu verlor die Reformirten (1627) den Besitz der Kirche wieder und der Jesuit Wilhelm de Bois wurde vom Pfalzgrafen in die Pfründe eingesetzt. Leunenschloß mußte seinen Gottesdienst auf dem Rathhause celebriren; aber auch hier blieb er nicht ungestört, denn der Frühmesser Johannes Haltermund aus Altenberg, der sich dem Jesuiten de Bois zugesellet hatte, ein sehr verwildeter streitsüchtiger Mensch, drang am 1. April 1628 mit einigen Spießgesellen in das Rathhaus und zertrümmerte dort, mit einer Art bewaffnet, Kanzel und Kirchenbänke. Den Gehülften des Leunenschloß, den Prediger Schwarz, beschimpfte Haltermund sogar auf dem Kirchwege und warf mit einem Steine nach ihm. Doch mußte Haltermund noch im Herbst desselben Jahres, der Folgen seines ärgerlichen Lebenswandels wegen, Reißaus nehmen und wurde durch den Altenberger Mönch Johannes Unverdorben ersetzt. Bald darauf, im Februar 1629, drang dieser Unverdorben, der die Reformirten zu verderben sann, mit dem Jesuiten de Bois und einem Haufen neuburgischer Dragoner in die Wohnung des Pfarrers Leunenschloß und gebot ihm und dem Prediger Schwarz, innerhalb drei Wochen das Land zu räumen. Der Pfalzgraf hatte allen evangelischen Schul- und Kirchendienst aufs Strengste untersagt; kein Protestant sollte bürgerliche Aemter bekleiden, keiner ein bürgerliches Gewerbe ausüben. Alle Leute, die den evangelischen Predigten beiwohnten, wurden gestraft, der Rückschritt zur Römischen Kirche wurde geboten und theilweise erzwungen; jedoch alles Wüthen des Pfalzgrafen und alle Bemühungen der Jesuiten hatten nicht den beabsich-

tigten Erfolg. Zwar wurde der Prediger Schwarz durch die landesherrlichen Edicte aus Solingen geschreckt; allein der wackere Leunenschloß blieb unter seiner theuren Gemeinde und predigte in Privathäusern vor wie nach, bis am 14. December 1629 die Generalstaaten Solingen wieder gewannen und den Reformirten den Besitz der Kirche wieder verschafften. Doch als die holländischen und brandenburgischen Truppen abgezogen waren, begannen (1631) die Verfolgungen aufs Neue. Der Messpriester Johann Unverdorben nahm die Kirche wieder ein, dem Prediger Leunenschloß wurden bei Strafe von 200 Goldgülden die Amtsverrichtungen untersagt und wer von reformirten Priestern taufen, begraben oder trauen ließ, mußte eine Geldbuße von einem halben Reichsthaler an den Messpriester entrichten. Sogar die römischen Feiertage zu halten und bei den Processionen zu erscheinen wurden die Reformirten gezwungen, und das Kloster Altenberg forderte wegen entzogener Renten eine Entschädigung von 2800 Reichsthaler. Dazu wurde der Gottesdienst auf dem Rathhaus mehrmals gestört; der Wüthrich Haltermund zerschlug dort in dem Ausbruche seines Fanatismus nochmals die Kirchenbänke; der Prediger Leunenschloß wurde von neuburgischen Soldaten mißhandelt und ihm mehrmal der öffentliche Gottesdienst bei Todesstrafe untersagt; allein da ihm keine Kirche geöffnet war, versammelte er die Gemeinde auf den Höfen vor der Stadt und ermahnte zur Standhaftigkeit. Als ein Haufen Destreicher Solingen, nach tapferer Gegenwehr der Bürger, eingenommen hatte und dort mordete und plünderte, mußte Leunenschloß sich auf einige Zeit auf das Haus Nesselrath flüchten; aber bald darauf predigte er wieder auf dem Rathhause und sogar in der Kirche, an welchen letzteren heiligen Ort die neuburgischen Dragoner während der Predigt kamen und auf Anstiften der fanatischen Mönche die Gemeinde durch Rauch von angezündeten Stroh Bündeln und Lumpen vertrieben. Solchem Hohne und solchen Gewaltstreichern folgten Mißhandlungen aller Art. Unverdorben wurde wiederum durch bewaffnete Macht in seine Pfründe eingesetzt und Leunenschloß, von Gefahr und Drohung

ungeschreckt, setzte seinen Gottesdienst abwechselnd auf dem Rathhause und in Privatwohnungen fort.

Am 27. Juni 1644 starb Johann Unverdorben in seiner Abtei Altenberg und Leunenschloß nahm darauf von der Kirche wiederum Besitz; aber diese wurde ihm am 7. December durch den Amtmann verschlossen und er hielt nun den ganzen Winter hindurch trotz Kälte, Schnee und Regen seine Predigten vor der verschlossenen Kirchthüre unter freiem Himmel. Das Volk beharrte in größter Standhaftigkeit bei all diesem Ungemach und scheute weder Gefahr, noch Unbequemlichkeit im Besuche des Gottesdienstes. Von römischer Seite war weder ein Priester da, der Messe las, noch ein Bürger, der darnach Verlangen trug, und drum glaubten die Solinger die Kirche für ihren Gebrauch eigenmächtig öffnen zu dürfen. Dies geschah am 11. Juli 1645 und die Reformirten hielten ihren feierlichen Gottesdienst mit Freuden. Als aber am Sonntage darauf (18. Juli) die Gemeinde eben den ersten Gesang beendigt hatte und der Pastor Leunenschloß die Kanzel besteigen wollte, traten ihm zwei neuburgische Heiden in den Weg und verboten, ihm ihr Morgengewehr vorhaltend, die Kanzel. Trotz dieser Drohung wäre der unerschrockene Mann hinauf gestiegen, aber er wurde noch von den ersten Stufen am Gewande zurück gezerrt und der fürstliche Abgeordnete, der Amtmann von Zweifel, ersuchte ihn auf freundliche Weise: dem landesherrlichen Befehle zu gehorsamen und wenigstens für diesmal nicht zu predigen. So unterblieb denn an diesem Tage die Predigt. Um Mitternacht aber drangen neuburgische Soldaten in des Herrn Predigers Haus und führten Leunenschloß auf den Markt, in der Absicht, ihn dort zu erschleßen. Leunenschloß tröstete die weinende Frau und seine jammernden Kinder mit den getreuen Worten, daß ihm ohne den Willen Gottes kein Haar seines Hauptes gekränkt werden würde. Da erhielt die fanatische Rotte einen Befehl, den Prediger nach Düsseldorf zu bringen, und Johannes von Leunenschloß wurde jetzt gleich einem niedern Verbrecher unter Gespött und Mißhandlung fortgeführt. Doch als die Eskorte nach Hilden gelangte, kam gerade die Herzogin von der

Burg aus, wo sie übernachtet hatte, in vier-spännigem Wagen desselben Weges daher gefahren. Der edle Anstand des Gefangenen fiel ihr auf, sie fragte nach seiner Missethat, und als sie erfuhr, daß er der Prediger von Solingen sei, der um seines Glaubens willen diese Schmach erleide, so wurde sie von tiefem Mitleiden gerührt, sie befahl ihm, in den Wagen neben sie nieder zu sitzen und unterhielt sich mit ihm über religiöse Gegenstände, bis sie in Düsseldorf ankamen. Als Leunenschloß dort vor seinem Landesherrn trat, und dieser ihn anfuhr, weshalb er wider alle Befehle sich unterstanden habe, die reformirte Lehre in Solingen zu predigen, da antwortete er mit edlem Muthe: daß er dies dem Herrn schuldig gewesen sei, der ihn zum Hirten dieser Gemeinde angeordnet habe, und daß er Gewalt und Todesgefahr nicht fürchte auf dem Wege seines Amtes. Bald entspann sich eine lebhaftere Unterhaltung und der Fürst, der in dem verachteten Prediger jetzt den edelsten, wackersten Mann erkannte, bot ihm Güter und Ehrenstellen, sogar den Grafenstand für sich und seine Erben an, wenn er zum Katholicismus zurückkehre und Staatsämter bekleiden wollte. Doch als Leunenschloß dies Anerbieten mit dem schönsten Heldenmuth und der edelsten Begeisterung für seinen Stand von sich wies und der großmüthige Fürst, von der lauterer Gesinnung des Gottesmannes ergriffen, in ihn drang, doch nur eine Bitte an ihn zu richten, die er auf Fürstenvort erfüllen wolle, so erbat Leunenschloß nichts, als: daß seine Nachkommen in die Gewerkschaft der Solinger Schwertfeger möchten aufgenommen werden. *) Da überreichte der Herzog ihm mit eigenen Händen das erbetene Document und entließ ihn auf die ehrenvollste Weise mit der Erlaubniß, seines Amtes zu Solingen in Frieden und ungefährdet warten zu dürfen. Dies war der schönste Lohn der Treue, die beste Vergütung für Schmach und Verfolgung. Die Reformirten blieben forthin ruhig im Besitze der Kirche (den Katholischen wurde das Rathhaus zuerkannt), ihr

*) Diese Urkunde ist noch in Solingen vorhanden.

Gottesdienst wurde nicht mehr gestört und die wilden Kriegereschwärme brauseten an Solingen vorüber, ohne es wieder zu verlezeh, bis (1648) der westphälische Frieden freie Religionsübung gestattete. Bis dahin hatte die Stadt diesen Vortheil nächst Gott ihrem braven Prediger zu verdanken.

Leunenschloß blieb der treue Lehrer seiner Gemeinde, die ihm mit inniger Liebe anhing. Sein hohes Alter ließ ihn in dem Eifer für sein Amt nicht erkalten, bis er am 21. Mai 1656 in der Kirchenkammer im Predigerornate zu einer bessern Heimath, zum Lohne seines mühevollen Strebens, in vollem Vertrauen auf Den, der ihn vor wüthenden Feinden nicht hatte zu Schanden werden lassen, sanft hinüberschloß. Zwei und vierzig Jahre hatte er seiner Gemeinde in einer äußerst stürmischen Zeit unter den mislichsten Verhältnissen das Wort des Herrn getreu bewahret und mit dem Muthe eines Märtyrers der ersten christlichen Zeit allen Verfolgungen getrohet. Bei allen Widerwärtigkeiten, in Freud' und Leid war er sich immer gleich geblieben. Selbst seinen Feinden, die ihn mit fanatischer Wuth verfolgten, wußte er solche Achtung abzugewinnen, daß sie in heiliger Scheu vor dem Gottesmanne, welche auch auf den Rohesten eine unüberwindliche Gewalt übt, allen Spott verstummen ließ, und da, als er von roher Kriegerrotte gefangen fortgeschleppt wurde, und vor den durch Vorurtheil gegen ihn bestochenen Gewalttrichtern erwarben ihm seine Sanftmuth und sein ernstes gesehtes Betragen, das von Menschenfurcht und von blinder Sectenwuth gleich entfernt blieb, selbst unter den Verfolgern Freunde, die sich seiner annahmen, ihn dem Gespötte der Rohheit entrißen und sich für seine Befreiung verwandten. Im festen Vertrauen auf Gottes Schutz und die Lauterkeit seiner Sache scheuete er sich nie, die Wahrheit zu verkünden, und diese übte auf seinen beredten Lippen eine solche Macht, daß selbst der Kapuziner vater Gerhard, der mit einem tüchtigen Disputirgenossen aus seinem Kloster in Eöln nach Solingen gekommen war, den berühmten Prediger Johannes Leunenschloß aus dem Schlamme seiner calvinistischen Thorheit (wie er's nannte) zu eignem

Ruhm und zu größerer Verherrlichung seines Ordens hervorzuhelen, mit allem Stolze seiner Gelehrtheit beschämt vor dem unbefangenen schlichten Solinger Prediger stand. Der Kapuziner trug in seiner dunkeln Kutte ein biederes deutsches Herz: beim Abschiede drückte er die Hand des jüngst verachteten Kezers; er schied als dessen Freund und lud ihn freundlich ein, ihn in seinem Kloster als Gast zu besuchen. Nicht so biedere bewiesen sich die Jesuiten, die in herzoglichem Schutze und von Amtswegen den Reformirten nach gewohnter Weise viel Böses ersannen, und besonders der Wüstling Haltermund, das Rüstzeug der Mönche von Altenberg, verfolgte den ehrwürdigen, menschenfreundlichen Leunenschloß mit aller blutigeren Wuth einer fanatischen Bestie, bis dieser Haltermund endlich im Zuchthause den verdienten Lohn seiner Frevel und Schandthaten ärndtete.

Leunenschloß starb den schönsten Tod. Da er eben im Begriffe war, die Kanzel zu besteigen, erhob ihn Gott zu dem höchsten Sitze. Er nahm die freudige Hoffnung mit, daß die Verfolgungen um des Glaubens willen nun ein Ende haben würden und daß fürder unangefochten bleibe, was er in großer Mühsal so lange trenn gehegt und bewahret hatte. Sein Sohn Abraham Leunenschloß folgte ihm in dem Solinger Predigeramte.

Dieser kam mit seinem Amtsgenossen Koch und dann mit der Gemeinde in unselige Zerwürfnisse und seine heftige Gemüthsart wurde dahin gelenkt, daß er gegen große Versprechungen der katholischen Regierung zur römischen Confession übertrat. Drum machte man ihn zum Richter und Amtmanne und begünstigte auch seine Nachkommen auf alle Weise. Seine Verwandten aber blieben bei der reformirten Gemeinde und machten als achtungswerthe Bürger von der Schwertfegerconcession Gebrauch, die ihnen Fürstengunst verliehen hatte. Bei diesem Uebertritte ist bemerkenswerth, daß der herzogliche Beichtvater, der Jesuitenpater Wilhelm, vor welchem Abraham von Leunenschloß sein Glaubensbekenntniß ablegte, bald darauf in Berlin zur reformirten Kirche übertrat, wie auch der als ächtkatholischer Schriftsteller bekannte Jesuit

Kay gethan hatte, der den lutherischen Pfalzgrafen von Neuburg zum Katholicismus bekehrt hatte.

Der Wärewolf.

(Eine Sage aus dem 12. Jahrhunderte.)

Herr Bernhard von Fsegarten,*) der von seiner ritterlichen Industrie Schnappumme (der Umsichschnapper) genannt wurde, hatte auch seine spasshaften neckischen Tage. So hatte er eines Morgens einen Bären, deren es damals noch viele in Deutschland gab, in der Nähe seiner Burg erlegt, und da er gerade einen Geistlichen, der als höchst einfältig und äußerst ängstlich bekannt war, vorbei gehen sah, so streifte er die Haut des zottigen Thieres ab, hüllte sich darein und lauerte also verummumt dem Geistlichen bei dessen Rückkehr auf. Brüllend und mit Tazen und Rachen drohend sprang er aus dem Dickicht hervor, zum Schrecken des Wanderers. Dieser bemerkte die Täuschung nicht, er zog sein Messer, das er im Gürtel zu tragen pflegte, hervor und stieß nach dem zottigen Ungeheuer. Ritter Bernhard von Fsegarten, im Nacken tödtlich verwundet, sank mit dem Rufe „Jesus Maria, seid mir gnädig!“ nieder auf den Weg. Da nahm der Geistliche, der einen entlarvten Wärewolf vor sich zu sehen vermeinte, die Flucht, die Knechte und Freunde des Ritters aber, die in der Nähe im Verstecke gelauert hatten, um sich an der Angst und Verlegenheit des Pfaffen zu weiden, diese kamen herzu und fanden den Ritter

*) Fsegarten (Fsingart) bei Waldbröl im Oberbergischen. Die Sache wurde uns auch zu Anfang des 13. Jahrhunderts aufgezeichnet.

im Blute liegen. Sie zogen eine Leiche aus der Bärenhaut hervor.

Dies wurde kund umher, und der Geistliche verlor durch Gewissensbisse über den unvorbedachten Todschlag seinen Verstand. Daß aber den Ritter die Hand der Vergeltung geschlagen hatte, wurde offenbar, nachdem man ihn zur Erde bestattet. Seiner Frevel mit Töbden und Raub waren viele gewesen und in Sünden war er dahin gefahren. Darum sah man ihn bald darnach in Gestalt des Zottelbären bei Nacht und Tage als Spuk umwandeln, und die ganze Gegend war bald im Schrecken vor dem Wärewolf zu Issegarten, von dessen mitternächtigem Erscheinen noch in jüngeren Tagen bisweilen ein Gerede ergeht, und wovon es heißt, daß er umwandeln werde bis an's Ende aller Tage.

Die Schlangenhecke und der Compthur von Droste.

(Eine Begebenheit aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts,
nach der Tradition aufgeschrieben.)

Schlangenhecke — eine Hecke (Hag, Hegge, Heckerei, Brutort) für Schlangen — furchtbarer Name! Er erinnert an die Zeit der altgermanischen Wildniß, wo Drachen, Molche und anderes giftiges Ungeziefer die Menschen schreckte. Gott sei Dank! Diese Schrecknisse sind verschwunden, aber auf der Stelle, die jenen furchtbaren Namen führt, scheint noch ein Fluch zu haften. Rings üppige Fülle, reiches Fruchtfeld, mastige Wiese, schattiger Buchenwald und hoch darüber hinaus ragende Eichenkronen; hier aber ödes Grauen, unfruchtbarer Flugsand, spärliches Ginstergesträuch und kahle Haide; auf letzterer

Male und Sagen alter Heidenzeit, mit Fabeln durchmischte Andeutungen zur ältesten Geschichte. Die wellenförmige unbebaute Haide, rings umrandet von Waldungen, Fruchtfeldern und Gehöften, birgt in ihren maulwurfshügelartigen Hübnengräbern die Urnen und die Asche der alten Römer und Germanen; friedlich ruhen hier im zweiten Jahrtausend zusammen die Reste derer, die sich im Leben mit todbringendem Hasse angefeindet. Rund umher sind die Spuren alter Lagerverschanzungen noch sichtbar und ein Gewirre von Sagen ergänzt, was die Zeit am Boden verwischt hat. Viele Dinge, die den fernsten Tagen angehören, wurden neben den Urnen ausgegraben, viele Namen der umliegenden Orte künden von nicht minderm Alter. Selbst der Name Schlangenhecke wurde von Alterthümern romanisirt. So wie ein namhafter Gelehrter den Namen des kölnischen Neuen Marktes von Naumachien abzuleiten bemüht war und wie nach ihm die von ihren Heiligthümern Santen (Kanten) genannte Stadt durch trojanische Auswanderer von dem Flusse Kantos geheissen sein sollte, so mußte ihm auch der Name Schlangenhecke von *serpentum hecatomba*, von Schlangensopfern herrühren. Freilich ist dem stubengelehrten Alterthümmer, der eine Kutte für eine Venus²³⁾ ansieht, der Name die Hauptsache, und hat er denn einmal den Kanthos, so folgt die Auswanderung der Trojaner von selber, denn dazu hat er den Homer gelesen, den er, wie Fenelon die Odyssee, ohne Mühe weiter spinnt — und auch obige Veraltung der Schlangenhecke ist ganz folgerecht, denn Schlangen heißen zu Latein *serpentes* und aus *Hekatombe* kann das Wort *Hecke* ja eben leicht entstanden sein, nachdem die Zeit ein *Atom* und ein *Be* wegewischt, wozu denn das Müller'sche Werk über die Ursprache der vortrefflichste Schlüssel bleiben wird. Doch ob wirklich jener Ortsname von Schlangensopfern sich herschreibe, ob er eine Schlangenheckung bedeute, oder aber, was mir mit andern ungelehrten Menschen am wahrscheinlichsten, eine Hecke (ein Gestrüppe)

*) Verwechslung des Wortes Pfaffe mit Papha.

bezeichnete, in welchem Schlangen sich aufzuhalten pflegten, solche hochgelahrte spitzfindige Streitigkeiten, die aus der Urzeit hervorzulangen heutigen Tages gar zu viele Liebhaberei herrscht, will ich zum Heile meiner Leser, die mit Solchem doch ohnehin genug gelangweilt werden, übergehen und den Ursprung des Namens der Schlangengecke hintenansetzend blos von der Entstehung der dortigen Wohnung und des Anbaues künden, soviel ich vermag.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vom Jahre 1715 bis 1752 wohnte auf dem Deutschordenshause Morsbruch der Freiherr von Droste = Vischering, Ordensritter und Comptthur der Ballei Coblenz, ein recht deutscher, aufrichtiger aber heftiger Herr, seiner Ritterlichkeit gemäß ein eifriger Verehrer der Jagd und seinem geistlichen Orden zufolge ein Schirmer der Mönche und der Andachten, hier im Einzelnen auch der eifrigste Förderer der Jeselin = Wallfahrt. Unter seiner Komptthurschaft fiel es einem Remscheider Kaufmanne ein, das unterhalb Schlebuschraath auf des Herrn von Melzenbach Gründen befindliche Gefälle des Dhünbaches zu einem Stahlhammer zu benutzen. Alle Fischereiberechtigten und sonstige Interessenten, auch der Herr Komptthur zu Morsbruch, der in seiner Gutmüthigkeit Niemanden Etwas abzuschlagen vermochte, wovon er in seiner Kurzsichtigkeit keinen Nachtheil voraussah, gaben hierzu ihren Consens, der Landesherr in Düsseldorf erteilte die Concession, und die Anlage gedieh mitten im dichtesten Walde. Kaum aber begann der Hammer zu toben — da bebte ringsum die Erde in ungewohnter Erschütterung, der düstere lautlose Wald wiederhallte Tag und Nacht von dem donnerähnlichen Gepolter. Angestrichelt flatterten die Vögel umher, das aufgeschreckte Wild floh aus einem Dickicht in das andere und setzte fern hinüber, wohin das Getöse nicht zu dringen vermochte. Die Waldförster und Jäger des Komptthurs statteten demselben den betäubenden Bericht ab, daß alle Hirsche und Rehe ihre Gesetze verlassen hätten und in die Nachbarjagden geflüchtet seien. Dies griff dem freiadeligen Herrn Komptthur in seine

Seele, denn ein damaliger Cavalier und auch der Ordensritter kannte keine größere irdische Glückseligkeit als die Jagd, und Güter und Staaten sogar glaubte man mit allem Wohle bedacht, wenn dort der Wildstand nur recht stark war. Der um den Eisenhammer liegende Wald-Distrikt aber, der sogenannte Burgbusch und das Eisholz, hatte den vorzüglichsten Bestand von Edelmild und war der Stolz und die Wonne des Besitzers.

Zornig sprengte der Komptthur daher zu dem Eisenhammer und gebot den Schmieden Einhalt in ihrem die Jagd gefährdenden Gewerke. Doch der Hammermeister berief sich auf die geslogenen Verträge, auf die landesherrliche Concession und fuhr fort mit dem unleidlichen Getöse. Da jagte der Ordensher hin nach Düsseldorf, machte die Sache anhängig an der herzoglichen Hoffammer und beantragte den Abbruch des Eisenhammers. Die herzoglich-churfürstlichen Rätthe, überzeugt, daß Adelige vor Bürgerlichen immer Recht hatten, versprachen das Verfahren zu beschleunigen; doch kaum hatte der Gerichtsbote den Hammerbesitzer vorgeladen, als dieser sich mit vollen Händen auf den Weg nach Düsseldorf begab und vorab das Recht erhielt, bis zum ausgemachten Rechtsstreite mit seinen Arbeiten fortzufahren. Der ehrenfesteste Komptthur aber, wie er sich selber nannte, „ein alter Haudegen“, dachte bei sich selber: Was soll ich länger zaudern und den Schneefengang des Gerichtes abwarten, bis das edle Wild die fetten Weiden an der Dhün vergessen hat; ich bin der Jagdeigenthümer, und mir kommt es zu, die ungethüme Scheuchflapper verstummen zu machen! — So dachte, so sprach er, berief seine Jäger und Knechte zusammen, bot die Jagdfrohleute auf und zog mit ihnen hinab an den Eisenhammer, in hellem drohendem Haufen. Die ruhigen schwarzen Schmiedegesellen vermochten gegen diese Uebermacht Nichts, sie wurden aus ihrem Klapperwerke hinausgetrieben und der Eisenhammer vor ihren Augen abgebrochen, die Dämme durchgraben, die Wasserräder zerhauen und die Blasbälge in die Feuersesse geworfen. Von wildem Schwarme umjauchzet schaute der Komptthur selbst vergnügt und voll

Stolzes auf den Greuel der Verwüstung, wie Held Marius einst auf die Trümmer von Karthago.

Diese Freude des wackern Haudegen aber blieb nicht lange unverkümmert. Der Herr von Melzenbach und der Remscheider Hammerherr eilten gen Düsseldorf an die Hofkammer und klagten gegen Selbsthülfe und gegen Störung des Eigenthumes. Das Gesetz spricht hart gegen solche Frevel. Dies fügten die Herren Hofkammerräthe dem Herrn Kompthur zu wissen und riethen ihm, sich um jedes Opfer mit den Klägern zu vergleichen, weil sonst schwere Ahndung zu verhängen. Es war schwierig, dies dem heftigen starrsinnigen Kompthur begreiflich zu machen. Doch dann froch er zu Kreuze, er unterhandelte mit den Beeinträchtigten und vereinigte sich mit denselben dahin, daß gegen Entrichtung einer bedeutenden Geldsumme der Eisenhammer nimmer wieder aufgebaut werden sollte, daß der Kompthur aber aus dem Material der zertrümmerten Gebäude in der Nähe der Firheide an dem Wege, der von Opladen nach Schlebusch führt, in der Mitte zwischen beiden Ortschaften, an der Schlangenhede, für die Beeinträchtigten ein geräumiges Meierhaus mit Stallungen und Scheune auf seine Kosten aufführen lasse. Da entstand also aus der Sühne über den zertrümmerten Stahlhammer und aus dem Baumaterial desselben die Schlangenhede, die, zwar jezo dem Verfalle nahe und den Fluch, der auf der Stelle zu lasten scheint, theilend, bisher ein Denkmal blieb von des Kompthurs ungestümer Selbsthülfe und von der Buße desselben.

Doch auch viele andere Händel, deren Kunde sich im Munde der Landleute forterbet, brachten dem guten bärenbeißigen von Droste manchen Verdruß. Hatte ihn irgend ein Landmann beleidigt und lachte dessen Getreide recht segnenreich und vielversprechend im Gefilde, dann jagte er mit Rossen und Hunden in wildem Heßschwarme hindurch und darauf mußte der ungestüme Herr, wenn er's nicht zu noch nachtheiligerer Klage kommen ließ, gewöhnlich großen Schadenersatz zahlen. Solcher Fälle

erzählt man noch viele. Die heftigsten Zerwürfniſſe aber hatte er mit ſeinem Nachbarn, dem alten Johann Heimbach, Paſtor zu Schlebuschrath. Dieſer, eben ſo heftigen Gemüthes wie der Ordensritter, wurde bald nach vielen Reibungen deſſen unverſöhnlicher Feind, und war, als ein eben ſo gelehrter als kluger Mann, gerade gemacht, ihm die Spitze zu bieten. Er nahm ſich der Bauern an, die über die Anmaßungen des Kompturs klagten und, der Rechte kundig, half er ihren Proceß ſiegreich ausfechten, oder wies ſie vor die rechte Schmiede. Da that der Eine Nichts, was der Andere nicht lächerlich zu machen oder zu ſtören ſann. Der Herr von Droſte war ein großer Freund von Wallfahrten, Ablaßgängen und ſonſtigen Andachten. Dazu bot ihm die Verehrung des Ortsheiligen Jeſulinus, des Wetter- und Augenpatrons, nahe Gelegenheit. Er ordnete dort die achttägige Heiligenfahrt im Monat Auguſt auf das Sorgfältigſte, gab große Summen zur Verherrlichung des religiöſen Volksfeſtes, ſorgte für reichere Abläſſe und Gnaden, berief eine Menge Mönche und Geiſtliche zur Feier, ließ die Wunder des Waldheiligen, ſowie die Wunderkraft ſeiner von ihm ſagengemäß geſchaffenen heiligen Quelle durch die ganze Chriſtenheit verkünden und ging ſogar damit um, den erſt beatificirten Jeſulinus förmlich canonifiſiren und zum vollſtändigen Heiligen ernennen zu laſſen. Der Komptur aber vermochte Nichts zu beginnen, was der Paſtor Johannes Heimbach nicht anfeindete, und deshalb predigte Lezterer nicht nur öffentlich gegen das Jeſulinfeſt, das er als ein heidniſches Bacchanal darzuſtellen ſuchte, ſondern er bewies Schwarz auf Weiß, daß es mit der ganzen Legende eine unſtichhaltige Erfindung und eine Fabel ſei. Er gab zwar zu, daß es einen Einſiedler Jeſulin oder Gezelin gegeben, daß dieſer aber in der Nähe von Lurenburg von Gras und Wald-Wurzeln gelebt habe und nie herunter gekommen ſei bis zur Dhün, alſo auch das Brümlein nicht habe erwecken können, welches daher nicht durch ihn, ſondern durch Gottes Allmacht erſchaffen ſei, und nicht eines nie geweſenen Heiligen Kraft, ſondern, wie jeder Brunnen und jeder

Quell, die Allmacht Gottes beweise. — Obwohl das gläubige Landvolk aus angeborener und gewohnter Wundersucht und die fromme Mönchschaft um ihres eigenen Vortheils willen hieran einen Anstoß nahmen und sich das Wallfahrtgelüste keineswegs verleiden ließen, so schädeten des aufgeklärten Pastors vernünftige Reden bei Vernünftigen dem Feste dennoch viel, der Herr von Droste folgte deshalb einem grimmen Zorn und ließ es nicht, dem Johannes Heimbach, wo er nur vermochte, auf seine Weise Eins zu versehen.

Der Herr Pastor hatte eine große Lust an der Fischerei, er war ein eben so leidenschaftlicher Fischer als der Ordensritter ein Jäger war. Darüber spöttelte und schimpfte der Herr von Droste gewaltig und suchte seinen Pastor deswegen recht lächerlich zu machen. Doch der wackere von Heimbach nannte den von Droste dagegen einen eingefleischten Nimrod und rauhen Esau, welche beide in der heiligen Schrift als Jäger in eben keinem angenehmen Geruche stehen, und er bewies ferner aus dem neuen Testamente und aus dem Beispiele der Jünger Christi, daß das Fischfangen viel gottgefälliger sei als das Jagen; ja, daß Ersteres als des heiligen Petrus und anderer Jünger Gewerbe sogar für Christen nachahmungswürdig und einem Priester Gottes wohlstandig sei. — Nun aber hatten die Leute zu Schlebuschraath von Alters her eine Fischereigerechtigkeit sowohl in der Dhün, als in dem Rodderbache ausgeübt, und der Pastor machte sich dies zu Nutze, was aber der Kompthur, der diese Fischerei ausschließlich als Morsbruch zuständig behauptete, bestritt. So hatte der Pastor in der Laichzeit, im Herbst, wann das Laub von den Bäumen fällt, einmal Forellennetzen in den Bach gelegt. Der Herr von Droste aber kam mit seinen Knechten und ließ die Netzen zerstören, und als der Pfarrherr neue hinlegen und bewachen ließ, da kam es zur Kauferei, wobei der Kompthur, der gewaltige Haudegen den Sieg davon trug. Anders aber der darüber eingeleitete Proceß, den Heimbach gewann. Weil Letzterer aber dem Kompthur auch gern einmal nach dessen Weise zu Leibe gehen mochte und dies ihm mit

heimischen Kräften unausführbar war, so bewarb er sich besonders um die Gunst der Studenten in Cöln, deren viele ihn, den gastfreien Mann, häufig besuchten. Und diese machten dem den Ordensritter durch Schmähtlieder und Anekdoten lächerlich. Ja es zogen einmal über hundert Studenten herüber gen Morsbruch, belagerten den von Droste förmlich in seiner hohen viereckigen Burg, warfen ihm die Fensterscheiben ein und sangen und schimpften, ihm zum großen Verdrusse. Der Kompthur, ein gewaltiger Poltron und nur, wo die Uebermacht auf seiner Seite war, frisch angreifend, mußte dies Alles, ohne Rache nehmen zu können, anhören, bis der muthwillige übermüthige Schwarm jubelnd und mit Siegestrophäen geschmückt in die heilige Stadt heimzog.

Durch mancherlei Rechtshandel brachte Heimbach seinem Gegner fortwährend manche empfindliche Schlappe bei. Lebenslang feindeten sie sich an und der Kompthur äußerte selber: „wenn der Pastor Heimbach seine freiherrliche Macht und Mittel besäße, so wäre er gezwungen, von Haus und Hof davon zu laufen.“ — Solche Gewalt übte geistige Ueberlegenheit auch schon damals, wo rohe Kraft viel mehr galt, als jetzt und vorliegende wenige Thatfachen mögen ein Beitrag sein zu einem Sittengemälde des vorigen Jahrhunderts und zeigen, wie Versittlichung langsam nach vielen Kämpfen erst sicheren Fuß zu fassen vermochte.

Der Heiligen - Lasterer.

(Eine Legende vom Jahre 1082.)

Unno der Zweite, Erzbischof zu Cöln und Stifter der Abtei Siegburg, war als ein kraftvoller Herrscher und äußerst strenger Richter bekannt, geachtet und gefürchtet. Der Klerus, dessen Macht er erhob, pries ihn

und versetzte ihn unter die Zahl der Heiligen. Cöln sah in ihm nur einen kalten Tyrannen, der die Mauern der heiligen Stadt bloß aus unersättlicher Herrschsucht mit Bürgerblut bespritzt hatte, und der Adel nannte seine harten Strafen Grausamkeit. Besonders das Augenausstechen, womit Erzbischof Anno damals für geringe gehaltene Verbrechen und besonders persönliche Feinde bestrafte, wandte trotz der Nothheit der Zeit, die ähnlichen Strafen duldete, viele Herzen von ihm und gab Anlaß zur Lästerung; allein vierhundert und dreißig Wunder, die Anno nach Abt Zöllner theils im Leben, theils noch im Grabe verrichtete, führten 150 Jahre nach seinem Tode die Heiligprechung herbei. Eines dieser Wunder, nach einer Urkunde hier niedergelegt, möge den Geist und die Sitten jener fernen Zeit bekunden helfen.

Zur Zeit des Kaisers Heinrichs V., als man schrieb das Jahr des Herrn 1082, war über die Genossenschaft des heiligen Benedict zu Siegburg ein gar frommer Mann zum Abte gesetzt, der sich Regenhart nannte und mit dem Bischof Anno, der seine letzten Lebenstage auf Siegburg zubrachte, gar vertraut gewesen war. Zu dieser Zeit, als alle Welt über die vielen Wunder des glorreichen Erzbischofs mit Staunen erfüllt war, lebte zu Dollendorf ein Richter, Arnold geheißten, der, ein Verehrer des höchstseligen Anno, dessen strenger Gerechtigkeitspflege nachempfand und sich auch durch viele andere christlich Tugenden rühmlichst ausgezeichnet haben soll. -- Vor diesem Arnold brachte der Abt Regenhart eine Klage an gegen einen Edlen Fulbert mit Namen, auf daß derselbe angehalten werde, eine Rente zu entrichten, die er dem Kloster zu zahlen verweigert hatte. Der Richter fand die Schuld begründet und verurtheilte den Edlen zur Zahlung; allein dieser beschwerte sich über ungerechten Richterspruch; er sagte, daß bei den Menschen keine Gerechtigkeit wohne und daß es eine Schande sei, den Namen Gottes zu so schändem Richterspruche zu mißbrauchen; ja er vergaß sich in seinem Zorne so sehr, daß er ausrief: daß Gott, wenn er gerecht sein wolle, ein solches Urtheil nicht dulden dürfe. Darob erschraf der gottselige Arnold, stellte dem Verurtheilten die Straf-

barkeit seiner Lästerung vor, zeigte, wie der Bischof Anno in ähnlichen Dingen zum Vortheile des Klosters ein gleiches Urtheil gefällt habe und vermahnte Fulberten, den Zorn des heil. Anno, der durch Gott so große Dinge erwirkt habe, nicht zu reizen. Allein der heftige Mann fuhr in seinem Zorne fort zu schmähen, spottete über die Strafe der Blindung, die Anno verhängt, nannte ihn einen Tyrannen und den Glauben an seine Wunder eine Thorheit. Der Richter Arnold ermahnte zum Widerruf und zur Buße; jedoch Fulbert rief: „Nie werde ich den Anno als einen Heiligen verehren, und vermag er etwas, so mag er es an mir beweisen.“ — Darauf stieg er auf sein Ross und wollte fortreiten, allein die Strafe für die Lästerung des Heiligen ereilte ihn. Eine unsichtbare Hand traf ihn in sein Antlitz mit so heftigem Schlage, daß seine Augen zerplatzten und er plötzlich blind ward. Dazu wurde das Ross scheu, warf ihn ab und schleppte ihn an dem Steigbügel, so daß er gar übel zugerichtet wurde. Mit Mühe holte man ihn ein und befreite ihn aus dem Steigriemen — da wälzte er sich am Boden und schrie und heulte vor Schmerz, so daß Alle, die um ihn waren, über ihn erstaunten. Aber der gottselige Arnold trat zu ihm, hob ihn von der Erde und sprach: „Der Heilige, den du gelästert, hat dich heimgesucht, damit er ein Zeichen seiner Glorie gebe, er wird dir jedoch auch wiederum helfen, so du ihn reumüthig um Verzeihung ansehest und seine Heiligkeit anerkennest!“ —

Da widerrief Fulbert jene Lästerungen, bekannte die Kraft Anno's, ihm durch Wunder die Augen wieder zu geben, flehete ihn darum an und bezeigte sich als einen Büssenden. Arnold und die übrigen Anwesenden schlossen ihre Fürbitte an, und siehe! sie wurden erhört! Die Schmerzen des Unglücklichen ließen nach und es wuchsen ihm neue Augen hervor, schöner und heller noch, als die verlorenen gewesen waren. Da wurde Gott unter Thränen des Dankes gepriesen und der wiedergenesene Fulbert wallfahrtete als ein Büssender zum Grabe Anno's auf den Siegburg, gelobte dort nicht allein seine Schuld zu bezahlen, sondern schenkte dem Kloster den

größten Theil seiner Habe. Abt Reginhart aber, der von diesem Ereignisse besonders gerührt wurde, sandte den Fulbert und seine Begleiter nach Cöln, wo eben Anno's Nachfolger, der Erzbischof Hildolph, ein Provinzial-Concil zusammen berufen hatte, und gebot ihnen, dort diese Thatsache durch ihre Aussage zu bewahrheiten. Da wurden auch an den Richter Arnold Abgeordnete gesandt, welche seine Aussage niederschrieben, und vor denen er die Begebenheit, so wie sie oben erzählt ist, eidlich bekräftigte.

Da konnte Niemand mehr an der Wahrheit des Vorgefallenen zweifeln, Hildolph lobte Gott, daß er seinen Vorfahren also verherrlicht habe und ließ dieses Wunder, wie viele Hundert andere, die Anno gewirkt hatte, dem Papste berichten, der denn auch nicht ermangelte, die Heiligsprechung zu veranlassen.

Das Fräulein von Rosenau.

(Eine Volksjage aus der Zeit der Kreuzzüge.)

Das Siebengebürge, einst der Schauplatz ritterlichen Treibens, des Ruhmes und der Liebe hebt die stummen Zeugen vielbesungener längstverschollener Thaten, die morschen Trümmer seiner Ritterburgen, noch jezt auf manchem Fels- und Waldrücken hoch empor. An ihnen haften die romantischen Sagen, deren Kunde den Reiz der lieblichen Landschaft erhöhhet. So die Sage von der Rosenau, einem hohen Felsenberge, der in der Mitte dieser Bergrunde eine herrliche Aussicht auf die Gebirgsgealten ringsumher und, über den Fuß des nachbarlichen Stromberges, auch auf den Rhein und seine Blüthenebene gewährt. Die spärlichen Trümmer einer Warte und mit Gesträuch überwachsene Schutthausen sind die

kläglichen Ueberbleibsel des ehemaligen Ritterschlusses Rosenau. Dort wohnte vor ungefähr fünfhundert Jahren der Ritter Amalbert von Rosenau, ein reicher Mann und tapferer Ritter, dazu biedern Herzens und ein Freund der Geistlichkeit, den der Convent des nachbarlichen Klosters Heisterbach zum Schirmherrn erkoren. Mit einer liebenswürdigen Gattinn lebte er im Schooße des Ueberflusses und des häuslichen Glückes. Nur Eines drückte die Herzen der Gatten — ihre schon zehnjährige Ehe nämlich war kinderlos geblieben. Darüber versanken die guten Leute je länger desto tiefer in Traurigkeit, weil sie fortan jene Hoffnung aufzugeben anfangen. Einsam erschien ihnen die sonst so fröhliche Burg, wo das Gemüth des Einen nur an des Andern Kummer Nahrung fand, und wollten sie sich draußen bei ihren Schloßnachbarn Zerstreuung suchen, so erinnerte sie dort der Segen von deren Nachkommenschaft an den eigenen Mangel und sie fühlten ihr Leidwesen desto herber. Darum lebten sie abgeschlossen und in sich gekehrt auf der einsamen Burg Rosenau und suchten in Gebet und Religionsübungen ihrer Traurigkeit zu vergessen. Dadurch kamen sie mit dem Abte und den Mönchen zu Heisterbach in immer vertrauterem Verhältniß und dort wurde von den frommen Gottesmännern gegen reiche Spenden täglich Messe gelesen, täglich gebetet und psalmirt, auf daß Gott die Wünsche des edlen Ehepaars erhören und sie mit Erben segnen möchte. Doch Jahre vergingen und der Segen blieb ferne. Da riethen die frommen Mönche dem Ritter Amalbert, sich dem Kreuzzuge, den König Ludwig IX. von Frankreich im Jahre 1249 rüstete, anzuschließen, indem er durch ein solches gottgefälliges Werk die Erhebung des Himmels am sichersten erlangen werde. Weissagende Träume und Gesichte erschlossen Amalbert's Herz zu neuen Hoffnungen und die Gattinn trieb ihn noch dringender zu dem frommen Werke. Dies that wohl nicht einmal Noth, den edlen Ritter zu jener Fahrt zu bestimmen; denn sein Leben, seine Reichthümer verloren ihren Werth, wenn ihm nicht in aufspriessenden Erben die Jugend neu erblühen und die Bürde des nahenden Alters erleichtern, wenn nach seinem Tode sein Namen, sein

Stand nicht auch hier über irdische Güter gebieten sollte. Er rüstete sich zu dem gottgefälligen Kriegszuge auf's Beste, die frommen Mönche weihten seine Waffen, stateten ihn mit Reliquien gegen Teufelsgewalt und Heidenmacht auf's Reichlichste aus und empfingen dagegen von dem Ritter und seiner Hausfrau die Verschreibung, daß seine Burg und alle seine ausgedehnten Besitzungen dem Kloster auf ewige Zeiten zugehören sollten, wenn er nicht wiederkehre und ohne Erben bleibe.

Mit seinen Knappen verließ Ritter Amalbert die väterliche Burg und ritt gegen Lyon zu den reifigen Schaaren des frommen Frankenkönigs. Das Gebet seiner frommen Gemahlinn begleitete ihn über Meer nach Aegypten, wo die christliche Tapferkeit anfangs über den wilden Muth der Moslim triumphirte. Doch das Kriegsglück wandte sich bald den Ungläubigen zu. Schlacht auf Schlacht wurde verloren und der Christenkönig sammt seinem ganzen Heere gerieth in die Gefangenschaft des Sultans von Aegypten. Der fromme Ritter Amalbert von Rosenau schmachtete in Banden. — Während dessen aber betete die Gattinn daheim für glückliche Rückkehr und die frommen Mönche, der erwähnten Verschreibung erfreut, wurden immer heimischer in der benachbarten Burg, die sie, nachdem sie das Schicksal von Ludwig's Unternehmung vernommen hatten, schon als ihr Eigenthum zu betrachten anfingen. Jedoch weder die Zuversicht der frommen Mönche, noch des Ritters gläubige Hoffnung gingen in ihrem ganzen Umfange in Erfüllung. Nach sechsjähriger Gefangenschaft erhielt Letzterer durch das Lösegeld des französischen Königs die Freiheit wieder und kehrte heim. O Wunder! nach seiner jahrelangen Entfernung war der ersehete Segen über die Gemahlinn gekommen, sie hatte ihm eine Tochter geboren, aber die Geburt derselben hatte der frommen Mutter das Leben gekostet. Gleich nach dem Begräbniß seiner Gattinn kam der Ritter an und fand das Burggesinde in tiefer Trauer, die guten Mönche aber im Besitze seiner Güter.

Der Anblick der kleinen Erbin, des kaum sechs Tage alten Töchterleins milderten des Ritters tiefen Gram über den Verlust seiner geliebten Gemahlinn. Er empfing

das Wunderkind als ein Geschenk des Himmels, als den Lohn für die gottergeben angetretene Kreuzfahrt, von welcher ihm dies Glück prophezeit war. In der Frömmigkeit seines einfältigen Gemüthes und von den frommen Mönchen in seinem Wunderglauben auf's Höchste bestärkt, beschlich ihn nimmer der Argwohn eines betrogenen Gatten. Die Mönche aber, die hinsichtlich jener Verschreibung sich zu voreilig bewiesen, mußten jetzt zu bösem Spiel eine gute Miene machen und des Ritters Güter räumen, erhielten aber die Bestätigung jener Schenkung für den Fall, daß die kleine Erbin unvermählt sterben sollte. So war denn vorab die Sache zur allseitigen Zufriedenheit ausgeglichen.

Das Schmerzenkind war Rosa getauft worden, nicht ohne Bedeutung für ihren Familiennamen von Rosenau, deren letzter Sprößling die Jungfrau war. Der gute Vater versäumte Nichts, was zu ihrer Pflege und Ausbildung gereichen konnte, sie war sein Theuerstes auf der ganzen Erde und deshalb bewachte er sie wie seinen Augenstern. Ihre Kinderspiele erheiterten die sonst düstern Tage des Alters; sie mußte immer um ihn sein, und weil er hinfort ein fast einsiedlerisches Leben führte und nimmer über seinen Burgbann hinaus kam, so lernte Fräulein Rosa keinen Menschen kennen als ihren Vater, das Burggesinde und die Mönche zu Heisterbach, wohin sie jeden Tag mit ihrem Vater zur Kirche ging. Diese freuten sich über die Einsamkeit der Burgherrschaft zu Rosenau und hofften, das Fräulein werde sich nimmer vermählen, auf daß die Schenkung des Ritters Amalbert für das Kloster verwirklicht werde. Sie suchten in die fromme Brust der harmlosen Jungfrau die nach ihrer Meinung dort schlummernde Liebe zum klösterlichen Leben zu erwecken und ließen es sich auch sehr angelegen sein, den Vater zu bereden, daß er seine Tochter, dies wunderfame Geschenk des Himmels, als eine Nonne dem Herrn darbringe zu ihrem und zu eigenem Heile. Jedoch, ging auch der gutmüthige Ritter auf die Vorstellungen der Gottesmänner ein, so wollte doch Fräulein Rosa sich nimmer von ihrem Vater trennen, dessen Pflege und Erheiterung all ihr Sinnen und ihr eifrigstes Bestreben

schien. Mit heimlichem Bangen sahen die weltensagenden Mönche das Kind zu der schönsten Maid empor wachsen. Ihrer Schönheit gleich war keine Edelfochter im Lande zu finden und alle Bilder, welche Kunst des Malers sichtbar und andächtige Einbildungskraft innen im Herzen von der heiligen Jungfrau geschaffen hatten, wurden von Rosa's Anmuth umstrahlt. Deshalb fürchteten die frommen Mönche nicht ohne Grund, daß solche sündhafte Reize auch bei aller Abgeschiedenheit und Einsamkeit des Gebirgs ihren Verehrer finden würden, der um die Jungfrau werben und die Schenkung vernichten könnte. — Sowie das bescheiden duftende Beilichen in tiefster Verborgenheit aufgefunden wird, so findet Liebe den Weg zum jugendlichen lauterem Herzen. Auch der auf düsterer Burg einsam von allem Geräusche der Welt entfernt wohnenden Rittersochter geht in den Liedern und Sagen, die sie vom Munde der Amme und des Burggesindes eifrigst erlauscht, das Zauberreich der Minne auf, und Fräulein Rosa schauete sehnsüchtig hinein, gleichwie sie von ihren düstern Bergen hinab blickte auf den schmalen Streifen des sonnigen lieblichen Rheinthales, das ihren Augen die Berge nicht ganz zu verhüllen vermochten. War ihr auch der Minnewerthe noch nie begegnet, so träumte sie sein Bild nach der Sage und der Wald, den sie auf dem Kirchwege durchschritt, dächte ihr ein verzaubertes Schloß, wo der Athem ihres Paladins wehte, den sie vielleicht in unscheinlicher Pflanzen- oder Thiergestalt schon gesehen hatte, und den ein Talisman von der Zauberverwandlung erlösen und ihr zuführen sollte.

Da hatte einmal ein junger Ritter Balduin von Elz an der Mosel, der mit dem Abte zu Heisterbach nahe verwandt war, diesen besucht und feierte, wie damals bei Adeligen bräuchlich, das Osterfest in dem Kloster. Er sah das Fräulein in der Klosterkirche seine Andacht verrichten, und gleich beim ersten Anblicke ward er zu Rosa in Liebe befangen. Die ganze Mette hindurch vermochte er kein Auge von dem holden Wesen abzuwenden und sobald man den Gottesdienst beschloffen, war es sein angelegentlichstes Geschäft, Namen und Wohnort der Minniglichen zu erfragen. Die Hast, mit welcher er dies

that, verrieth den Mönchen sein Herz, und er vernahm zwar, was er wünschte, hörte aber auch zu großem Leidwesen, daß die holde Jungfrau sich schon einen Bräutigam erlesen habe, nämlich den himmlischen, und, allem weltlichen Treiben abhold, als Nonne in ein Kloster eintreten werde. Damit war des Ritters aufkeimende Liebe keineswegs erstickt; es drängte ihn vielmehr, das Fräulein von Angesicht näher zu sehen und sich mit ihr zu unterreden, trotz den von den heiligen Männern absichtlich hingeworfenen allgemeinen Abmahnungen, sich einer Braut des Himmels mit irdischen Gedanken zu nähern. Sobald er erfahren hatte, wo die Burg Rosenau gelegen, rüstete er sich zur Jagd, durchschweifte einen Theil der Gebirgswaldung und ließ sich als des Weges verirrt beim Burgherrn anmelden. Dieser erfreute sich in seiner Einsamkeit des ritterlichen Gastes, der ihn mit den Neuigkeiten im Reiche unterhielt, wogegen er Gelegenheit hatte, von längstbesungenen Ritterthaten und von den Drangsalen der Kreuzfahrer zu erzählen. Doch mehr als die Redseligkeit und die Gastfreundschaft des biederen Greises ergöhte den Jüngling Rosa's Gegenwart, die neben ihrem Vater sitzend an einer kunstreichen Stickerei arbeitete, und in ihrem holdseligen Anblicke versunken, ging ihm manches Wort jener Erzählungen verloren. Der Jungfrau Blicke, die sich bisweilen nur flüchtig zu dem blühenden Jünglinge hinüber stahlen, hafteten dann unablässig auf der Arbeit, aber dennoch ruheten ihre Hände oft, und es schien, als ob sie vor jedem Nadelstiche lange Ueberlegung bedürfe, obwohl ihr früher solche Dinge gar hurtig von Händen gegangen. — Die Abenddämmerung brach schon herein, ehe Balduin von der gastlichen Burg schien, um im Kloster alle Freude wieder zu träumen, die er den schönsten Tag seines Lebens hindurch genoßen. Er hatte dem Ritter versprochen, ihn am künftigen Tage wieder zu besuchen, und langsam in Gedanken der Liebe schlich ihm die schlaflose Nacht dahin. Rosa mochte seiner nicht minder gedacht haben, jedoch als er am anderen Tage wieder vor ihr erschien, da war sie noch verschämter und farger an Worten. Mehrere Tage setzte der Ritter Balduin so seine Besuche auf Ro-

senau fort, und fand bei Vater und Tochter immer herzlichere Aufnahme, doch seinen Oheim, den Abt, verdroß dieser Umgang sehr, und obwohl Balduin von diesen Umwegen Nichts erzählt hatte, so wußten die Heisterbacher doch Alles genau, was auf der ihnen verschriebenen Burg vorgefallen und der Ritter von Elz fiel daher bei den Mönchen tief in Ungnade. Durch unfreundliche Begegnung suchte man ihn zu entfernen und gab ihm zu verstehen, daß man seiner überdrüssig. Da verließ Balduin, den Grund dieser Begegnung erkennend, mit seinem getrennen Knappen das Kloster, allein von der Nähe der Geliebten vermochte er sich nicht zu trennen. Er ritt in eine benachbarte Herberge in dem Dorfe Winter ein und stieg am Morgen über die Berge, um die schöne Rosa auf ihrem Kirchwege zu sehen. Dies that er mehrere Tage nach einander und harrete immer auf die Stunde, wann sie des gewohnten Weges kam, und zwar jetzt in Begleitung ihrer Amme, weil der Vater durch Gebrechlichkeit des Alters gehindert war, sie zu begleiten. Oft wollte Balduin aus seinem Verstecke hervortreten, allein er fürchtete, vor der frommen Jungfrau als Lügner zu erscheinen, weil er bei seinem neulichen Abschiede auf Rosenau vorgegeben, daß ihn Geschäfte in seine Heimath drängten. Darum wollte er die Geliebte noch einige Tage unbeachtet schauen und dann keck vor ihren Vater treten. Die Mönche mochten ein Solches wohl ahnen und deshalb sehr besorgt sein um die Verschreibung.

Mehrere Tage hatte der Ritter von Elz in seiner Zurückgezogenheit zugebracht, und eben wartete er im Gebüsch versteckt die Zurückkunft der Jungfrau ab, die er mit trunkenen Blicken bis zur Klosterpforte begleitet hatte, als ihn sein Knappe aufmerksam machte auf zwei verkappte Reiter, die er dicht an dem Wege, der nach Rosenau führte, sich in das Gebüsch verstecken sah. Er ahnete sogleich nichts Gutes von dieser seltsamen Erscheinung und war besorgt um die Geliebte. Er trug, wie es damalige Zeit nothwendig machte, vollständige Rüstung und Waffen, sein Roß stand abwärts im Gebüsch verborgen, und er fürchtete den Kampf nicht. Es dünkt ihm, er sei berufen, die Jungfrau aus den Händen listi-

ger Entführer zu retten. Er eilte mit seinem Knechte zu den Rossen und sie zogen dieselben fort auf schmalen steilen Pfaden hart an den Weg ganz in die Nähe der verkappten Reifigen, an eine Stelle, wo man den Weg gegen das Kloster hin zu überschauen vermochte, immer zum Vorsprengen und zum Kampfe bereit. Da hörte er ein Pfeifen oben von dem Vorsprunge des Waldberges, um die Biegung des Weges hervor trat Rosa mit der alten Dienerin, die sie begleitete, im Gespräche begriffen. Das Pfeifen schien den lauernden Reifigen gegolten zu haben, denn sogleich sprangen sie in den Sattel und sprengten davon. Rasch folgte ihnen Balduin mit gezogenem Schwerte. Da vernahm er den Angstschrei des Fräuleins von Rosenau und ihrer Begleiterin. Beide hielten sich fest umklammert und die verkappten Männer, bemüht, die Jungfrau loszureißen und davon zu führen, bemerkten den verfolgenden Ritter nicht, bis sein Schwertschlag sie zur Vertheidigung zwang. Sie mußten den Raub verlassen und zur eigenen Rettung die Flucht nehmen. Balduin hob die erschreckte Jungfrau auf sein gutes Ross und brachte sie im Fluge in die Arme ihres Vaters, der von Dankesagungen gegen den wackern Ritter überströmte. Mit Freude bemerkte er das zwischen den jungen Leuten entsponnene Minneverhältniß, und als Ritter Balduin dem Vater sein Herz offenbarte und um die Hand der Tochter anhielt, da ergriff dieser die Gelegenheit, die wackere Rettung zu lohnen. So war denn auf Burg Rosenau die Freude eingekehrt. Die Hochzeit wurde besprochen und bereitet und der Ritter entfernte sich zur Heimath, um mit glänzendem Gefolge am bestimmten Tage wieder zu erscheinen. Um das Kloster und seinen Oheim, den Abt, der ihm von dem Fräulein abgerathen, kummerte Balduin sich weiter nicht; doch den frommen Mönchen blieb Nichts verborgen, was zu Rosenau vorgegangen war. Schon Tags nach Rosa's Rettung aus den Händen der Buschklepper erschien der Abt mit Glückwünschen darüber bei dem alten Almbert, und weil er sah, daß es durch Beredung nicht gelingen werde, die nahe Vermählung seines Neffen mit Fräulein Rosa zu hintertreiben, so gab er sich den Schein, als freue ihn

diese Verbindung, was denn Amalberten das Herz sehr erleichterte und sein ganzes Vertrauen abgewann.

Der Vorabend der Vermählung war gekommen und der Bräutigam mit üblichem Gefolge auf Rosenau eingeritten, Alles war zum morgigen Feste bereitet, aber Rosa wurde vermißt. Sie war hinabgegangen, in einer Kapelle auf dem Wege zum Kloster ihre Andacht zu verrichten und war nicht wieder zurückgekehrt. Es wurde Nacht und wieder Morgen, Alle suchten sie, Alle riefen rings umher ihren Namen, allein sie antwortete nicht und kam nicht wieder. Da wurde die Freude auf Rosenau in Trauer verwandelt und in Leidwesen verging der zur Hochzeit bestimmte Tag. Der frühere Ueberfall ließ vermuthen, daß die Jungfrau gewaltsam entführt sei, allein man fragte, man suchte vergeblich nach der Spur der Verbrecher; Wochen, Monate vergingen und keine Kunde, keine entfernte Spur lohnte die Mühe der Nachforschung. Der Ritter von Elz, der sich hinfort nicht mehr von der Gegend, in der die Geliebte geathmet, zu trennen vermochte, übernahm die Pflege des alten Amalbert, den er als seinen Vater liebte. Der Greis aber überlebte den Verlust seiner Tochter nicht lange, der Gram drückte ihn in's Grab hinab, und nachdem Balduin ihm die letzte Ehre erwiesen hatte, verließ er die Rosenau und übergab sie sammt allen Gütern, des Ritters letztem Willen gemäß, dem Convente des Klosters Heisterbach.

Ungefähr vier Jahre mochten nach Rosa's Verschwinden verlossen sein, da erschien Ritter Balduin mit seinem getreuen Knappen wiederum in dem Kloster Heisterbach. Die Hoffnung, seine Geliebte wiederzufinden, hatte ihn durch viele Länder geführt und fesselte ihn jezo wieder an das Siebengebürge. Die Stellen, wo er ehemals mit Rosa gelustwandelt, besuchte er noch oftmals und dann betete er in der Klosterkirche für ihre Wiederkehr. Dort legte er auch sein Rittergeschmeide nieder und beschloß in den Orden zu treten.

Schon mehrere Monate war Balduin von Elz in Noviziate und sein getreuer Knappe war als Converse

in des Klosters Dienste. Beide hielt feste Treue an das stille Thal gefesselt und der Ritter konnte auch in dem heiligen Mönchgewande seiner Liebe nicht vergessen. Darraunte ihm eines Morgens sein ehemaliger Knappe sonderbare Mähre zu. Dieser erzählte, daß er mit einem Geschäfte, das ihm außerhalb der Klostermauern aufgetragen, erst nach der Complet fertig geworden sei und ein furchtbares Gewitter ihn noch fern dem Kloster unter Dach getrieben habe, so daß er erst gegen Mitternacht vor den äußersten Ringmauern angekommen. Dort habe er sich ermüdet niedergesetzt, in die schöne Mondscheinslandschaft hinausgeschaut und Manches bedacht und betrachtet, als er, durch die Ankunft eines heranschleichenden Paters aufmerksam gemacht, sich in den Schatten der Mauer versteckt und jenen aus Neugier belauscht habe. Der Pater habe darauf den Thurm an der Ringmauer geöffnet und sei mit einer Leuchte und einem Tragkorbe hinabgestiegen. Tief innen habe er eine klagende Weiberstimme vernommen, auch nachdem der Pater mit Korb und Laterne wieder fortgeschlichen sei. Dies Alles sei ihm höchst verdächtig vorgekommen. Er habe in dem Pater den Kellner, den sonderlichen Vertrauten des Abtes, zu wohl erkannt, als daß er diese Erscheinung für ein Gespenst halte, und er wolle es wohl auf seine Seele nehmen, zu behaupten, daß Fräulein Rosa, die Langgesuchte, dort in tiefem Thurmverließe schmachte, denn ihre Stimme glaube er erkannt zu haben. — Dies fiel dem Ritter jezo wie Eis und dann wie Flammen auf die Seele. Er hätte das Novizenkleid vom Leibe gerissen im Zorn und den Abt großer Frevel angeklagt, wenn ihn der besonnene Converse nicht beschwichtigt und ihm zum Besten gerathen hätte, nämlich zur List, denn dadurch nur vermochte er in seiner Lage für die Gefangene etwas zu thun. Der Ritter verstellte sich so gut es anging und der getreue Knecht suchte, was dem Novizen unmöglich war, auch anderen Tages Gelegenheit, sich zu verspäten und um Mitternacht am Thurme zu horchen. Wiederum beredete er sich darauf mit dem Ritter, und als er darauf wieder zur Arbeit außerhalb des Klosters gesandt ward, kehrte er nicht zurück. Einige Wochen nachher,

da donnerten Kofshufe um Mitternacht um das Klofter; Mordgefchrei und das Krachen der niedergestürzten Thüren weckten den ängftlich jammernden Convent. Nur den Novizen Balduin von Elz schreckte der Fehdelärm nicht. Bald befand er fich unter den verkappten Heißigen gleich diesen in Rüstung und Waffen. Allein diese waren keine Frevler, die in das Heiligthum der Kirche drangen, um geweihte Gefäße zu rauben. Dem Thurme an der Ringmauer nur galten ihre Mauerbrecher; seine Thüren krachten in die Gewölbe hinab und dies Krachen kündete der schuldlos Gefangenen die Stunde ihrer Befreiung an.

Balduin fand seine Rosa in tiefem Verließe eingeschlossen, aber kaum erkannte er sie wieder, so hatte der Kerker sie entstellt. Die Wonne des Wiederfindens und der Jungfrau Bitte wandten gerechte Rache von dem Klofter und seinen Bewohnern. Im Fluge trabe der jauchzende Zug an den Rhein und hinüber ging's bis zu Balduins heimatlicher Burg, wo die Gerettete in Licht und Liebe sich bald wieder zu ihrer früheren Blüthe erholte. Sie lebte mit Balduin durch Priestersegen zum schönsten Bunde vereint freudenreiche Tage hinfort, und war das Geschlecht derer von Rosenau mit ihr auch erloschen, so gab sie dem Hause von Elz wackere neue Sprossen. Sie erzählte noch oft in mancher traulichen Stunde von der Einsamkeit ihres finstern Kerkers, von den Qualen der Lebendigbegrabenen, und wie ihre treue Liebe dennoch dies Verließ dem Nonnenschleier vorgezogen und wie in dem Glauben an Rettung durch Balduin ein oft wiederholter Traum sie bestärkt habe. Der Ritter von Elz rügte die frevelvolle Erbschleicherei der Mönche nicht. Mochte er dies aus heiliger Scheue vor dem Convente, mochte er es aus Rücksichten für den Abt, seinen Oheim, oder weil er selber als ein abtrünniger Novize der Excommunication blos stand, verschwiegen haben — genug, er trat nimmer als Kläger auf und überließ jenen die Früchte ihrer Frevel. — Im Besitze der Mönche zerfielen die Mauern von Rosenau in kurzer Zeit. Wenige Spuren der ehemaligen Burg sind jetzt dort sichtbar; doch

die Sage von der letzten Erbtöchter dieses Hauses gehet noch von Mund zu Munde und wird auch die letzten Trümmer der Feste überdauern.

Der Jäger mit der langen Nase.

(Begebenheit aus dem Schlusse des 17. Jahrhunderts.)

Nach der gute Herzog und Churfürst Johann Wilhelm zu Düsseldorf, unserer Urgroßvätereltern braver Landesvater, traute seinen eigenen klaren Augen viel mehr als dem schmeichelnden Geschwätze seiner Hofleute. Und wenn diese in ihren Berichten überströmten von des Volkes Glück, Zufriedenheit, Bönne, Friede, Freude, Gunst und Liebe, so dächte ihm dies in seinem prachtvollen lustigen Schlosse nicht anders als das gute Wetter im Kalender, das nur auf dem Papiere steht und das man behaglich abliest unter Dach hinter warmem Ofen, während es draußen stürmt und schneestöbert. Aber Er wußte ein Mittel, der Sache auf kürzestem sicherstem Wege auf den Grund zu kommen. Oft als Jäger, oft als Handelsmann oder Bauer verkleidet verließ er in niedrigem Gewande die Pracht und Herrlichkeit seines Pallastes und wanderte meilenfern zu Fuße umher, redete mit Gewerbleuten auf Märkten und Landstraßen, trat zu den Landleuten in ihren Hütten und an dem Pflug auf den Feldern, stellte sich als Ihresgleichen, erwarb durch Freundlichkeit ihr Vertrauen und erfuhr auf diese Weise, was er wollte: ob die Zufriedenheit also ringsum begründet und ob das Volk ihn so liebe, wie Höflinge ihm vorgeschmeichelt; ob die Gesetze, die er gegeben, auch in Allem gehandhabt würden; ob jeder seiner Pflicht getreu bleibe; wo Mißstände ihm bisher verborgen geblieben und wie denselben

abzuhelfen sei. Da konnten ihn die schmeichelnden Berichte nicht irre leiten und unredliche Beamten fürchteten sich, das Recht auch der geringsten Unterthanen zu kränken, denn mancher Schurke wurde von ihm also entlarvt. Aber auch zu seinem Ergötzen und zur Erholung stieg er oft aus dem steifen hochfürstlichen Hofleben zur Unterhaltung mit dem schlichten biedern Landmanne herab und lachte und scherzte, er freuete sich herzlich mit ihm und belebte das starre Hr-Leben aus jenen Kreisen, die er lieb gewonnen und drinnen oft wohl recht gemüthliche Spässe vollführt wurden. Solches adelte ihn wenigstens mehr als die Jagd, welcher damals alle Fürsten fröhnten. Seine beiden Ehen gaben ihm keine Erben; doch er pflegte zu sagen: „er habe eine große Familie, denn alle seine Unterthanen seien seine Kinder.“ Und wirklich liebte er sie Alle wie ein guter Vater. Viel weiß man sich noch jeko ringsum davon zu erzählen. Am bekanntesten ist wohl die Geschichte von dem Jäger mit der langen Nase.

Als einst der gute Herzog in der Kleidung eines Waidmannes frühmorgens schon fern der Stadt in der Nähe von Ratingen umher wanderte, sah er einen Landmann, der, mit der Roggenärndte beschäftigt, sich eben zu einem Morgenbrode auf die Garben niederließ, um so zugleich sich zu sättigen und von der anstrengenden Früharbeit auszuraften. Unter Seufzern verzehrte der Mann sein karges Mahl und schien den sich ihm nähernden Herzog nicht zu bemerken, bis dieser ihn freundlich anredete. „Guten Morgen, lieber Landsmann!“ — „Großen Dank, Jägersmann!“ — „Schon so frühe an der Arbeit?“ — „Ei! man muß wohl, will man sich ehrlich durchschlagen. Unserer kommt Sommers aus dem Schweisse nimmer hinaus, will er's im Winter leidlich warm haben. S' ist leider schlechte Zeit und wird je länger, desto schlimmer!“

So brachte denn ein Wort das andere und der Herzog wußte das Gespräch so zu lenken, daß es bald auf die damalige Regierung, auf die Steuern, den Hof und den Herzog kam. Mit all diesem drückte das Bäuerlein seine Zufriedenheit aus, und wie auch der verkappte

Jäger bemüht war, dem Herzoge eins anzuhängen; so pries doch der Landmann seinen Landesherrn hoch und gab alles beklagenswerthe Unglück der Herzoginn Anna Louise und ihrer Jagdlust Schuld. „Unser Herzog“, sagte er unter Anderem: „ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, Steuern und Schatz fordert er freilich, aber das muß ja sein, damit das Ganze bestehen kann und die Abgaben sind so hoch nicht, wenn auch freilich die großen Herren uns armen Bauern dabei mehr tragen helfen sollten; aber da seht Ihr selbst die breiten Bahnen durch das Korn, Alles niedergedreten wie zerdröschten. Davon soll ich nun die Abgaben bezahlen und da rutscht und rutscht die Rutsch-Anne, die unbarmherzige Herzoginn mit ihrer wilden Jagd, daß man froh sein kann, wenn sie uns die Hälfte der Erndte ganz läßt, die vom Wildfräße verschont blieb. Die hoffärtige Rutsch-Anne hat Nichts von dem guten Herzen des Landesherrn, der es gern besser machte, wenn er nur Alles wüßte, aber da auch er oft hinter's Licht geführt wird, so ist es ihm nicht zu verübeln.“ — Der Jäger half dem Bauer weidlich losziehen über die Herzoginn, er brachte ihn immer wieder darauf und hatte seine Freude an dem Namen Rutsch-Anne, denn damit gedachte er seine hochfürstliche Gemahlin aufzuziehen. Er tröstete den Bauer und nachdem er sich nach dessen häuslichen Verhältnissen, nach Namen und Wohnung erkundigt hatte, empfahl er sich in dessen Freundschaft und ging des Weges weiter.

Als am andern Morgen die Churfürstin sich wiederum zur Jagd rüsten wollte, da rief ihr Gemahl den sonderbaren Gruß: „Ei! guten Morgen, Rutsch-Anne! geht's schon wieder zum Rutschen? Glück auf! Rutsch-Anne!“ Als die Herzoginn den Gemahl um Erklärung des sonderbaren Namens fragte, erzählte er ihr, daß sie bei dem Landvolke insgemein unter diesem Namen bekannt sei und berief sich auf den Bauer, mit dem er als Jäger gestern ins Gespräch gekommen. Sogleich wurde ein Eilbote an den Mann abgefertigt, und dieser nach Hofe beschieden. Der Landmann ward ganz betäubt von der Pracht des Saales, in welchem er vor

seinen Herrscher geführt wurde, mehr aber stützte er bei der hohen Ehre des freundlichen Empfanges.

„Nun, mein Freund (hub der Herzog an), wie heißt die Churfürstin denn bei Euch, wenn Ihr so unter Euch Landleuten seid?“ — Der arme Mann, der den gestrigen Jäger in dem Fürsten nicht wieder erkannte, konnte noch sogleich nicht zur Sprache kommen und wurde nicht wenig bestürzt, als ihn der Herzog fragte: ob er seine Gemahlinn denn nicht gestern noch die Rutsch-Anne geheißen habe? — Denn er wählte sich von dem Jäger verrathen und fürchtete um dieses Wortes willen harte Züchtigung. Das Bäuerlein aber hatte auch so seine Pfiffe und dachte: was er unter vier Augen gesagt, das habe noch keinen vollständigen Zeugenbeweis und einem Jäger brauche man eben nicht mehr zu glauben, als auch einem Bauersmanne. Dies machte ihm Muth und er plähte nun heraus und über den Jäger her: „Ei! (sprach er) das hat Euch gewiß der Jäger mit der langen Nase angebunden, der gestern bei mir am Kornschneiden plauderte. Der ist ein garstiger Verräther, ein erbärmlicher Schuft und Verläunder, denn selbst gegen Euch, Herr Churfürst, hat er die ärgsten Dinge mir vorgelogen und nun lügt er Euch vor: ich habe gesagt, die Herzoginn sei eine Rutsch . . .! Das hätt' ich auch gleich ahnen sollen, daß der langnasige Bursche uns beide also hintergehen würde, ich würde ihm“ —

Nun lachte der Herzog und lachte die junge neckische lebensfreundige Herzoginn, als der Bauer mit geballter Faust zornig in die Luft hinein drohete, und die Fürstin zog ihren Gemahl auf, denn war sie auch die Rutsch-Anne, so war er der langnasige Jäger und wirklich war der Herzog Johann Wilhelm mit einem gewaltigen Riechgehäuse versehen, wie aus dem Gußbilde auf dem Marktplatze zu Düsseldorf noch anschaulich ist. Wurde aber der Bauer jeho betroffen durch die Neckerei und das Gelächter des Fürstenpaares, so fiel er in Todesangst, als er vernahm, daß der von ihm also gelästerte Jäger Johann Wilhelm, sein Landesherr selber gewesen, denn dieser erschien gleich darauf in der gestrigen Verkleidung vor ihm. Da fiel dem armen Manne ganz-

lich der Muth und er dachte an nichts Geringeres, als an Gefängniß und Stockhiebe, denn die Herzoginn war bekannt als hoffärtig und ohne Nachsicht. — Doch der gute Churfürst nahm den Bauer bei Seite, beschenkte ihn reichlich und versprach ihm mehr und gänzliche Straßlosigkeit, wenn er vor seiner Gemahlin eben so reden würde, wie er gestern vor dem Waidmanne gethan.

Da erhielt des Landmanns Zunge große Geläufigkeit und die Fürstinn hörte Manches, worüber sie zu lachen nicht Muth hatte und dem sie zu widersprechen nicht vermochte. Der Herzog redete ihr unter vier Augen noch ernster zu und sie schonte fortan bei ihrer Jagdlust der Getreide, ließ auch von den früheren Beschädigungen soviel ihr kundbar wurde und ihr möglich war, vergüten.

Die Franziskaner - Rente.

(Eine Begebenheit aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts)

Es ist ein Meierhof im Bergischen, der zahlt noch jezo unter anderen Grundlasten auch den Preis zweier feisten Schweine alljährlich an die Domainenkasse. Von einem Kloster kam diese Rente an die Domaine. Wie aber, ist gar schnurrig zu hören. Es ist fast kein betagter Ackersmann im Lande, der die Mähr nicht zu erzählen weiß.

Auf besagtem Meierhof, im Norden unserer Heimath, gar einsam gelegen, kehrte vor mehr als hundert Jahren ein feister Franziskaner ein, der sich auf dem sogenannten Termine, d. h. auf der Bettelfahrt befand. Es war Spätherbst, die Tage kurz, schlüpferig die Wege und das Wetter schlecht. Der Pater bat um Nachtherberge, die einem Bekutteten von frommen christ-katholi-

sehen Bauersleuten nie verweigert wurde. Der Pater war müde, er suchte zeitig das Nachtlager, das ihm in einer Kammer oberhalb der Wohnstube bereitet war. Frühmorgens, noch mehrere Stunden vor dem Tagen, weckte ihn ein Pochen an der Hausthüre und ein rauher Ruf um Einlaß draußen. Der Hausherr stand auf, er öffnete und kam mit dem Ankömmling in die Wohnstube. Der Pater konnte jedes Wort vernehmen, was dort geredet wurde, obschon man absichtlich leise sprach, um den Gast nicht zu wecken.

„Welcher von den feisten Gefellen soll nun zuerst in's Messer, Gevatter Steffen?“ fragte die rauhe Stimme des Angekommenen. „Ich denke (entgegnete die dem Pater wohlbekannte Stimme des Ackerwirths), ich denke, wir nehmen den Franziskaner zuerst beim Ohr, der ist der fett'ste Kerl, und wird sich am meisten sperren, das ist der beste Braten; den Andern können wir noch eine Weile laufen lassen bis Christag oder gen Lichtmess. „Also dem Franziskaner soll's gelten“ — hub die barsche fremde Stimme wieder an: „Das ist eine Freude, so einen feisten Burschen abzuthun“ — „Ei! spricht doch leise (fiel der Hausherr ein), der Pater Pankrazius schläft gerade über uns, spricht doch leise, sonst könnt' uns der arme Herr noch wach d'rüber werden!“ — Nun flüsteren sie leise drunten, der Pater konnte Nichts mehr verstehen von dem, was sie sagten, aber er hatte genug, er hatte schon zuviel gehört, um ruhig dabei im Bette verbleiben zu können. Er hatte deutlich verstanden, daß man ihn umbringen, ihn förmlich abschlachten wollte, er hörte schon das Messer schleifen auf der Treppe und in seiner Todesangst rief er alle Heiligen um Rettung an. Noch glaubt' er, daß heimliche Flucht ihn retten könne. Leise öffnete er die Thüre der Schlafkammer und tappte im Finstern umher, bis er an eine durch einen Wirbel verschlossene Thüre gelangte. Er öffnete dieselbe, kroch und tappte durch den kalten Raum umher und gewahrte bald, daß er sich auf dem Laubschober befände oberhalb des Schweinestalles. Hier gedachte er, sich in das dürrer Laub einzuscharren und bis zum Anbruche des Tages zu verbergen. Doch als er beschäftigt war, sich dort

in Espren zu vergraben, brach ein dünner Sparren des Bodens unter seinem Körpergewichte und der gute Pater stürzte hinab in den Saustall zwischen die beiden aufgeschreckten grunzenden Rüsselthiere.

Die geringe Höhe des Laubbodens und der tiefe Schweinemist beschirmt den Pater vor Beschädigung; doch Todesangst und Sturz hatten ihn so betäubt, daß er keine weitere Flucht zu wagen fähig und sich, Gebete murrend in eine Ecke kauerte und hinter die größte Sau verbarg. Beruhiget waren seine borstigen Stallgenossen, da hörte er des Meiers Stimme seinem Knechte zurufen: „Er solle den Franziskaner hervorholen, es sei zum Abschlachten höchste Zeit!“ Der Pater dachte: jetzt gehen sie auf die Kammer und finden das Nest leer und dann durchsuchen sie das ganze Haus — aber, o Schrecken! der Mordknecht kam gerade auf den Saustall zu, schob den Riegel zurück und rief: „Heraus, heraus, du dicker Franziskaner! du hast dich lange genug gemastet, jetzt sollst du unter's Messer!“ — „Erbarmen! habt ein christlich Erbarmen!“ — rief der vor Schrecken schon halbtode Pater: laßt mich leben! laßt mich leben! — Der Meiersknecht fast noch mehr erschreckt, als selbst der Pater, fiel rücklings über die Schwelle des Stalles zurück, warf dann zu seinem Schutze die Thüre wieder zu und eilte zu seinem Herrn und dem Schlächter, ihnen zu verkünden, daß beide Säue im Stalle beherzt seien, daß sie reden könnten, und um ihr Leben flehen. Der Meier und der Metzger lachten über die Dummheit des Burschen, sie keiften derb mit ihm und wiederholten ihren Auftrag. Er aber beharrte bei seiner Meldung und schwur, sich lieber todtschlagen zu lassen, als zu dem Satansvieh zurückkehren zu wollen. Da gingen denn die Beiden auch zum Stalle hinab und der Metzger trat vor die Thüre und rief: „Nun, du dicker Franziskaner, du wirst dich doch wohl vor mir nicht sperren wie ein Heide!“ Gebrunze und Flehen um Gnade und Barmherzigkeit, wie eben der Knecht vernommen, waren die Antwort. Mit Eiseskälte überließ es den Schlächter, sowie den Meier und sie standen vor dem Stalle und hielten Rath darüber, was jetzt zu thun sei. Die Beherung des Viehes schien

beiden außer Zweifel und sie fanden für das Beste, den Pater zu wecken, daß er komme und die beiden Säue erörzire. Sie gingen in's Haus.

Der Pater aber, der ihr Gespräch aufmerksam angehört hatte, bemerkte jezt das Gewirre seines Mißverständnisses. Was er von dem Abschachten des Franziskaners raumen gehört hatte, betraf nicht ihn, sondern den feistesten seiner Stallgenossen, dem man eben dieser seiner Eigenschaft wegen den Namen beigelegt hatte. So hat bei den Landleuten jedes Stück Vieh seinen Eigennamen, und nicht allein die gewöhnlichen Kalenderheiligen, die Blumen des Feldes, die Farben u. s. w. müssen dazu ihre Benennung herleihen, sondern sogar Orden und Würden. So hört man nicht nur von Franziskanern, sondern sogar von Pastoren und Dechanten unter dem Stallvieh, je nachdem der gute Landmann in seiner Eigenthümlichkeit irgend einen Grund zu irgend einer Gleichstellung fand. Wie er jezo noch eine Milchkuh z. B. Maiblume, oder Nachtigall nennet, konnte er damals wohl viel sinniger und analogischer ein Thier, das blos fraß und soff, im Eblibat lebte und Nichts that als Grunzen und sich Masten, einen Franziskaner heißen.

Doch der gute Pater Panfranzius, als er des Mißverständnisses inne geworden, athmete wieder freier auf, er schüttelte die Laubstreue, den Mist seiner borstigen Genossen von sich und trat aus dem Stalle hervor, sich, den Gesuchten, bemerklich und den Erorcisten zu machen. Nach einmaliger Ueberlesung der Schweine hörte man kein menschliches Wort mehr von ihnen, sie grunzten und schnurrten fort und fort. Der Pater eröffnete dem Meier, daß er nun ohne Gefahr den Franziskaner schlachten könne; allein der ängstliche Mann wollte sich an behextem Viehe weder vergreifen, noch dies zu seinem Nutzen verkaufen, er wollte gar Nichts mit demselben zu schaffen haben, es wurde ihm zu lang, bis er's aus dem Stalle hatte. — Da war der Pater des Vortheils seines Klosters bedacht, er erhielt seine beiden Stallgenossen zum Geschenke und des Meiers Knecht half ihm obendrein die feisten Gesellen dem Convente zutreiben.

Dafür ärdtete der Pater Panfratz unerschöpfliches Lob seines Guardians und seiner Mitmönche. Seine Angst, seine Flucht, sein Mißverständniß vertrauete er nur insgeheim Wenigen an. Diese aber haben es gemein gemacht und der Convent, der Todesangst des Paters eingedenk, forderte anderen Jahres als Sühne hierfür von dem frommen Meier wiederum die jährlich angelobten beiden Schweine. Der Meier behauptete zwar, daß er das verherzte Vieh ohne Wiederholung der Gabe zu versprechen, dem dicken Panfratz überlassen habe. Das Kloster aber behauptete: er habe eine Jahresrente damit stipulirt, die Sache kam zu Proceß, der Meier verlor und mußte fort und fort jährlich zwei Schweine liefern, welche Entrichtung, später in eine Geldrente umgewandelt, noch fortbesteht bis zum heutigen Tage.

Peter Sahn,

der biedere Schmied zu Solingen.

(Ein Beispiel von Heldenmuth und Unterthanentreue aus der Zeit des siebenjährigen Krieges.)

Die merkwürdige weltberühmte Fabrikstadt Solingen liegt auf einer der höchsten Hochfläcken im Bergischen. Sie entstand im Schutze eines Ritterschlosses gleiches Namens, das Herr Heinrich von Duffte an den Grafen Gerhard von Berg und Wilhelm und Margaretha von Berg an das Kloster Altenberg (13. December 1363) verkauften. Schon im zehnten christlichen Jahrhunderte stand zu Solingen eine Kirche, und zur Zeit, als das Kloster Altenberg den Edelhof kaufte, waren viele Häuser umher, wo meistens Schwerdschmiede wohnten, die schon Graf Adolph VII., der

Schöpfer unserer bergischen Gewerbthätigkeit (1288) mit Freiheiten bedacht hatte. Von späteren Landesherren (1401, 1472, 1571 u.) wurden diese Begünstigungen vermehrt und die Größe des Ortes, die Bedeutendheit der Fabriken stieg immer rascher empor. Hugenotten und andere des Glaubens wegen Vertriebene ließen sich später im Schutze der Solinger Privilegien als fleißige kunstfertige Arbeiter nieder. Meistens auf Altenberger Grund, den die Mönche parcellirt theils verkauften, theils in Erbpacht gaben, erhob sich die Stadt, die im dreißigjährigen Kriege noch Wälle und Vertheidigungsmauern hatte. Nach dem westphälischen Frieden stieg der Solinger Gewerbleiß besonders hoch und Solingen war eine Zeit lang der Hauptort des Bergischen Handels und dabei die bedeutendste Werkstätte für Waffen in ganz Europa. Noch strahlen Solinger Klingen in allen Welttheilen, in allen Zonen. Als ihre Vertheidigungsmauern abgebrochen waren, dehnte die Stadt sich immer weiter aus und dies nicht nach Weise anderer Städte in dichtgeschlossenen Gassen mit ununterbrochen fortlaufenden Häuserreihen, sondern hier und dort auf dem Berge, oder um dessen Fuß stiegen einzelne Häuser und Weiler empor, die ein Gewerbe mit der Stadt verbindet. Unzählbare ältere und neuere Ortschaften und zerstreute Häuser, in deren Mitte der alte Hauptort, führen den Sammelnamen Solingen. Der Reisende täuscht sich gewaltig, der dorthin kommt, um eng zusammengedrückte Fabriken zu sehen, wo Hunderte von Armen sich in Einem Raume erheben. Er findet blos einzeln zerstreute Schmiedewerkstätten auf den Bergen und einsame Schleifmühlen an der Wupper, aber alle diese Hunderte von Werkstätten arbeiten mit gleichem Fleiße zu Einem Zwecke, aus einem Hause werden die noch unfertigen Stahlwaaren ins andere hinüber getragen und sie kommen in mancher Hand, ehe sie in ihrer Vollendung strahlen. So wird unter einem Dache das Schwert blos noch ausgeschmiedet, unter dem anderen erhält es erst Biegung und Form, dann Blutrinne, dann Rücken und Schärfe und Härte und Politur. Ein Anderer macht das Heft, ein Anderer die Scheide, ein Anderer die Gehänge n. s. w. Jede

Art von Schwertern und anderen Waffen hat dort ihre eigenen Arbeiter, und der Schwertfeger befaßt sich mit Dolch- und Messerklingen so wenig wie der Harnischmacher, der Scheerenmacher nicht mit Messer, und der Gabelschmied ist wieder ein Anderer. — Jetzt ist das Gewerbe einem Jedem offen, früher hielt es schwer in die Zunft aufgenommen zu werden, aber als höchst ehrenvoll galt sie und sogar Adelige bewarben sich um die Schwertfegerconcession.

Kurz vor dem siebenjährigen Kriege wohnte zu Limminghofen, einem aus den vielen gewerbereichen Weilern, die Solingen umgeben, der Gabelschmied Peter Hahn, der Sprosse einer sehr achtbaren Schwertfegerfamilie, die noch in der Nähe von Solingen heimisch. Er war im Jahre 1720 zu Jacobshäuschen geboren. Das Herzogthum Berg befand sich damals unter der friedlich stagnirenden Regierung des churpfälzischen Hauses, als in dem jungen Könige von Preußen Friedrich II. ein Heros auftrat, der, gleich den Helden des alten Griechenlandes, sein Volk zu großen Thaten erweckte. Auch Peter Hahn, ein wackerer, an Leib und Geist kräftiger Jüngling, ein ächter Solinger, fühlte sich zu diesem wahrhaft deutschen Helden hingezogen und er verließ Eltern, Genossen und Heimath, um unter die Siegesfahnen des Einzigen zu treten. Doch that er dies nicht bloß um der blutigen Vorbeerfränze theilhaft zu werden, sondern vornehmlich um das gute Recht, für sein Vaterland und den rechtmäßigen Landesregenten.

Der Mannsstamm des bergischen Fürstenhauses war kurz vor dem dreißigjährigen Kriege (25. März 1609) mit Johann Wilhelm dem Unsinnigen ausgestorben und das Haus Preußen (Brandenburg), als die ältere weibliche Linie, war nach des Landes und des Reiches Rechten, sowie durch Hausverträge zur Herrschaft über Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensberg berufen; allein die damalige Verwirrung aller Angelegenheiten hielt das gute Recht unterdrückt und Brandenburg, von den niedrigsten Verhältnissen gedrängt, war eine einstweilige Theilung der Erbschaft eingegangen, nach welcher es Cleve und Mark erhielt, Jülich und

Berg aber an die jüngere weibliche Linie, an das zu diesem Zwecke zur katholischen Kirche übergetretene Haus Neuburg kam, dessen Ansprüche Oestreich und die Spanier aus Religionshaß förderten. Keineswegs aber hatte Preußen seinen Ansprüchen entsagt, und als mit dem Jahre 1742 die pfalzneuburgische Fürstenlinie erlosch, traten die alten Ansprüche Preußens auf die verwaisten widerrechtlich vorenthaltenen Lande um so klarer hervor. Obgleich Carl Philipp Theodor von Sulzbach, ein Seitenverwandter des letzten Neuburgischen Sprossen Carl Philipp, die Regierung von Jülich und Berg im Schutze des Reiches antrat, so unterließ es König Friedrich II. doch nicht, seine gerechtesten Ansprüche, auf gründliche Rechtsgutachten gestützt, zu verlaublichen, und was man noch von dem jungen Helden gehört hatte, berechtigte, seiner Sache den glücklichsten Ausgang zu versprechen. Deshalb war es natürlich, daß Viele in Berg den König von Preußen schon damals für ihren einzig rechtmäßigen Landesheerrn hielten, und besonders die Herzen der Protestanten, die unter der sonst in Manchem löblichen pfälzischen katholischen Regierung erlittenen schmähhchen religiösen Druck nicht vergessen konnten, flogen Friedrichen, von dessen Rechtsgründen überzeugt, freudig entgegen. — Viele bergische Jünglinge, besonders aber aus der Gegend von Solingen und Elberfeld eilten zu dem preußischen Heere und auch der zweiundzwanzigjährige Peter Hahn trat im Jahr 1742 in ein königliches Infanterieregiment ein. Zwölf Jahre hindurch begleitete Hahn den Einzigen zu allen den preiswürdigen Siegen über die Kriegsmacht von fast ganz Europa und kehrte dann, ein Genosse des Ruhmes, mit ehrenvollem Abschiede, mit ehrenvollen Narben in seine Heimath, nach Solingen, zurück. Bald nach der Heimkehr heirathete er die Tochter des Abraham Kronenberg zu Kotten, Schwester des Abraham Kronenberg, Eigenthümers des Reckhammers zu Kottenhammer und trieb sein Gabelschmiedhandwerk mit dem größten Fleiße. Doch obgleich ihn, als Vater zweier Söhne, die Sorge für sein Hauswesen an die Heimath gebannt hielt, so lebt er im Geiste doch noch auf den

Feldern des Ruhmes, und die Großthaten, die Leutseligkeit und die Güte seines Königs hatten diesem sein ganzes Herz zugewandt, hatten die treue muthige Seele an den großen Geist gefesselt.

Um diese Zeit begann der dritte Schlesiſche, der sogenannte siebenjährige Krieg (1756—1763), und ein verderbendrohendes Ungewitter zog ſich aus dem ganzen Europa gegen das beneidete Preußen zuſammen. Rußland, Schweden, Frankreich und das deutſche Reich ſchoben gewaltige Streitkräfte gegen Friedrich, den Einzigen. Da kam im Frühjahr 1757 der Prinz Soubiſe mit ſeinem übermüthigen Heere nach Rheinland-Weſtphalen. In Solingen hielten das überberüchtigte Fiſcher'sche Freicorps und einige andere franzöſiſche Truppen Raſtage, und es iſt wohl kein Wunder, daß der Veteran Peter Hahn jezt wieder zu neuer Thatenluſt geweckt und um ſeinen bedrohten König beſorgt wurde. Kaum hatte er die Nachricht von dem Einrüden fremder Kriegsleute erhalten, als er Sonntagsrock und Kittel über das Schurzfell warf und in das Gaſthaus zum Himmel bei Aſcheuer in Solingen eilte, wo er mehrere Franzoſen in der Trinkſtube fand, bei denen er ſich um die Kriegsangelegenheiten erkundigte. Da vernahm er, wie dieſe Franzmänner, mit Prahlworten nie zu ſargen gewohnt, von ſeinem verehrten Könige gar klein und unziemlich redeten und unter Andern ſagten: „Den großen Preußenfriſch würden ſie bald zu einem kleinen Männlein gemacht haben, Er ſolle nicht ſo viel Land behalten, daß er eine Ziege davon ernähren könne.“ — Da fing der alte Krieger Feuer, gleich nahm er eifrige Partei und ſuchte die Feldherrntugenden Friedrichs, von denen ſeines Crachtens des Krieges Ausgang abhing, in ein günſtigereſ Licht zu ſtellen. Von Streitworten kam es zu Schlägen. Wie der treue Hahn aus Liebe zu ſeinem Könige einſt des feindlichen Kugelregens nicht geachtet hatte, ſo brachten ihn jezt die Fäuſte der feindlichen Ueberzahl nicht zum Schweigen. Er ſchnur hoch und theuer: „auch wenn Friedrich unterliege, ſo ſei bei ihm mehr Ehre zu erlangen, als bei den ſiegenden Feinden; ein einziger Gedanke des großen Königs ſei

mehr werth, als des Prinzen Soubise ganze Kriegskunst sammt der lahmen Reichsarmee und den wilden Russen; jeder wackere Mann, in welchem nur noch ein Funken von Ehrgefühl glühe, könne nicht umhin, dem bedrängten Könige beizustehen; Gott werde mit ihm sein.“ „Friedrich muß Hülfe haben“ rief er in vollem Enthusiasmus, warf das Schurzfell von sich und stürzte aus dem Hause. Auf Mangerberg sahen ihn mehrere Bekannte die Straße so hastig eilen und fragten ihn, wo er hin wolle? „Friedrichen Hülfe bringen“ rief er und eilte vorüber. Mit gleichem Ausrufe grüßte er seinen Vetter Witte, der ihm bald darauf begegnete. Hahn erzählte ihm den Vorfall im Gasthause zum Himmel, wie der von den Schelmenfranzosen gehört habe, daß des guten Friedrichs Sache gar schlimm stehe und wie die Prahlhänse schon glaubten, ihn im Sacke zu haben. Drum, sagte er ferner, habe er sich aufgemacht, um zu seinem alten Regimente zu kommen, dem Könige in seiner Noth beizustehen und dessen Feinden die üppige Prahlerei verleiden zu helfen.“

„Und Weib und Kind wolltet Ihr verlassen?“ fragte Witte erstaunt: „Ihr wollt laufen in Händel, die Euch nichts angehen und die auch ohn' Euch geschlichtet werden, und denkt nicht an Eure Familie, die Ihr zu ernähren verpflichtet seid? Kommt, Gevatter, mit mir nach Hause zurück, denkt der Sache ruhiger nach bis Morgen, und dann wird Euch der Schwindel schon vergangen sein.“

„Ich habe mich bedacht, ich kenne meine Pflichten“, fiel Hahn dem bedächtigen Nachbar in's Wort: „der große Friedrich ist eigentlich der Herr dieses Landes, ihm hab' ich geschworen zu Wasser und zu Lande getreu zu dienen wie ein ehrlicher Kerl; ein Schurke wär' ich, wollt' ich sagen, daß mich meines Herrn Noth nichts angehe. Dächten Alle so wie Ihr, so wär' er schon verloren, aber was ich vermag, will ich ihm bringen, diese Arme und ein treues Herz. Geht Ihr zu meinem Weibe und sagt Ihr, daß es nicht anders sein kann. Sie hat noch eine schöne Summe Geldes, die ich Ihr erwarb und das wird ausreichen bis ich wieder komme; fall' ich, so hat sie noch einen reichen Bruder, der sie

nicht darben lassen wird. Wer von höheren Pflichten abberufen wird, der mag Weib und Kind mit Zuversicht dem Himmel anbefehlen. Das sagt meinem Weibe und grüßt sie von mir und bringt ihr hier meinen Sonntagsrock, D'raus sie Röcklein machen mag für die Kleinen — ich kann im Kittel bis zum Regimente gelangen und dann gibt mir der König Kost und Kleider.“ Darauf übergab Hahn seinem Freunde den Rock und eine Reihe Semmel, die er für die Kinder gekauft hatte, gab ihm noch mehrere Aufträge, das Hauswesen betreffend, und eilte in dem Hochgeföhle der Pflichterfüllung dem Regimente zu, bei welchem er vor vier Jahren gedient hatte.

Als Hahn bei dem Regimente eingestellt war und mehrere Rekruten aus der Gegend von Solingen ankommen und von ihm und den edlen Beweggründen seiner Dienstnahme erzählten, da ärndtete Hahn ein großes Lob bei seinen Obern, er erhielt von den Offizieren ansehnliche Geschenke und kam bei seinen Kameraden hoch in Achtung. Alles aber, was er geschenkt erhielt und was er von seiner Löhning zu erübrigen vermochte, sandte er seiner Frau nach Limminghofen. Hahn war ein Muster von Diensttreue; er folgte seinem Könige zu den herrlichsten Siegen und sah Franzosen, Russen, Destrreicher und die Reichsarmee von dem Einzigen hingeseucht. Bald nach der Schlacht bei Torgau (1759) gerieth Hahn in Gefangenschaft der Destrreicher und wurde mit mehreren Kameraden nach Pettau in der Steiermark gesandt, wo er bis zum Friedensschlusse als Kriegsgefangener blieb. Der Friede zu Hubertsburg endigte (15. Februar 1763) den siebenjährigen Krieg, in welchem sich Friedrich als den größten Feldherrn Deutschlands gezeigt hatte. Fortan war der König ein Vater seines Volkes, ein Beglückter seiner Lande. Nur die Noth hatte ihn auf das Schlachtfeld gerufen. Doch die feindlichgesinnten Nachbarn waren von seinen Heldenthaten eingeschüchtert und es wagte Keiner mehr, den alten Löwen zu reizen.

Mit dem schönen Bewußtsein, Treu und Pflicht seinem Könige bewährt zu haben, mit dem erhebenden Geföhle, ein Förderer und Theilnehmer seines Ruhmes zu

sein, eilte Peter Hahn, sobald nach dem Frieden die Gefangenen ausgewechselt wurden, voll Sehnsucht nach den Verlassenen der Heimath zu. Sonderbar, daß ihm auf der Höhe zwischen Solingen und Langenfeld als erster Bekannter derselbe Witte begegnete, dem er vor fünf Jahren auf dem Mangenberg Lebewohl gesagt. Freudig drückten die Nachbarn sich die Hände, und hatte Hahn aus all der mühseligen gefahrvollen Fahrt in seinem grauleinernen Kittel auch nichts Sichtbares mitgebracht als ein durch die lange Gefangenschaft verbleichendes Aussehen und die Vermehrung ehrenvoller Narben, so vermochte Witte doch jetzt, da er der Siege der königlichen Armee, die ganz Europa in Staunen gesetzt, eingedenk war, nur mit Ehrfurcht und Bewunderung den ruhmvoll wiederkehrenden Nachbarn anzuschauen, und hatte er früher den heldenmüthigen Entschluß des getreuen Veteranen thöricht gescholten, so mochte er ihn jetzt wohl beneiden, denn das getreue Bergische Land ernährt Niemanden, der nicht ein solches Pflichtgefühl zu würdigen weiß.

War Witte's Freude groß, den Better und Nachbarn wohlbehalten wieder zu sehen, so war noch größer die Freude des Wiedergekehrten, als er von ihm vernahm, daß Weib und Kind sich wohl befanden und es ihnen an Nichts gefehlt habe. Fortan lebte er als ein wackerer Familienvater und starb, geachtet von Allen, die ihn kannten, in einem Alter von mehr als siebenzig Jahren, deren siebenzehn er seinem Könige gewidmet hatte. Sieben Söhne, der Segen seiner glücklichen Ehe, haben uns aus seinem Munde die Erzählung seiner Abenteuer erhalten und schon auf ihre Kinder und Enkel vererbt. Unzählige Anekdotenbücher bekunden des großen Königs Herablassung und Freundlichkeit selbst gegen gemeine Soldaten, wodurch er ihre Herzen gewann. Auch Hahn war von dem Könige oft auf Schildwache und Feldposten freundlich angeredet worden. Das war ihm mehr als reicher Geldgewinn, ihm, dem ächten Solinger. Wohl wird seinen Landsleuten von denen, die sie verkennen und nicht zu behandeln wissen, Hartnäckigkeit und sogar Streitsucht vorgeworfen; allein mit Unrecht. Das flammende

Ehrgefühl dieser Leute, das Bewußtsein des Werthes ihrer eignen guten, aufopfernden Gesinnung fordert Anerkennung und Freundlichkeit. Wer ihnen liebevoll entgegen tritt, an dem hangen sie mit ganzer Seele und opfern Gut und Blut für ihn; allein wer sie schändet behandelt, oder ihnen etwas abdringen will, der findet sie fest und unbeugsam, hart wie der Stahl, den sie schmieden. — Nach vielen Stürmen und Kämpfen hat sich endlich das gute Recht bewährt; die widerrechtlich lange vorenthaltene Erbschaft ist an Preußen gekommen: der Bergische steht in seinem erlauchten Herrscherhause noch die Sprossen seiner frühesten Grafen — eine sonderliche Gnade der Vorsehung, deren sich wohl kein zweites Land zu erfreuen hat. Aber auch die Liebe der Bergischen zu ihrem Landesherrn hat sich nicht minder bis heute erhalten. Wird man Beispiele von aufopferndem Heldenthum, von Pflichtgefühl und Unterthanentreue nennen, so wird Solingen gewiß den Namen des Peter-Hahn nicht vergessen und manches Land, größer als das Bergische, wird nicht ein solches schönes Beispiel von seinen Söhnen zu rühmen wissen.

Das Bergische Land ist ein Land der
Ehre und Tapferkeit. Die Bergischen
Grafen haben es durch ihre Thaten
zu einem Lande der Freiheit und
Gerechtigkeit gemacht.

Das Bergische Land ist ein Land der
Ehre und Tapferkeit. Die Bergischen
Grafen haben es durch ihre Thaten
zu einem Lande der Freiheit und
Gerechtigkeit gemacht.

Das Bergische Land ist ein Land der
Ehre und Tapferkeit. Die Bergischen
Grafen haben es durch ihre Thaten
zu einem Lande der Freiheit und
Gerechtigkeit gemacht.

Des Amtmanns Spuk auf der Bahner Haide. *)

(Bergische Volksfage aus dem vorlezten Jahrhundert.)

Um Mitternacht am Moore hält Wagen und Gespann,
Dann steigt aus dem Rohre ein langer hagrer Mann,
Die Wangen, die knochichten, bleichen, umwogt von Pe-
rückengefraus,
Moornebel zu vergleichen vor tiefem Dunkelgraus.

Dazwischen die Unkenaugen, die matten, so stier, so hohl
Gleich Blasen auf giftigen Lagen — ihr Blick er thut
nicht wohl!
Im Rothrock mit goldnen Borten, in der Hand den
Tressenhut,
Noch hemmt er mit keisenden Worten der scharrenden
Kenner Gluth.

Dann springt er in die Karosse, faßt Zügel und Peitsche
geschwind,
Ausgreifen, es fliegen die Kasse dahin wie der Wirbelwind.
Es füllt des Wagen Gepolter der Haide nächtlichen Raum,
Ginster und Wachholder rühren Rad und Hufschlag kaum.

Vorüber dem Sumpfe dem faulen, hinüber den wir-
belnden Sand,
Durch Sträucher, durch Gräben und Kaulen, vorüber der
Waldung Rand.

*) Bahner, ein Ackerdorf an der Straße nach Siegburg, gab der großen Haide den Namen, welche ostwärts von der Heerstraße bis an die Berge grauet. Von dem nächtlichen Wagengepolter auf der Haide weiß dort Alt und Jung, auch vom ungerechten Amtmann, der von Irlichtern, den Geipenstern von Kindern, die er frevelnd überfuhr, auf mitternächtlicher Spuckfahrt hingeseuchet wird.

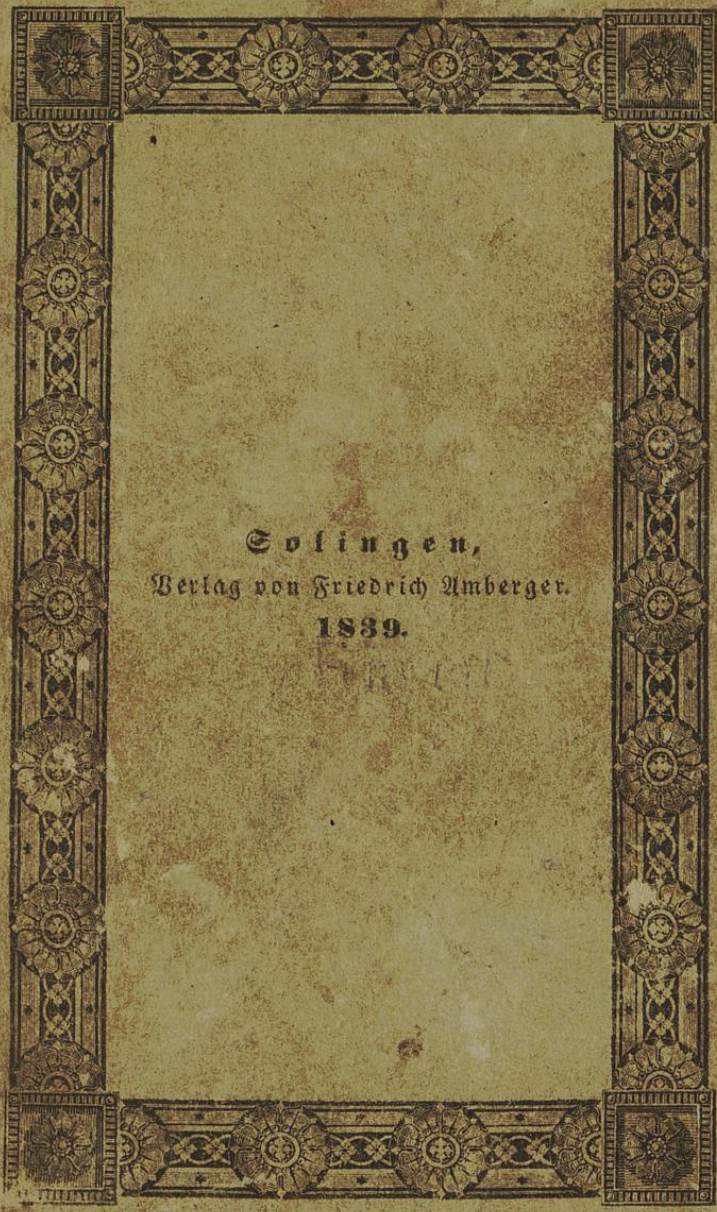
Das Kaninchen von der Achse Getrommel geschreckt in
die Höhle flieht,
Die Taucher, der Spatz, der Dommel sie entflattern
schreiend dem Ried.

Die Eulen an dem Raine sie flogen mit tausendem
Flug,
Das Irlicht mit flackerndem Scheine es schließet sich an
dem Zug.
Viel dunkle wirre Gestalten sie folgen der Kaross',
Sie jagen den Amtmann den Alten, sie scheuchen das
flüchtige Roß.

Auf ferner Straße lauschen fremde Wanderer in Nacht,
Sie wähnen, daß Mühlen rauschen, daß fern ein Poch-
werk fracht;
Der Landmann schließt Thür und Fenster und betet mit
seinem Haus,
Daß ihm nicht nahe der Gespenster nächtlicher wilder
Graus.

Er weiß, daß im Grabesgrunde dem Frevler nicht
Rast und Ruh,
Die Kinder hören der Kunde vom bösen Amtmann zu.
Das ist keine Fahrt zur Freude — Gott bewahr' uns
Alle davor!
Es ist auf der Wahner Haide des todtten Amt-
manns Rumor.

Gummersbach, gedruckt bei Friedrich Luyken.



Solingen,
Verlag von Friedrich Amberger.
1839.

III 36 Bog. 53.

606

2,25 ells

0,50 Muffel ablofen u. anfleben

2,75 ells

606

apfelbaum

III 30

Inches 1 2 3 4 5 6 7 18 19

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

